

Rundfunk und Geschichte

Mitteilungen des Studienkreises Rundfunk und Geschichte
Informationen aus dem Deutschen Rundfunkarchiv

31. Jahrgang Nr. 1–2/2005

**Karl Rössel-Majdan und die Rundfunkforschung
in Österreich**

**Die »EBU Screening Sessions«: Wandlungen
des europäischen Marktes für Fernsehprogramme**

**»Die Welle der Freude«. Die neuen Programmangebote
des NWDR auf UKW in den 50er Jahren und ihre Nutzung.**

**Kultregisseur Michael Powell und sein Ballettfilm
»Der Zauberlehrling«**

Rezensionen

Bibliografie

Mitteilungen des Studienkreises Rundfunk und Geschichte

Zitierweise: RuG – ISSN 0175-4351

Redaktion: Claudia Kusebauch Christoph Rohde Steffi Schültzke Hans-Ulrich Wagner

Inhalt

31. Jahrgang Nr. 1–2/2005

Aufsätze

Theodor Venus
Karl Rössel-Majdan und die Rundfunkforschung in
Österreich 1950–1966 **05**

Christian Henrich-Franke
Die »EBU Screening Sessions«: Wandlungen
des europäischen Marktes für Fernsehprogramme
1963 – 1985 **17**

Konrad Dussel
»Die Welle der Freude«. Die neuen
Programmangebote des NWDR auf UKW
in den 50er Jahren und ihre Nutzung. **26**

Dokumentation

Harald Keller
In Kooperation mit dem NWDR-Fernsehen:
Kultregisseur Michael Powell und sein Ballettfilm
»Der Zauberlehrling« von 1954 **36**

Miszellen

Thomas Beutelschmidt
Das literarische Fernsehen.
Tagungsankündigung **40**

Oliver Zöllner
»Raoul Duke«, »Dr. Gonzo«: Zum Tod
von Hunter S. Thompson (1937–2005) **40**

Rüdiger Steinmetz
Teuflich gut: mephisto 97.6, das universitäre
Leipziger Lokalradio wird zehn **42**

Steffi Schültzke
Screen-studies conference in Glasgow.
Tagungsbericht **44**

Christoph Rohde
Giftspinne im Äther. Studie zum NDR und
dem Ministerium für Staatssicherheit **45**

Hans-Ulrich Wagner
Neuer Arbeitskreis Mediengeschichte
in der Gesellschaft für
Unternehmensgeschichte GUG **46**

Claudia Kusebauch
Mediengeschichte zwischen Kultur und
Technik – Tagungsbericht **47**

Rezensionen

Peter Marchal:
Kultur- und Programmggeschichte
des öffentlich-rechtlichen Hörfunks
in der Bundesrepublik Deutschland.
(Ansgar Diller) **49**

Markus Moke:
En Campaña. Wahlkampf in Chile
zwischen Modernität und Tradition.
(Henrike Viehrig) **49**

Antje Eichler:
Protest im Radio. Die Berichterstattung
des Bayerischen Rundfunks
über die Studentenbewegung 1967/1968.
(Wolfram Wessels) **51**

Evan Wright:
Generations Kill. Devil Dogs,
Iceman, Captain America, and the New Face
of American War. (Generation Kill: das
neue Gesucht des amerikanischen Krieges)
(Oliver Zöllner) **51**

Rainer Schützeichel:
Soziologische Kommunikationstheorien.
(Sascha Trültzsch) **52**

Christoph Classen:
Faschismus und Antifaschismus.
Die nationalsozialistische Vergangenheit
im ostdeutschen Hörfunk 1945–1953.
(Edgar Lersch) **53**

Simone Tippach-Schneider:
Tausend Tele-Tips. Das Werbefernsehen
der DDR 1959 bis 1976.
(Rainer Gries) **55**

Heimo Godler u.a.:
Vom Dampfradio zur Klangtapete.
Beiträge zu 80 Jahren Hörfunk in Österreich.
(Theodor Venus) **56**

Margit Fröhlich/Hanno Loewy/
Heinz Steinert (Hrsg.):
Lachen über Hitler – Auschwitz-Gelächter?
Filmkomödie und Holocaust.
(Christoph Classen) **58**

Christiane Fritsche:
Vergangenheitsbewältigung im Fernsehen.
Westdeutsche Filme über den Nationalsozialismus
in den 1950er und 60er Jahren.
(Edgar Lersch) **60**

Hörspiel 1952–1953
(Wolfram Wessels) **61**

Andreas Hepp, Friedrich Krotz, Carsten Winter:
Globalisierung der Medienkommunikation.
(Oliver Zöllner) **62**

Jost-Arend Bösenberg:
Die Aktuelle Kamera (1952 – 1990)
(Tilo Prase) **63**

Albert Kümmel u.a.:
Einführung in die Geschichte der Medien
(Konrad Düssel) **64**

Internet-Rezension:
Webangebote zum 60. Jahrestag des Kriegsendes
(Thomas Wilke/Claudia Kusebauch) **65**

Daniel Krausnick:
Das deutsche Rundfunksystem unter
dem Einfluss des Europarechts
(Dietrich Schwarzkopf) **67**

Ronald Kurt:
Hermeneutik
(Anja Peltzer) **69**

Claudia Fraas/Michael Klemm (Hrsg.):
Mediendiskurse
(Thomas Wilke) **70**

Klaus Arnold, Christoph Classen (Hrsg.):
Zwischen Pop und Propaganda. Radio in der DDR
(Ansgar Diller) **71**

Bibliografie

Zeitschriftenlese 91 (1.7. – 31.12.2004)
(Rudolf Lang) **72**

Mitteilungen des Studienkreises Rundfunk und Geschichte

Autoren der längeren Beiträge

Dr. Konrad Dussel, geb. 1957, ist apl. Professor für Neuere Geschichte an der Universität Mannheim und freiberuflicher Historiker. Forschungsschwerpunkte bilden die Medien- und vor allem Rundfunkgeschichte sowie die südwestdeutsche Lokal- und Regionalgeschichte. Zahlreiche Veröffentlichungen, zuletzt: Deutsche Tagespresse im 19. und 20. Jahrhundert (Münster 2004), Deutsche Rundfunkgeschichte (2. Auflage, Konstanz 2004).
E-Mail: Konrad.Dussel@t-online.de

Christian Henrich-Franke, geb. 1975, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Siegen. Forschungsschwerpunkte bilden die Kommunikations- und Rundfunkgeschichte, die europäische Integration und die Geschichte der internationalen Beziehungen.
E-Mail: franke@geschichte.uni-siegen.de

Harald Keller, geb. 1958, freier Journalist und unbestallter Medienwissenschaftler. Seminarveranstaltungen u. a. zu programmgeschichtlichen Themen. Mehrere Veröffentlichungen, zuletzt: »Lieferbetriebe und Informationsmakler – TV-Kritik als Handelsware von Agenturen und Textfabriken«. In: Gerd Hallenberger und Jörg-Uwe Nieland (Hrsg.): Neue Kritik der Medienkritik. Köln 2005.
E-Mail: Keller58@aol.com

Dr. Theodor Venus, geb. 1952, Studium der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft und Soziologie in Wien. Langjähriger Lehrbeauftragter für Kommunikationsgeschichte der Universitäten Wien und Salzburg sowie Mitarbeiter der Österreichischen Historikerkommission (1999–2002). Zur Zeit freier Wissenschaftler und Kommunikationshistoriker.
E-Mail: theodor.venus@histcom.at

Theodor Venus

Karl Rössel-Majdan und die Rundfunkforschung in Österreich 1950–1966

Die folgende Darstellung behandelt die Bemühungen des Kulturwissenschaftlers und Pädagogen Karl Rössel-Majdan, die Erforschung des Rundfunks im Rahmen des damaligen Wiener Instituts für Zeitungswissenschaft als neue Forschungsrichtung heimisch zu machen. Da die Darstellung dieser bisher unbekannteren Episode sich wesentlich auf Dokumente aus seinem Nachlass stützt,¹ soll der Beitrag der Erinnerung an den im August 2000 verstorbenen Karl Rössel-Majdan gewidmet sein.

Biographisches

Karl Rössel-Majdan wurde am 2. Dezember 1916 als Sohn von Karl Rössel-Majdan und Margarethe, geborene Soldan, in Wien geboren. Sein Vater, der sich im Ersten Weltkrieg als Artillerieoffizier an der russischen Front bei Lemberg durch besondere Tapferkeit ausgezeichnet und dafür den Maria-Theresien-Ritterorden erhalten hatte, war als Professor an der Staatsakademie für Musik tätig. Wegen seiner öffentlich bekundeten patriotischen Einstellungen und seiner gegen Hitler gerichteten Stellungen, wurde er sofort nach dem 11. März 1938 entlassen und ‚in Schutzhaft‘ genommen. Er starb 1948.² Sein Sohn Karl, der das Akademische Gymnasium in Wien und im Kärntnerischen St. Paul absolvierte, erhielt durch ihn »eine strenge, auf Moral und vielseitige geistige Ausbildung gerichtete Erziehung«.³ Das danach begonnene Jurastudium wurde durch die Einberufung zum österreichischen Bundesheer (Reserveoffizier) zeitweise unterbrochen. Schon als Jurastudent betätigte er sich politisch in der von Kurt von Schuschnigg angeführten Vaterländischen Front. Aufgrund der bekannt antifaschistischen Haltung seines Vaters erfuhren auch er und sein Bruder Viktor nach dem ‚Anschluss‘ Österreichs Zurücksetzung im Fortgang des Studiums, das er im Sommer 1939 mit dem Doktorat abschloss.

Schon im September 1938 wurde er im Rahmen der Besetzung des Sudetenlandes zur Wehrmacht eingezogen. Mit seinem Bruder schloss er sich schon zwei Monate später der konservativen österreichischen Widerstandsgruppe um den Wiener Rechts-

anwalt Jakob Kastelic an, in dessen »Österreichischen Freiheitsbewegung« er bald eine führende Funktion spielte. So beschädigte er im Juli 1939 eine Gedenktafel, die zum Gedenken an die nationalsozialistischen Teilnehmer am Juliputsch des 25. Juli 1934 angebracht worden war. Wenig später wurde sein Bruder Viktor als Soldat wegen negativer Äußerungen über den Kriegsverlauf verhaftet, vor Gericht gestellt und ins KZ Emsfelde verbracht; er starb 1944 in KZ-Haft. Im Oktober 1940, nach dem Auffliegen der Widerstandszelle, wurde die gesamte Führung der Gruppe – Kastelic, Rössel-Majdan und andere – verhaftet. Kastelic wurde 1944 hingerichtet, er selbst zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt.⁴

Nach seiner Entlassung aus der Haft trat er im Januar 1946 in die wissenschaftliche Abteilung von Radio Wien ein. Alphons Übelhör, den er aus der gemeinsamen Widerstandstätigkeit in der Gruppe Kastelic kannte und der inzwischen Mitglied der Österreichischen Volkspartei (ÖVP) war, hatte eine Empfehlung ausgesprochen. Im Dezember 1947

übernahm Rössel-Majdan außerdem die provisorische Leitung des Personalreferats und war in dieser Funktion an der Anwendung des NS-Verbotgesetzes und der Ausarbeitung mehrerer Kollektivverträge beteiligt. Im November 1950 erfolgte die Ernennung zum stellvertretenden Direktor. Anfang Januar 1951 wurde er nach einem Konflikt zwischen zwei Nachrichtenredakteuren, in die er hineingezogen wurde, sowie aufgrund von Differenzen über seine Kompetenzen als Personalreferent abgelöst und in die Wissenschaftsabteilung zurückversetzt.⁵ Seit 1948 war er auch als Herausgeber des in vier Sprachen erscheinenden Magazins »Freude aus Wien« und als Volksbildner tätig. Politisch engagierte sich Rössel-Majdan nach Kriegsende in den 40er Jahren in der von ihm gemeinsam mit Raoul Bumballa gegründeten Demokratischen Union.⁶ Im Februar 1949 erwarb er sein zweites Doktorat mit einer von Erich Heintel und dem Sozialphilosophen Ernst Topitsch betreuten Dissertation über die Sozialphilosophie Jakob Burckhardts, die wenig später veröffentlicht wurde. In der Einleitung kritisierte er die Kurzsichtigkeit vieler Österreicher im Jahre 1938 gegenüber den kriegerischen



Karl Rössel-Majdan (1916–2000)

Absichten Hitlers. Die Arbeit erschien mit einer Widmung an seinen »so rechtlichen Vater und meinen geliebten Bruder«. ⁷ Auch nach seiner Rückkehr in den Rundfunk 1954 startete er verschiedene Initiativen, wie die Errichtung des Internationalen Studienzentrums, dessen Präsident er zeitweilig war oder die Errichtung eines »Orient-Hauses«. Zunehmend wichtiger wurde ihm sein Einsatz für die Verbreitung und Umsetzung der Lehren von Rudolf Steiner im Schulwesen. In den späten 50er Jahren zählte er zu den Mitbegründern des Bundes der Parteiunabhängigen und war ab 1961 Vorsitzender des Liberalen Clubs. Als parteiunabhängiger Kandidat errang er Ende der 50er Jahre die relative Mehrheit bei den Betriebsratswahlen im Österreichischen Rundfunk. ⁸

Das Institut für Zeitungswissenschaft in Wien in den Jahren 1945–1948

An dieser Stelle sei ein kurzer Verweis auf die Etablierung des Fachs Publizistik bzw. Zeitungswissenschaft an der Universität Wien angebracht. Die wissenschaftliche Beschäftigung mit den historischen, politischen, publizistischen und kulturellen Phänomenen Zeitung und Rundfunk begann in Österreich schon vor 1900. Seit der Gründung der Republik Österreich wurden mehrfach Versuche unternommen, das Fach in die Universität zu integrieren, die jedoch erfolglos waren. Gleichwohl hielt die Auseinandersetzung mit der Publizistik und der »öffentlichen Meinung« im Rahmen der Geschichtswissenschaft und Germanistik an. Mit den ersten empirischen und sozialpsychologischen Studien über »Massenmedien« – durchgeführt im Rahmen der von Paul Felix Lazarsfeld initiierten »Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle« – und den Anfängen der empirischen Werbeforschung wurde das Forschungsfeld in den 30er Jahren noch erweitert. Erst über die Initiative von Wilhelm Bauer und Walther Heide kam 1942 die Gründung des Instituts für Zeitungswissenschaft an der Universität Wien zustande. ⁹

Nach Kriegsende war die Existenz des Instituts für Zeitungswissenschaft vorübergehend in Frage gestellt, weil, wie es in einem Bericht an die Philosophische Fakultät hieß, durch eine Beteiligung des Reichspropagandaministeriums an der Finanzierung, die bisherige Forschungsrichtung und die personelle Besetzung als ideologisch voreingenommen galt. Nur der Tatsache, dass seit Errichtung des Instituts über das Kriegsende eine große Zahl von inskribierten Studenten das Fach belegten, verdankte es seine Existenz. Der Lehrbetrieb wurde jedoch im Übergangsjahr 1945/46 nur durch den Historiker Paul Müller provisorisch aufrecht erhalten. Die Fakultät bestellte, nachdem der bisherige Institutsvorstand Karl Kurth Wien verlassen hatte, den Vorstand

des Instituts für Musikwissenschaften Erich Schenk interimistisch zum Institutsvorstand. Nach einem Lagebericht Schenks beschloss die Fakultät am 9. Juli 1945, auf seinen Antrag, unterstützt vom Germanisten Eduard Castlé, sich bei dem damals von Ernst Fischer geführten Staatsamt für Unterricht und Volksaufklärung für die Fortführung des Instituts an der Universität mit einem beamteten Professor reduziertem Personal einzusetzen. Überlegungen des Ministeriums, das Fach in die Hochschule für Welthandel, die spätere Wirtschaftsuniversität zu integrieren, lehnte die Fakultät mit dem Hinweis ab, das Fach sei »nicht darnach ausgerichtet, den vorwiegend kommerziellen Interessen« dieser Hochschule zu dienen; die Zeitungswissenschaft sei entweder als eigenes Institut oder im Rahmen des Historischen Seminars zu erhalten. ¹⁰

Mit der Ernennung von Eduard Ludwig, dem Leiter des Bundespressediensts der Jahre 1922–1936 und Präsidenten der Pressekommission sowie Mitinitiator der »Kammerkurse für Zeitungswesen« 1936–1938, zum Honorarprofessor und Institutsdirektor wurde im März 1946 historische Kontinuität, nicht aber wissenschaftliche Aufbruchsstimmung signalisiert. Als Pressepolitiker verfügte Ludwig zweifellos über große praktische Erfahrungen, der wissenschaftliche Zugang fehlte ihm jedoch vollständig. ¹¹ Ludwig war sich dieses Defizits allem Anschein nach wohl bewusst. Dies ergibt sich aus seinen Bemühungen, den Kanon des Lehrangebots durch Gewinnung neuer Lehrbeauftragter ständig zu erweitern und dem Studium eine stärker praxisbezogene Ausrichtung zu geben. ¹² Die Frage, welchen Stellenwert der Praxisbezug im Rahmen des akademischen Studiums einnehmen sollte, war eine Streitfrage, doch scheinen Ludwigs Bestrebungen in Richtung einer »Journalistenschule« gegangen zu sein. Die durch den Wiederaufbau bis Mitte der 50er Jahre geringe finanzielle Dotierung der Universitäten setzte ihm bei der Erweiterung des Studienangebots jedoch enge Grenzen, da das Institut nur über zwei Planstellen verfügte. ¹³

Karl Rössel-Majdans Annäherung an die Universität

Rössel-Majdans eigene Annäherung an die wissenschaftliche Rundfunkforschung war vermutlich kulturpsychologisch geprägt. Zum 25-jährigen Jubiläum von Radio Wien erschien sein Aufsatz »Gedanken zur Rundfunkpsychologie«. ¹⁴ Das Thema wurde auch in Peter R. Hofstätters Buch »Die Psychologie der öffentlichen Meinung« behandelt, das in Österreich interessiert aufgenommen wurde. ¹⁵ In der »Wiener Zeitschrift für praktische Psychologie«, die von 1949 bis 1950 erschien, wurden mehrere Beiträge abgedruckt, die sich mit dem Einsatz psychologischer Methoden

und Meinungsumfragen in der Markt- und Meinungsforschung sowie in der Werbepsychologie beschäftigten.¹⁶ Robert Schneider, dem Herausgeber dieser Zeitschrift, gelang es im Frühjahr 1950, die vier Rundfunk-Sendergruppen zur Errichtung eines »Instituts für Rundfunkwissenschaft« zu bewegen, das, vermutlich in Kooperation mit dem Psychologischen Institut der Universität, verschiedene Forschungen, Umfragen und Seminare im Auftrag der Radiosender durchführen sollte. Das Institut wurde am 1. Mai 1950 eröffnet und von einem Kuratorium geleitet, dem führende Vertreter der Sendergruppen, darunter Alphons Übelhör, außerdem der Experimentalpsychologe Willibald Kammel und Schneider angehörten.¹⁷ Auch Rössel-Majdan scheint zeitweise an den Sitzungen des Kuratoriums teilgenommen haben. Näheres über Tätigkeit dieses Instituts, das vermutlich durch eine strafrechtliche Affäre des Institutsgründers lahmgelegt wurde,¹⁸ ist nicht bekannt.

Vermutlich schon seit Herbst 1948, spätestens aber seit 1949 bestanden Kontakte zwischen Karl Rössel-Majdan und Eduard Ludwig, da Rössel-Majdan im Wintersemester 1949/50 auf Einladung Ludwigs an einer Ringvorlesung des Instituts teilnahm. Das Ende des von Schneider initiierten Instituts nahm Rössel-Majdan zum Anlass, im Februar 1950 mit einem eigenen Vorschlag zur »Bildung einer Rundfunk-Forschungsgemeinschaft« an Ludwig heranzutreten.¹⁹ Kommerzielle Interessen sollten dabei vollständig außer Betracht bleiben. Rössel-Majdan richtete an Ludwig die Frage, ob »Sie diese im ursprünglich unverfälschten (...) Sinn betriebene Rundfunkforschung unter ihre Obhut im Zeitungswissenschaftlichen Institut nehmen wollen.« In diesem Fall versprach er, »die vereinbarte Habilitationsschrift«, die »im Manuskript fertig ist«. Anfangs war von Ludwigs Seite wohl nur an eine Verpflichtung Rössel-Majdans als Universitätslektor gedacht im Rahmen von Lehrveranstaltungen zu verschiedenen Problemen des Rundfunks sowie an eine Mitwirkung an einem Seminar über Völkerrecht, die später thematisch erweitert werden sollte. Rössel-Majdan, der sich im Rahmen seines staatswissenschaftlichen Studiums mit der Stellung des Rundfunks im Völkerrecht beschäftigt hatte, sagte zu, den Rundfunk im Rahmen der geplanten Lehrveranstaltung aus einer Vielfalt an thematischen Perspektiven, von rechtlichen über organisatorischen Fragen bis hin zur Meinungsforschung, zu behandeln.²⁰

Am 25. April 1951 fand dazu eine Aussprache zwischen Ludwig und Rössel-Majdans Vorgesetzten, Programmdirektor Rudolf Henz und Übelhör im Beisein von Rössel-Majdan statt. Ludwig hatte bereits im September 1946 einen Vorstoß bei Unterrichtsminister Felix Hurdes von der konservativen ÖVP unternommen, um Henz durch Habilitierung als Vortragenden an das Institut zu binden. Hurdes war damit

prinzipiell einverstanden gewesen, doch scheiterte die Sache damals an Henz, der sich einem Habilitationsverfahren offenbar nicht unterziehen wollte.²¹ Henz und Übelhör gaben grünes Licht für die künftige Tätigkeit Rössels an der Universität. Rössel-Majdan hatte Ludwig auch ein Exposé mit einer Stoffgliederung übermittelt, wie er sie in seiner Vorlesung zu behandeln gedachte.²² Ludwig wandte sich Ende Mai 1951 Dekan Erich Schenk: »Wie Spektabilis (...) aus eigener Erfahrung wissen, nimmt die wissenschaftliche Behandlung des Rundfunks auch an verschiedenen Hochschulen eine immer größere Bedeutung ein.« Rössel-Majdan sei bereit, die verschiedenen mit dem Rundfunk zusammenhängenden Themen »in ihrer historischen Entwicklung und gegenwärtigen Bedeutung« im Rahmen eines Lehrauftrags darzulegen. Schenk möge sich äußern, ob er einem diesbezüglichen Antrag zustimmen könne.²³ Der Dekan erwiderte, er sehe keine Schwierigkeiten, Rössel-Majdan dem Ministerium als Lehrbeauftragten vorzuschlagen.

Damit schien der Weg für Rössel-Majdan geebnet. Er unternahm nach dem oben erwähnten missglückten Versuch einen neuen Anlauf, um die Rundfunkforschung an der Universität heimisch zu machen.²⁴ Es zeigte sich bald, dass die Ziele, die er verfolgte, von Vorneherein über eine reine Lektoratstätigkeit hinausgingen. Mitte August 1951 legte er seinen Vorgesetzten im Rundfunk seine Auffassungen über die Anbahnung einer Zusammenarbeit mit der Universität dar. Folgt man seiner Darstellung, so wurde bereits im Laufe des Gesprächs Ludwigs mit Henz und Übelhör mehr als nur die Verpflichtung Rössel-Majdan als Universitätslektor erörtert, es wurde die Idee für eine »Hochschulstiftung für Rundfunkzwecke« geboren. Rössel-Majdan hatte das Projekt einer »Stiftung Rundfunkforschung« inzwischen auch den übrigen Sendergruppen²⁵ präsentiert und einen Teilerfolg erzielen können. Die Verantwortlichen des US-Senders Rot-Weiß-Rot hatten ihm ihre Unterstützung zugesagt.²⁶ Mit dem US-Radiooffizier Fred Taylor und Andreas Reischek, dem österreichischen Direktor der Sendergruppe, sowie Paul Becker, dem Direktor von RWR-Salzburg, knüpfte Rössel-Majdan engere Kontakte.

Die US-Sendergruppe bzw. die Information Services Branch (ISB) hatte das Instrument der empirischen Meinungsumfrage seit 1946 wiederholt zur Erhebung der Popularität der US-Printmedien und RWR-Programme im Vergleich zu konkurrierenden Medien eingesetzt. Reischek sicherte Rössel-Majdan als erster bereits im Oktober 1951 nicht bloß ideelle, sondern auch finanzielle Unterstützung für ein Rundfunkforschungszentrum im Rahmen der Universität zu.²⁷ Dietrich Cordes und Peter Goritschnig, die beiden Verantwortlichen der britischen Sendergruppe

Alpenland, die nicht über die finanziellen Möglichkeiten zur Durchführung eigener empirischer Forschungen verfügten, zeigten sich an einem Einsatz derartiger Erhebungen ebenfalls interessiert. Auch bei Radio Wien, das dem Instrumentarium der empirischen Meinungsforschung anfangs noch skeptisch gegenüber gestanden zu sein scheint, setzte langsam ein Haltungswandel ein.²⁸ Auch zur Columbia-Universität, wo seit über zehn Jahren unter Leitung Paul F. Lazarsfelds empirische Rundfunkforschung betrieben wurde, und zur Unesco hatte Rössel-Majdan inzwischen den Kontakt hergestellt.²⁹

Den Sommer 1951 nutzte Rössel-Majdan, um seine Habilitationsschrift für den Druck vorzubereiten. Anfang Oktober 1951 legte er die Arbeit der Fakultät zusammen mit einem Programm für rundfunkwissenschaftliche Vorlesungen vor und beantragte, ihm eine *venia legendi* zum Gegenstand Rundfunkkunde im Rahmen der Zeitungswissenschaft zu erteilen. Eine Habilitationskommission – bestehend aus Ludwig, dem Germanisten Hans Rupprich, den beiden Historikern Hugo Hantsch und Leo Santifaller, dem Arabisten Hans Gottschalk, dem Physiker Hans Thirring und Dekan Erich Schenk – wurde gebildet. Während das Habilitationsverfahren an lief, trieb Rössel-Majdan die Vorbereitungen zur Errichtung seiner Stiftung voran.³⁰

Die Haltung der Universität Wien zum Plan einer »Stiftung für Rundfunkforschung«

Im Wintersemester 1951/52 nahm Rössel-Majdan, wie erwähnt, auf Einladung Ludwigs erstmals an einer Ringvorlesung des Instituts teil. Parallel dazu arbeitete er an einem Vorschlag zur Errichtung einer Abteilung für Rundfunkforschung am Institut für Zeitungswissenschaft. Im Februar 1952 unterbreitete Ludwig der Philosophischen Fakultät das von Rössel-Majdan erstellte Konzept samt den Statuten für einen zu errichtenden Fonds³¹. Darin verwies Rössel-Majdan auf schon bestehende Vorbilder im angelsächsischen Raum und in Deutschland. »Alle Universitäten von Rang haben heute innerhalb der Forschung und Lehre von der Publizistik neben der Zeitung dem Rundfunk einen besonderen Platz zugewiesen.«³² Das Rundfunkwissenschaftliche Institut sollte, nach Rössel-Majdans Idee, durch einen Fonds mit eigener Rechtspersönlichkeit finanziert werden, weil ein Institut sich nicht aus den Zinsen einer Stiftung allein finanzieren könne. Die Anbindung an die Universität sollte in erster Linie über das Institut für Zeitungswissenschaften erfolgen, wegen der verschiedenen wissenschaftlichen Fragen, die das Institut behandeln sollte, sei aber auch an eine intensive Zusammenarbeit mit anderen Disziplinen gedacht, wie zur Musik- und Theaterwissenschaft oder

zur Physik. Die Kontrolle sollte einem Kuratorium aus Vertretern der Universität, des Unterrichtsministeriums und der Sendergruppen obliegen. Lehr- und Forschungstätigkeit sollten im Rahmen des Instituts für Zeitungswissenschaft erfolgen, das Institut die Berechtigung zur Ausstellung eigener Diplome für Rundfunkwissenschaft erhalten und zudem in die Begutachtung einschlägiger Dissertationen eingebunden werden.³³

Die Vorschläge Rössel-Majdans wurden zwar positiv aufgenommen, die vorgeschlagene Organisationsform des Instituts fand jedoch in der Fakultät nicht ungeteilte Zustimmung. Das Verhältnis zur Universität und die Positionierung der Rundfunkwissenschaft im Rahmen der Zeitungswissenschaft, dienstrechtliche Fragen und die Frage des Studienabschlusses warfen Probleme auf. Daher schien es angezeigt, diese Fragen zur Beratung an eine eigene Kommission zu verweisen.³⁴ Rössel-Majdan hatte ursprünglich offenbar ein weitgehend selbständiges Institut mit Anbindung an die Zeitungswissenschaft vorgesehen. Da sich dagegen aber Widerspruch artikuliert, regte er an, das Institut als »2. Abteilung« im Rahmen der Zeitungswissenschaften einzurichten.³⁵

Die Kommission unterstützte in ihrem Bericht an die Fakultät Anfang Mai die Errichtung eines Instituts für Rundfunkwissenschaft, ebenso die Einrichtung einer eigenen Abteilung am Institut für Zeitungswissenschaft und die Erteilung eines Lehrauftrags an Rössel-Majdan zur Behandlung verschiedener Aspekte des Rundfunks. Gestützt auf diesen positiven Grundsatzbeschluss der Fakultät beantragte Ludwig Mitte 1952 beim Unterrichtsministerium die Erteilung eines Lehrauftrags an Rössel-Majdan im Ausmaß von vier Wochenstunden. Seinem Antrag wurde wenig später stattgegeben.³⁶ Die Beratungen der Fakultätskommission in Bezug auf das vorgeschlagene Institut setzten sich bis zum Juni 1952 fort. Der Kommissionsbericht sprach sich für eine Trennung der fondsfinanzierten Institution und der Universität aus. Eine direkte Integration der geplanten Instituts in die Universität wurde mit der Begründung zurückgewiesen, dass die »Rundfunkwissenschaft (...) nach der derzeitigen Sachlage nicht [als] eigene Fakultätswissenschaft« und nach aktuellem Stand auch nicht als »Habilitationfach« angesehen werden könne.³⁷ Die rundfunkwissenschaftlichen Vorlesungen sollten nur im Rahmen eines »Lehrgangs für Rundfunkwissenschaft«, geleitet von einem »Lehrbeauftragten für Rundfunkwissenschaft«, geführt werden. Nach dem Vorschlag des Philologen Richard Meister, der am Kommissionsergebnis maßgeblich beteiligt war, sollte der Begriff »Rundfunkwissenschaft« daher durch »Rundfunkkunde« ersetzt werden, womit offenbar ein stärkerer Praxisbezug in der Ausbildung signalisiert werden sollte. Die finanziellen Kosten eines solchen

Lehrgangs einschließlich aller anfallenden Personalkosten sollten aus den Budgetmitteln des Institut für Rundfunkwissenschaft gedeckt werden.

Die Ambivalenz und Skepsis der Fakultät gegenüber Rössel-Majdans Plänen kann an drei Punkten festgemacht werden: der Einschätzung des Stellenwerts der Rundfunkwissenschaft durch die Fakultät; der Ablehnung, die neue Forschungsrichtung als »habilitationswürdig« anzuerkennen und dem Mangel an aktiver Unterstützung für die geplante Gründung des außeruniversitären Instituts, das die Fakultät zwar mitkontrollieren nicht aber mitfinanzieren wollte. Dennoch glaubte Rössel-Majdan mit den Beschlüssen leben zu können, in der festen Überzeugung, es werde ihm gelingen, sowohl eine ausreichende finanzielle Dotierung seines Instituts als auch die angestrebte *venia legendi* im Rahmen des Fach Zeitungswissenschaft zu erlangen.

Vorbereitungen zur Institutsgründung 1952/53

Er informierte die Leiter der Sendergruppen vom positiven Grundsatzbeschluss der Fakultät und traf schon Anfang Juni mit den Delegierten der Sendergruppen Radio Wien, der amerikanischen und britischen Sendergruppe »Rot-Weiß-Rot« und »Alpenland« zu weiteren Gesprächen über die Institutsgründung zusammen, die zu seiner Ernennung als Bevollmächtigter und Beauftragter »in Angelegenheiten des Rundfunkwissenschaftlichen Instituts« führten. Außerdem wurden dem Institut namens der Sendergruppen ein Mindestgründungskapital von 25.000 österreichischen Schillingen (öS) zum 1. Juni 1952 in Aussicht gestellt. Ferner akzeptierten die Vertreter der Sender den Entwurf des von ihm entworfenen Fondsstatuts. Die Sender Tirol und Vorarlberg beteiligten sich vorerst nicht an der Gründung. Die feierliche Eröffnung des Instituts sollte im September 1952 erfolgen.³⁸ Noch vor dem Sommer meldeten sich die ersten Mitarbeiter, darunter Andreas Reischek, für den ebenfalls die Erteilung eines Lehrauftrags beantragt wurde, oder der frühere Programmdirektor von RWR, Géza Rech, inzwischen Geschäftsführer des Mozarteums und Leiter des Instituts für Mozartforschung.³⁹

Inzwischen legte Rössel-Majdan seine dritte Doktorarbeit zum Thema »Das internationale Rundfunkrecht mit einem Abriss der Rundfunksoziologie« der Staatswissenschaftlichen Fakultät vor. Die Untersuchung gliederte sich in zwei Teile. Im ersten schilderte er den Aufbau des österreichischen Rundfunks im internationalen Vergleich und die europäischen Rundfunkmodelle. Im zweiten Teil der Arbeit versuchte er, ausgehend von der Entwicklung der Teilnehmerziffern des Rundfunks in Österreich und interna-

tional eine Einschätzung der kulturellen Implikationen des Mediums zu liefern, wobei er auch zu den politischen Einflüssen Stellung bezog, denen der öffentlich-rechtliche Rundfunk in Österreich ausgesetzt war. Die Arbeit wurde von Alfred Verdross und dem Soziologen August Maria Knoll ausgezeichnet begutachtet;⁴⁰ Teile daraus wurden später in der neu gegründeten Zeitschrift »Radio-Television« veröffentlicht.⁴¹ Am 12. Juli 1952 nahm Rössel-Majdan sein drittes Doktorat in Empfang.

In Anbetracht des weitgehenden Konsenses zwischen Universität Wien und den Sendergruppen gingen sowohl Rössel-Majdan als auch Ludwig davon aus, dass das Stiftungsprojekt nicht mehr zu stoppen war. Am 23. Oktober informierte Rössel-Majdan Ludwig vom Beschluss, »das Rundfunkinstitut so zu dotieren, dass daraus auch mein Gehalt bestritten werden kann.« Als Rundfunkangestellter sollte Rössel-Majdan für die Dauer von drei Jahren freigestellt werden, um die Geschäfte des Instituts zu führen, und er erhielt ein Rückkehrrecht zugesichert. Die Freistellung erfolgte 1. Januar 1953.⁴² Zugleich gab die »Öffentliche Verwaltung für das Österreichische Rundspruchswesen« die Zusicherung, die in Gründung befindliche Stiftung finanziell zu unterstützen, ebenso die Sendegruppen Rot-Weiß-Rot und Alpenland. Im Rundfunk schienen einige erleichtert über den Abgang des initiativen und unbequemen Mitarbeiters, der keinem der beiden großen politischen Lager zurechenbar war und daher in den politischen Verhandlungen über die Besetzung und Aufteilung von Posten störend wirkte.

Am 27. November 1952 konnte daher die konstituierende Sitzung des Kuratoriums »der Abteilung für Rundfunkkunde« am Institut für Zeitungswissenschaft stattfinden, an der Rössel-Majdan, Alphons Übelhör (Radio Wien), Andreas Reischek (RWR), der stellvertretende Leiter der Sendergruppe Alpenland Walter Skala⁴³ (in Vertretung von Dietrich Cordes) sowie als Vertreter der Fakultät (zugleich Mitglieder der Habilitationskommission) die Professoren Hubert Rohrer (Institut für Psychologie), Erich Schenk und Hans Thirring teilnahmen. Ludwig skizzierte die von der Fakultät gewünschten Änderungen, um eine Anbindung an die Universität zu ermöglichen und erteilte dann Rössel-Majdan das Wort, der das Arbeitsprogramm vorstellte. Die von den Sendern zugesagten finanziellen Mittel sollten sowohl »der wissenschaftlichen Forschung« als auch der angewandten Rundfunkforschung, internationaler rundfunkbezogener Dokumentation und der Sammlung von Rundfunkliteratur dienen. Dazu gehöre in erster Linie die »Meinungsforschung«, z.B. die Erforschung der Hörerwünsche oder der Psychologie des Radiohörens. Außerdem wurde die Schaffung einer eigenen Zeitschrift vereinbart. Der Gründungsversammlung lag

auch der Entwurf eines Stiftbriefs für die Errichtung einer »Stiftung für Rundfunkforschung« durch Sendergruppen vor.⁴⁴ Das inzwischen auf 32000 öS aufgestockte Gründungskapital sollte sowohl der baulichen Adaptierung und Ausstattung des Instituts dienen, aber auch den Beginn erster Forschungsprojekte ermöglichen. Zum Vorsitzenden des Kuratoriums wurde Eduard Ludwig, zum Geschäftsführer Rössel-Majdan bestellt, der die Zusicherung erhielt, dass ihm die für den Aufbau des Instituts erforderlichen Mittel sofort zur Verfügung stünden. Rössel-Majdans Gehalt wurde mit 5000 öS festgesetzt.⁴⁵ In der Zwischenzeit hatte dieser im Wintersemester 1952/53 seine Lehrtätigkeit aufgenommen.

Im Dezember 1952 fand eine erste Begehung zur Ermittlung des Raumbedarfs der neuen Abteilung am Sitz des Institut für Zeitungswissenschaft in der Hanuschgasse hinter der Albertina statt, um Klarheit über Raumaufteilung und notwendige Adaptierungen zu schaffen. Ein entsprechender Vorschlag wurde der Universität übermittelt. Die neue Abteilung mit drei bis vier Hilfskräften meldete Raumbedarf für acht Räume an, zwei davon als Studio und Technikraum für praktische Übung in der Gestaltung von Sendungen.⁴⁶ Die Kosten der baulichen Adaptierung wurden weitgehend von der Universität übernommen, wohingegen sich Rössel-Majdan bemühte, von den Sendern Sachspenden für das technische Equipment zu erhalten.⁴⁷

Rössel-Majdan knüpfte auch einen Vielzahl neuer Kontakte zur UNESCO und in die USA und prüfte auch die Möglichkeit zur Realisierung eines internationalen Universitätssenders. Er war sichtlich bemüht, im Rahmen des neuen Instituts möglichst weitreichende Kontakte zu Rundfunkanstalten und Forschungseinrichtungen herzustellen. Er trat zu allen bestehenden Forschungseinrichtungen im deutschsprachigen Raum in Kontakt; die in Vorbereitung befindliche Zeitschrift sollte die internationalen Kontakte weiter vertiefen. In regelmäßigem Briefverkehr stand er seit längerem auch mit dem im März 1938 aus Österreich vertriebenen Paul Bellac, der bei der Schweizer SRG inzwischen zum Fernsehbeauftragten avanciert war. Auch eine für den Sommer 1953 vereinbarte Studienreise in die USA diente demselben Zweck.

Rössel-Majdan ging davon aus, dass die erforderliche Genehmigung der Stiftung durch das Unterrichtsministerium, aufgrund der positiven Fakultätsbeschlüsse vom Mai und Juni 1952, der Finanzierungszusage der Sendergruppen und der Konstituierung des Kuratoriums nur eine Formsache sei. Im Januar 1953 erfuhr er jedoch zu seiner Überraschung, dass die Fakultät es bisher unterlassen hatte, dem Unterrichtsministerium gegenüber eine po-

sitive Empfehlung zur geplanten Stiftung abzugeben. Er richtete daher an den Dekan die dringliche Bitte, dieses Versäumnis nachzuholen und den Lehrgang in der Weise aufzuwerten, dass Studenten am Ende des Curriculums ein besonderes Diplom ausgestellt würde.⁴⁸ Die von Rössel-Majdan im Wintersemester gestalteten Lehrveranstaltungen stießen auf beachtliches studentisches Interesse.⁴⁹

Mit der ihm eigenen Entschlossenheit entwarf er, noch ehe die Fakultät in der Frage des Diploms entschieden hatte, im Februar 1953 ein »Merkblatt über das Studium der Rundfunkkunde an der Universität Wien«, das als Information für interessierte Studierende gedacht war. Darin wurde die neue »Abteilung für Rundfunkkunde«, ein Curriculum der beabsichtigten Fächern vorgestellt und den Studierenden die Möglichkeiten zur Erlangung eines Diploms in Aussicht gestellt.⁵⁰ Ludwig beantragte, das Merkblatt in das gedruckte Vorlesungsverzeichnis für Wintersemester 1953/54 aufzunehmen, nichtahnend, welche Reaktionen dies auslösen würde. Das Ansinnen führte zu einem vehementen Protest von Seiten Richard Meisters, dem spiritus rector der vorangegangenen kommissionellen Beratungen und Beschlüsse. Die Anträge und Absichten entbehrten, wie Meister in einem nur von ihm gezeichneten Brief an den Rektor formulierte, »einer rechtlichen Grundlage«; die Fakultät habe »nie ein eigenes Diplomstudium (...) beschlossen«, die Zielsetzungen des Merkblatts gingen zu weit und hätten vorher der Fakultät vorgelegt werden müssen. Es ist aus den Quellen nicht erkennbar, aus welchen Motiven die überzogene Reaktion Meisters gespeist war. War es die Umtriebigkeit Rössels, dessen Elan als ‚Quereinsteiger‘ vielleicht Ablehnung auslöste? War es die Höhe des ihm durch die Sendergruppe zugesicherten Gehalts, das Neidkomplexe unter akademischen Kollegen hervorrief? Oder lagen dem Protest vielleicht sogar politische Motive zugrunde, wie Rössel-Majdan später vermutete?

Nach seiner Rückkehr aus Paris gelang es Rössel-Majdan durch diplomatisches Agieren sogar, die beiden Sender Tirol und Vorarlberg, welche angesichts der gespannten Beziehungen zur Öffentlichen Verwaltung die Unterstützung seiner Stiftung bisher abgelehnt hatten, ins Boot zu holen.⁵¹ Anfang März 1953 traf sich Rössel-Majdan in Innsbruck mit den beiden Sendeleitern Josef Scheidle und Carl Emerich Gasser, die sich bereit erklärten, ihre Unterschrift unter die Stiftungsurkunde zu setzen. Wenngleich ihre Beteiligung am Gesamtbudget nicht ins Gewicht fiel, so war es in Anbetracht der verhärteten Fronten zwischen Bund und dem Westen in allgemeinen Rundfunkfragen dennoch ein Prestigeerfolg.⁵² Auch der Verband der österreichischen Radioindustrie zeigte Interesse, der Stiftung beizutreten. In seinem zweiten Bericht an das Kuratorium teilte Rös-

sel-Majdan mit, dass nach Eintritt der Sender Tirol und Vorarlberg der endgültige Text des Stiftsbriefs fest- und die Stiftung vor der Genehmigung stehe; die positive Erledigung sei ihm von der Hochschul-sektion des Ministeriums zugesichert worden.⁵³ Eine Hörerbefragung in Wien und in den südlichen Bundesländern war in Zusammenarbeit mit den Sendergruppen inzwischen gestartet und eine zweite Befragungswelle befand sich in Planung.⁵⁴ Der Umzug ans Institut und die erste Ausgabe der Zeitschrift *Radio-Television* wurden vorbereitet.⁵⁵ An die Sendergruppen erging die Einladung, geeignete Vortragende für die praktischen Kurse zu nominieren.⁵⁶

Einer feierlichen Eröffnung der Abteilung für Rundfunkkunde stand nach Rössel-Majdans Auffassung somit nichts mehr im Wege. Als geeigneter Termin schlug er den 10. Juni 1953 vor. Die Eröffnung sollte durch Unterrichtsminister Ernst Kolb erfolgen. Der Minister hatte sein Kommen bereits zugesagt, die Einladungen wurden verschickt.⁵⁷ Zehn Tage vorher wurde der Stiftbrief dem Unterrichtsministerium und dem Wiener Magistrat zur Genehmigung übermittelt. Das erste Heft der neuen Zeitschrift, die den Titel »Radio-Television« trug, lag zweisprachig mit einer Auflage 1.000 Stück, pünktlich zur Eröffnung der Abteilung für Rundfunkkunde Anfang Juni 1953 im Druck vor, mit einem Begrüßungsartikel Ernst Kolbs; das zweite Heft folgte im September 1953 mit Aufsätzen über Rundfunk-Soziologie, den aktuellen Stand der UKW-Vorbereitungen in Österreich und über Rundfunkreklame. Rössel-Majdan übernahm – fast allein auf sich gestellt – große Anstrengungen, um die neue Zeitschrift international bekannt zu machen. Auch der Inhalt des zweiten im September 1953 erschienenen Hefts brachte positive Reaktionen. Die neue Zeitschrift fand über den deutschsprachigen Raum hinaus positive Aufnahme und eröffnete Rössel-Majdan weitere Kontakte, so z.B. zu Kurt Wagenführ, Eugen Kurt Fischer beim Hessischen Rundfunk, Walter Hagemann vom Institut für Publizistik in Münster oder dem damals in Paris tätigen Soziologen Alphons Silbermann. Unter den ersten Gratulanten findet sich auch Gerhard Maletzke vom Hans Bredow-Institut in Hamburg.⁵⁸

Bürokratische Kabalen und das Ende des Instituts

Eine Woche vor der geplanten Eröffnung erhielt die Universität überraschend die Nachricht, dass eine Genehmigung des Stiftsbriefs vor der Eröffnung ausgeschlossen sei. Sektionschef Walter Sturminger, der mit der Sache befasste Beamte, verlangte eine Verschiebung der Eröffnungsfeier. Die Stiftungsurkunde wurde zur neuerlichen Beratung der genauen Satzung an die Fakultät zurück verwiesen.

Der Schritt Sturmingers bedeutete eine persönliche Brüskierung für Rössel-Majdan. Noch schlimmer waren die sich daraus ergebende Konsequenzen: Die Öffentliche Verwaltung lehnte es ab, Zahlungen für die Stiftung zu leisten, solange diese nicht rechtlich genehmigt sei. Rössel-Majdan wandte sich persönlich an den Dekan, um diesen zur Abgabe einer Stellungnahme an die Sendergruppen zu bewegen⁵⁹ und versuchte selbst zu beruhigen: Die Stiftung bestehe faktisch, die Vorlesungen seien angelaufen und stießen auf große Resonanz unter den Studierenden, die Abteilung an der Universität habe ihre Arbeit aufgenommen.⁶⁰

Die Fakultät beriet Anfang Juli 1953 einmal mehr in der Sache und beschloss, vom Ministerium neuerlich die Errichtung des Instituts zu verlangen. Sie ließ Rössel-Majdan aber auch wissen, »dass derzeit keine Ermächtigung zur Führung einer besonderen Abteilung für Rundfunkwesen am Zeitungswissenschaftlichen Instituts« bestehe und auch eine Entscheidung in der Frage der Habilitation »aus Rundfunkkunde« noch ausstehe.⁶¹ Doch der erste Rückschlag kam so überraschend nicht. Zweimal hatte das Ministerium im April und Juni Anträge des Institutsvorstand Eduard Ludwig auf Erweiterung des Lehrauftrags an Rössel-Majdan von vier auf fünf Wochenstunden abgelehnt ebenso die Forderung nach unbefristeter Erteilung. Rössel-Majdan gegenüber präziserte der Dekan: Solange das Habilitationsverfahren nicht abgeschlossen sei, müssten sich seine Vorlesungen auf dem genau definierten Terrain bewegen, von einer besonderen »Abteilung« für Rundfunkkunde dürfe so lange nicht gesprochen werden, als die Entscheidung des Ministeriums nicht erfolgt ist.⁶²

Die letzte Sitzung der Habilitationskommission hatte im Dezember 1952 stattgefunden. Ludwig hatte die von Rössel-Majdan vorgelegte Arbeit »Der Rundfunk – Vorgeschichte und Wesen« in seinem Gutachten zwar als einen wertvollen Beitrag zur Erforschung der Geschichte und des Wesens des Rundfunks gewürdigt.⁶³ Die Mehrzahl der Kommission verlangte aber vor Abgabe eines abschließenden Urteils deren Drucklegung und die Vorlage weiterer einschlägiger Arbeiten. Danach vertagte man sich.⁶⁴ Rössel-Majdan konnte Wilhelm Braumüller als Verleger der Habilitationsschrift gewinnen. Braumüller beeilte sich; der Autor erhielt die ersten Vorexemplare Ende Juni und reichte sie unverzüglich an die Fakultät weiter. Ein Exemplar sandte er an Richard Meister,⁶⁵ den er um sein Urteil im Hinblick auf die Zulässigkeit als Habilitationsschrift im Fach Zeitungswissenschaft bat. Die Reaktion Meisters zeigte, dass sich das Habilitationsverfahren in einem prekären Stadium befand, weil dieser die Auffassung äußerte, Rössel-Majdan würden wohl auch zeitungswissenschaftliche Arbeiten abverlangt.⁶⁶

Ungeachtet der ungeklärten Situation begab sich Rössel-Majdan im August 1953 auf eine dreimonatige Studienreise in die USA, die bereits im Herbst 1952 mit dem US-Hochkommissariat vereinbart worden war,⁶⁷ von der er – euphorisch gestimmt – Ende November nach Wien zurückkehrte.⁶⁸ Während seines Aufenthalts hatte er mehrere bedeutende Universitäten und Einrichtungen besucht, die sich mit Rundfunkforschung und den Massenmedien beschäftigten und war dabei mit einigen der bedeutendsten Forschern zusammen getroffen, so u. a. mit Georg Gallup, Paul Felix Lazarsfeld, Leo Löwenthal, Hadley Cantril oder Seymour Siegel. Er war entschlossen, die dabei gewonnenen Kontakte zu nutzen, um der empirischen Rundfunkforschung auch in Österreich zum Durchbruch zu verhelfen.⁶⁹

In Wien fand Rössel-Majdan seine Abteilung aber in einer völlig geänderten Situation vor. Trotz der prinzipiellen Zusagen von Seiten der Sendergruppen zur Finanzierung des Instituts war die finanzielle Lage, nach Einstellung der Zahlungen durch die öffentliche Verwaltung des österreichischen Rundfunks im Juni wegen der ungeklärten Rechtslage der Stiftung überaus kritisch. Nur Rot-Weiß-Rot hatte die zugesagten monatlichen Zahlungen weiter geleistet. Bedingt durch die aufgelaufenen Personal- und Sachkosten stand seine Abteilung Anfang Dezember 1953 nahezu ohne finanzielle Mittel da.⁷⁰ Von Seiten der Universität wurde ihm zwar versichert, an der Aufrechterhaltung der Abteilung interessiert zu sein, doch war Rössel-Majdan in seinen Bemühungen ganz auf sich gestellt.

Anfangs hoffte Rössel-Majdan, diese Situation durch die Genehmigung der Satzungen rasch überwinden zu können. Er wandte sich an Eduard Ludwig in der Erwartung, durch dessen Autorität die Widerstände meistern zu können und schilderte Ludwig die Konsequenzen eines Scheiterns in düsteren Farben. Ebenso suchte Rössel-Majdan auch eine Aussprache mit Unterrichtsminister Ernst Kolb.⁷¹ Außerdem regte er Ludwig gegenüber an, »eine bessere Kooperation mit ihrem Institut herzustellen«, da sich bisher der Kontakt »mit Ihren Assistenten nicht entwickelt hat.«⁷² Die Pflege persönlicher Kontakte zu den beiden Institutsangehörigen Marianne Lunzer und Kurt Paupié hatte Rössel-Majdan im Eifer der Gründungsvorbereitungen bisher vernachlässigt, obwohl Lunzer für die Aufrechterhaltung des wissenschaftlichen Lehrbetriebes des Instituts unverzichtbar war und selbst ihre Habilitation anstrebte. Zur Verbesserung des Gesprächsklimas schlug Rössel-Majdan die Bestellung eines »Moderators« und eine stärkere Einbindung von Institutsmitgliedern in die Rundfunkforschung vor. Es sollte Rössel-Majdan auch in den folgenden Monaten nicht gelingen, die Atmosphäre gegenüber Ludwigs Mitarbeitern zu verbes-

sern. Die unterkühlte Reaktion Ludwigs auf Rössels Vorschläge zeigt, dass der Institutsvorstand, der bisher seine Pläne unterstützt hatte, nun in Anbetracht der Schwierigkeiten auf Distanz ging, und dass von ihm keine energische Unterstützung zu erwarten war. Zudem zog sich Ludwig aufgrund seiner politischen Aktivitäten (als Abgeordneter im Nationalrat, außenpolitischer Sprecher der ÖVP und späterer Vertreter im Europarat) auch langsam von der Lehre am Institut zurück.

Die Fakultät, an die sich Rössel-Majdan Anfang Dezember 1953 wandte, signalisierte, dass sie sich durch die Haltung der Sendergruppen düpiert sehe und mangels Genehmigung des Stiftungsakts durch das Ministerium kein anderer Ausweg bleibe, als die bestehenden Einrichtungen am Institut für Zeitungswissenschaft aufzulösen und dem Hilfspersonal zu kündigen. Rössel-Majdan gab aufgrund der Reaktionen Ludwigs und der Fakultät allmählich die Hoffnung auf, seinem Projekt doch noch zu akademischen Ehren verhelfen zu können. Persönlich sah er die abwehrende Haltung gegenüber seiner Person auch im Kontext zur Rückkehr von Heinz Kindermann an das Institut für Theaterwissenschaft. Kindermann galt wegen seiner politischen Haltung im NS-Staat nach Kriegsende entsprechend dem NS-Verbotsgesetz als nationalsozialistisch ‚belastet‘ und konnte erst 1953 wieder seinen Beruf als Universitätslehrer aufnehmen.⁷³ Er kam zu dem Schluss, dass es das Beste sei, eine Verlagerung der Stiftung an eine andere Institution ins Auge zu fassen.⁷⁴

Am 19. Dezember 1953 fand eine letzte Aussprache zwischen dem Dekan, Mitgliedern der Kommission, Vertretern der Sendergruppen und des Ministeriums statt. Die Sitzungsteilnehmer bekräftigten zwar neuerlich ihre Unterstützung für die Errichtung eines Instituts als eigene Forschungsstätte und die Aufnahme rundfunkkundlicher Vorlesungen im Rahmen des Fachs Zeitungswissenschaften; von der Einrichtung eines eigenen Fachs oder einer eigenen Abteilung innerhalb des Instituts war aber nicht mehr die Rede. Kurz nach Weihnachten wurde bekannt, dass der Leiter der Hochschulsektion im Unterrichtsministerium Walter Sturminger dem Stiftungsbrief die Genehmigung versagte habe. Rössel-Majdan sah die Ablehnung auch als Versuch, die Stellung Ludwigs in der Fakultät zu schwächen.⁷⁵ Bewiesen werden kann beides nicht. Außerdem hatte die Fakultät am Dezember 1953 beschlossen, die Abhaltung der für das Sommersemester bereits zugesicherten Lehrveranstaltungen von Rössel-Majdan ruhen zu lassen. Die Nichtgenehmigung der Stiftung hatte weiterhin zur Folge, dass dessen Dienstvertrag außer Kraft trat. Aus dieser Situation zog Rössel-Majdan Mitte Januar 1954 die einzig mögliche Konsequenz – er beendete die wissenschaftliche Tätigkeit an der Universität,

zog sein Habilitationsansuchen zurück und kündigte den von ihm engagierten Hilfskräften und die für die Stiftung angemieteten Institutsräume. Das Projekt »Institut für Rundfunkwissenschaft« war gescheitert und zaghafte Versuche, sie wieder zu aktivieren, versandeten bald.

Die Rückkehr Rössel-Majdans in den Rundfunk – ein prolongiertes Scheitern

Rössel-Majdans Rückkehr in den Rundfunk erwies sich als schwierig. Vertraglich war ihm zwar ein Rückkehrrecht zugesichert worden, wegen des herrschenden politischen Proporz bei der Vergabe führender Positionen gerieten politisch Unabhängige wie er aber zunehmend zwischen die Mühlsteine. Die von ihm bis Ende 1950 eingenommene Position war inzwischen längst parteipolitisch besetzt. Erst mehr als ein Jahr nach seiner Rückkehr in den österreichischen Rundfunk wurde er mit dem Aufbau einer »Abteilung für Statistik, Hörerforschung und Rundfunkkunde« beauftragt.⁷⁶ Die Finanzierung der Abteilung blieb, ebenso wie ihr Aufgabenkreis, monatelang ohne festes Budget. Die ihm später bewilligten Mittel und Mitarbeiter reichten bei weitem nicht, um die selbst gesteckten Aufgaben zu erfüllen. Der Stellenwert seiner Abteilung zeigte sich darin, dass die ORF-Direktion Anfang der sechziger Jahre die Budgetmittel mehrfach kürzte und Mitarbeiter abzog. Rössel-Majdan agierte ohne konkrete Aufgabenstellung und Vorgaben. Seine Vorschläge für eine Intensivierung empirischer Forschung und eine Mitwirkung an der internen Mitarbeiterausbildung wurden ignoriert, wohl auch, weil er als unabhängiger Betriebsrat ein unbequemer Verhandlungspartner war.⁷⁷ Im Zuge der unter Gerd Bacher 1967 eingeleiteten Rundfunkreform wurde seine Abteilung aufgelöst und er interimistisch zum Leiter des Kurzwellendienstes ernannt. Schon zwei Jahre später berief ihn Bacher jedoch wieder ab; in der Folge entspann sich ein sich über mehrere Konflikte hinziehender arbeitsgerichtlicher Streit.

Langfristige Folgen des Scheiterns

Rückblickend lässt sich festhalten, dass Rössel-Majdans gescheitertes Projekt, jenseits der persönlichen Karriere, historisch gesehen in zweifacher Hinsicht von Bedeutung ist. Zum einen bedeutete dies einen schweren Rückschlag in der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Problemen des Rundfunks im Rahmen der akademischen Lehre im Rahmen des Wiener Instituts, das noch fast zwei Jahrzehnte lang auf die »Zeitungswissenschaft« fixiert blieb. Von einigen Ausnahmen abgesehen wurde erst mit dem Ausklingen der engen zeitungswissenschaftlichen Tradition

in den 80er Jahren die Beschäftigung mit der Rundfunkforschung wieder aufgenommen. Zweitens fand damit ein hoffnungsvoller Ansatz einer wissenschaftlichen Kooperation zwischen Rundfunk und Wissenschaft in Österreich ein rasches Ende – anders als in Deutschland, wo dieser glückte und zu einer fruchtbaren Zusammenarbeit zwischen Partnern führte.

- 1 Vor einigen Jahren erhielt ich von der Tochter Karl Rössel-Majdans mehrere Ordner mit Korrespondenzen, Zeitungsausschnitten, Exposés u. a. Diese Dokumente befinden sich auch heute noch in meinem Besitz. Sie bilden eine wesentliche Quellengrundlage dieses Beitrags.
- 2 Österreichisches Staatsarchiv (ÖStA). Archiv der Republik (AdR). Bundesministerium für Inneres (Bmfi). Gauakt Karl Rössel-Majdan. Nr. 54.947. – Ich bedanke mich bei Frau Mag. Hana Keller vom Archiv der Republik.
- 3 ÖStA. AdR. Bundesministerium für Unterricht (BmfU). Personalakte. Karl Rössel-Majdan. Curriculum vitae.
- 4 Vgl. Zeugenbericht Karl Rössel-Majdan: Aufbau und Ausbau der Gruppe Kastelic. Institut für Zeitgeschichte Wien. Nachlass Otto Molden. Do 19. M. VII. Vgl. auch: Rot-Weiß-Rot-Buch. Gerechtigkeit für Österreich. Darstellungen, Dokumente und Nachweise zur Vorgeschichte und Geschichte der Okkupation Österreichs. Nach amtlichen Quellen. Wien 1946, S. 90f.; [Auszug aus dem OLG-Urteil gegen J. Kastelic]. ÖStA. AdR. Bmfi. Gauakt Nr. 136.316 betr. Jakob Kastelic;
Zu Kastelic vgl.: <http://www.alt.hitzingner.at/archiv/personen/jakobkastelic.html> [ausführliche Dokumentation über Jakob Kastelic]. Vgl. ausführlich: Peter Autengruber: Der Widerstandskämpfer DDDr. Karl Rössel-Majdan. In: Jahrbuch 1998 des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes. Hrsg. von Siegwald Ganglmair. Wien 1998, S. 58–68.
- 5 Fritz Illing an Alfons Übelhör, 7.12.1945; Sigmund Guggenberger an Karl Rössel-Majdan, 17.11.1947; Rössel-Majdan an Versicherungsanstalt, 18.5.1949, Sigmund Guggenberger an R.-M., 29.12.1950. Nachlass Karl Rössel-Majdan. Ordner Rundfunk. Interne. Personalakte. Curriculum Vitae.
- 6 Vgl. Peter Autengruber: Die Demokratische Union und Universitätsprofessor Dr. Josef Dobretsberger. Diss. phil. Wien 1993; Politisches Handbuch der Republik Österreich 1945-1960. Zusammen gestellt und bearbeitet von Wolfgang Oberleitner. Wien 1960, S. 45.
- 7 Karl Rössel-Majdan: Verlogene Demokratie – Zeitgemässe Betrachtungen auf Grund der Staats- und Gesellschaftsauffassung Jakob Burckhardts (= Erkenntnis und Besinnung, Band 14). Wien 1949.
- 8 Generaldirektion für die öffentliche Sicherheit. Staatspolizeiliche Kartei. Karteikarte betr. Karl Rössel-Majdan. ÖStA. AdR. Bmfi.
- 9 Vgl. hierzu Theodor Venus: Zur historischer Tradition der österreichischen Zeitungswissenschaft. Ein Beitrag zur Institutionalisierung aus Anlaß der Wiedereröffnung des Wiener Instituts für Zeitungswissenschaft 1946. In: Österreichisches Jahrbuch für Kommunikationswissenschaft 1987/88. Hrsg. von Hannes Haas und Kurt Luger. Wien 1987, S. 115-130.
- 10 Protokoll des Professorenkollegiums der Philosophischen Fakultät, 9.7.1945; Bericht Erich Schenks über das Institut für Zeitungs-

- wissenschaft mit Beilage zur historischen Entwicklung der Entwicklung der Zeitungswissenschaft als akademische Disziplin im deutschen Sprachraum. Universitätsarchiv (UA) Wien. Akten Philosophisches Dekanat. Gz. 365/1945-1946; Protokoll des Professorenkollegiums der Philosophischen Fakultät, 29.11.1945 und 14.1.1946. Ebd. Gz. 826/1944-45.
- 11 Die Fakultät erwog zunächst auch, Einladungen an Karl d'Ester (München) sowie allenfalls an Emil Dovifat (Berlin), Wilhelm Kapp (Freiburg) oder Hans Amadeus Münster (Leipzig) auszusprechen, doch setzte sich schließlich die Auffassung durch, »jemanden aus der österreichischen Pressepraxis zu berufen«, wofür es mehrere Kandidaten gab. In die engere Wahl kam neben Eduard Ludwig schließlich nur der liberale Journalist Joseph Carl Wirth, Mitglied der österreichischen Friedensdelegation in St. Germain, Vertrauter von Staatskanzler Karl Renner, Chefredakteur der liberalen Tageszeitung »Die Stunde« und Leiter des Wirtschaftsjahrbuchs »Compaß« nach 1938. Ludwig hatte jedoch die Gunst seines Parteifreundes und Unterrichtsministers Felix Hurdes für sich.
 - 12 Vgl. den Bericht über die Tätigkeit seit der Institutsneugründung und die weiteren Pläne in: Österreichisches Jahrbuch 1945-1946. Hrsg. vom Bundespressedienst, Wien 1947.
 - 13 Vgl. die Ausführungen im Österreichischen Jahrbuch, 20. Folge, Wien 1948, S. 213-216.
 - 14 Radio Wien. Festschrift 25 Jahre Radio Wien. Wien. Oktober 1949.
 - 15 Peter R. Hofstätter: Die Psychologie der öffentlichen Meinung. Wien 1949; vgl. die Besprechung von Robert Schneider in: Wiener Zeitschrift für praktische Psychologie 1(1949), S. 90.
 - 16 Karl Skowronnek: Werbung als Aufgabe der praktischen Psychologie. In: Wiener Zeitschrift für praktische Psychologie 1(1949), S. 13ff., Walter Starek: Marktanalysen und Meinungsforschung im Rahmen der Wirtschaft. In: Ebd., S. 153ff. – Starek übernahm wenig später die Abteilung Werbung beim US-Sender Rot-Weiß-Rot.
 - 17 Zur Institutsgründung vgl. Wiener Zeitschrift für praktische Psychologie 2(1950), S. 96. – Die Anbindung an die Universität ist aus der Institutsadresse Wien, 1, Hessgasse 7 ersichtlich.
 - 18 Vgl. Berichte in den Tageszeitungen, z. B.: Neues Österreich (Wien), 9., 10., 12.6.1951.
 - 19 Rössel-Majdan an Ludwig, 5.2.1951. Nachlass Karl Rössel-Majdan. Ordner Institut Rundfunk.
 - 20 Ebd.
 - 21 Interne Mitteilung Rössel-Majdan, 8.5.1951. Nachlass Karl Rössel-Majdan. Ordner Rundfunk. Interne, Personalakt; Ludwig an Henz, 30.9.1946. Dokumentationsstelle für neuere österreichische Literatur. Wien. Korrespondenz Rudolf Henz.
 - 22 Undatiertes Exposé über rundfunkwissenschaftliche Vorlesungen im Rahmen der Zeitungswissenschaften an der Universität Wien, mit Beilage. Nachlass Karl Rössel-Majdan. Ordner Institut Rundfunk.
 - 23 Ludwig an Dekan Erich Schenk, 26.5.1951. UA Wien. Dekanat Philosophische Fakultät. Gz. 2208/1950-51.
 - 24 Rössel-Majdan an Gesellschaft für praktische Psychologie, 11.6.1951. Nachlass Karl Rössel-Majdan. Ordner Institut Rundfunk.
 - 25 In den Jahren 1945 bis 1954 waren in Österreich folgende Sendergruppen tätig: Radio-Wien, als Nachfolgerin der bis 1938 bestehenden Österreichischen Radio Verkehrs AG, und des Eigentums des ehemaligen RRG, das bis zur Klärung des »Deutschen Eigentums«, unter »öffentliche Verwaltung« gestellt war (beendet 1962), die US-Sendergruppe Rot-Weiß-Rot mit Studio- und Sendeanlagen in Wien, Salzburg und Linz, die Sendergruppe Alpenland mit Sendern und Studios in Graz, Klagenfurt und Wien (seit 1954 wieder österreichisch) sowie die Sendergruppe West, ehemals französisch, seit 1947 weitgehend in autonomer Verwaltung durch die Bundesländer Tirol und Vorarlberg.
 - 26 Vertrauliche Mitteilung Rössel-Majdans an Übelhör, Guggenberger, Henz u. a. Nachlass Karl Rössel-Majdan. Ordner Rundfunk. Interne, Personalakt.
 - 27 R.-M. an Paul Becker, 25.10.1951. Nachlass Karl Rössel-Majdan. Ordner Institut Rundfunk.
 - 28 Vgl. hierzu: Siegmund Guggenberger: Über den Wert der Hörerbefragung. In: Radio Wien, H. 32, 7.8.1948.
 - 29 Information über den Fonds zur Erhaltung eines Rundfunkwissenschaftlichen Instituts (o.D., o.V.) (verm. Rössel-Majdan, Febr. 1952). UA Wien. Dekanat der Phil. Fakultät. Gz. 1571/1951-52. – Zur Rundfunkforschung Lazarsfelds vgl. seinen eigenen Bericht: Eine Episode in der Geschichte empirischer Sozialforschungen: Erinnerungen. In: Talcot Parsons, Edward Shils, Paul F. Lazarsfeld: Soziologie autobiographisch. Stuttgart 1975, S. 179-204. Rössel-Majdan gehörte vermutlich zu den ersten Wissenschaftlern aus Österreich, die nach 1945 Kontakte zu Lazarsfeld knüpften. Vgl. Paul Neurath und Paul F. Lazarsfeld in Emigration. In: Friedrich Stadler (Hrsg.): Vertriebene Zukunft II, Emigration und Exil österreichischer Wissenschaft. Wien und München 1988, S. 360-374; Leopold Rosenmayr: Erlebte Soziologie in Österreich nach 1945. In: Josef Langer (Hrsg.): Geschichte der österreichischen Soziologie. Wien 1988, S. 281-316, v. a. S. 287-290.
 - 30 Antrag Rössel-Majdans auf Erteilung der Venia legendi, 6.10.1951. UA Wien. Dekanat der Philosophischen Fakultät. Gz. 162/1951-52; Beschluss der Habilitationskommission auf kommissionelle Beratung, 8.11.1951. Nachlass Karl Rössel-Majdan. Ordner Institut Rundfunk; Exposé Karl Rössel-Majdan: Bezeichnung des wissenschaftlichen Fachgebietes und Programm der Vorlesungen. Ebd.
 - 31 Ludwig an Dekan, 12.2.1952. UA Wien. Phil. Dekanat. Gz. 1571/1951-52.
 - 32 Information über den Fonds zur Erhaltung eines Rundfunkwissenschaftlichen Instituts. Ebd.
 - 33 Wesen und Zweck des Rundfunkwissenschaftlichen Instituts (undatiertes Exposé, verfasst vermutlich Karl Rössel-Majdan, wahrscheinlich Mai 1952). Nachlass Karl Rössel-Majdan. Ordner Institut Rundfunk.
 - 34 Protokoll der Sitzung der Philosophischen Fakultät, 6.5.1952. UA Wien. Phil. Dekanat. Gz. 1571/1951-52. – Der Kommission gehörten an: Ludwig, Hugo Hantsch, Richard Meister, Hans Thirring, Hubert Rohrer, Wilhelm Marinelli u. a. Eine Schlüsselrolle in Beratung und Ergebnisfindung fiel dabei dem Philologen und Pädagogen und Vizepräsidenten der Akademie der Wissenschaften Richard Meister zu.
 - 35 Rössel-Majdan an Ludwig, 16.6.1952. Ebd.
 - 36 Antrag Ludwig 15.5.; Bescheid BMU. UA Wien. Phil. Dekanat. Gz. 59.436/1-2/1952; Schreiben an die Phil.Fak., 5.6.1952. UA Wien. Dekanat der Phil. Fak. Gz. 1966/1951-52.
 - 37 Kommissionsbericht Ludwig, 22.5.1951; Protokoll der Sitzung der Philosophischen Fakultät, 17.6.1952; protokollierte Kommissionsbeschlüsse vom 17.6.1952; Kommissionsbericht und Antrag betr.

- das Lehrgebiet Rundfunkwissenschaft an der philosophischen Fakultät. Ebd. – Der Kommissionsbericht wurde am 21.6.1952 angenommen; die gefassten Beschlüsse ergänzten bzw. präzisierten die am 6. Mai 1952 gefassten Beschlüsse.
- 38 Protokoll über das proponierte Rundfunkwissenschaftliche Institut, 6.6.1952. Nachlass Karl Rössel-Majdan. Ordner Institut Rundfunk.
- 39 Rech an Ludwig; Antwort von Rössel-Majdan an Rech, 26.6.1952. Ebd.
- 40 Karl Rössel-Majdan: Das internationale Rundfunkrecht mit einem Abriß der Rundfunksoziologie, Völkerrechtliche Dissertation zur Erlangung des Doktorgrades der Staatswissenschaften. Wien 1952. Vgl. auch Rössel-Majdan an Ludwig (?), 17.6.1952. Nachlass Karl Rössel-Majdan. Ordner Institut Rundfunk.
- 41 Rössel-Majdan: Das internationale Rundfunkrecht (Anm. 40), S. 26f.
- 42 Rössel-Majdan an Ludwig, 23.10.1952. Nachlass Karl Rössel-Majdan. Ordner Institut Rundfunk; Öffentliche Verwaltung für das österreichische Rundspruchwesen an R.-M., 30.12.1952. Ebd. Ordner Rundfunk. Personalakt.
- 43 Im Protokoll als Dr. Skaller aufscheinend. Es kann sich jedoch nur um Walter Skala handeln.
- 44 Verschiedene Fassungen des Stiftbriefs. Nachlass Karl Rössel-Majdan. Ordner Institut Rundfunk. – Der Stiftbrief erfuhr mehrere den Wünschen der Stifter und der Universität entsprechende Abänderungen. So wurde Rössels Position in einer frühen Fassung noch als »Direktor des rundfunkwissenschaftlichen Institutes« bezeichnet, später aber als Leiter der Forschungsstelle für Rundfunkkunde. Der Stiftungszweck, wie er in der letzten Fassung des Stiftbriefs verankert war, enthielt eine Bandbreite von Aufgaben: wissenschaftliche Theorie und Lehre des Rundfunkwesens, Nachwuchsschulung (z.B. studiopraktische Ausbildung), statistische Erhebungen und empirische Hörerforschung, bis hin zur Sammlung und Archivierung von Unterlagen über Rundfunk und Fernsehen.
- 45 Protokoll der 1. Sitzung des Kuratoriums der Abteilung für Rundfunkkunde, 27.11.1952; Ludwig an Rössel-Majdan, 28.11.1952. Ebd.
- 46 Abt. Rundfunkkunde des Instituts für Zeitungswissenschaft an Hubert Rohrer, 17.12.1952. Ebd. – Im Februar 1953 trafen sich Ludwig und Rössel-Majdan mit Egon Hilbert, um Details der baulichen Adaptierung zu sprechen. Vgl. Ludwig an Hilbert, 2.2.1953. Ebd.
- 47 Zwischenbericht Rössel-Majdan über die Stiftung für Rundfunkforschung für die Mitglieder des Kuratoriums, 30.4.1953. Ebd.
- 48 Rössel-Majdan an den Dekan der Philosophischen Fakultät, 14.1.1953 und Entwurf für Antrag an das Bundesministerium für Unterricht. UA. Phil. Fakultät. Gz. 1571/1951-52.
- 49 Nachlass Karl Rössel-Majdan. Ordner Institut Rundfunk. Zeugnisse und Seminararbeiten.
- 50 Merkblatt über das Studium der Rundfunkkunde an der Universität Wien (undatiert, Februar 1953). Ebd.
- 51 Das Land Vorarlberg lehnte eine Eingliederung seines »Landessenders« in ein gemeinsames österreichisches Rundfunkunternehmen ab, wie es die Bundesregierung plante. Zum Konflikt Bund-Land Vorarlberg in Rundfunkfragen vgl.: Viktor Ergert: 50 Jahre Rundfunk in Österreich. Band II. Wien 1975, S. 139-199, Gerhard Hofer: Versuch und Versuchung. Bundesländerrundfunk in Österreich am Beispiel Vorarlbergs 1945-1955. Diss. phil. Salzburg 1983, S. 190-255.
- 52 Rössel-Majdan an Josef Scheidle 8.1., 24.2. u. 16.3.1953; Schreiben Carl Emmerich Gasser an Rössel-Majdan, 9.12.1952; Rössel-Majdan an Gasser, 7.1. und 27.4.1953. Nachlass Karl Rössel-Majdan. Ordner Institut Rundfunk.
- 53 Zwischenbericht der Abteilung für Rundfunkforschung für die Mitglieder des Kuratoriums, 30.4.1953. Ebd.
- 54 Rössel-Majdan an Ernst Glaser, Arbeiterkammer Wien, 13.4.1953. Ebd.
- 55 Die Zeitschrift wurde vom Universitätsbuchhändler Wilhelm Braumüller verlegt (vgl. Nachlass Karl Rössel-Majdan. Ordner Institut Rundfunk. Verlagsvertrag mit Wilhelm Braumüller, 28.3.1953).
- 56 RWR übermittelte eine Liste möglicher Referenten, darunter der spätere ORF-Hörfunkdirektor unter Gerd Bacher, Alfred Hartner, die Regisseure Jörg Mauthe, Walter Davy, Helmut Fürtauer uam. (vgl. Liste RWR-Referenten).
- 57 Rössel-Majdan an Stiftungs- und Fondsbehörde des Wiener Magistrats, 29.5.1953. AdR. BMU. Gz. 50.118-III/11/53; Rössel-Majdan an BMfU, 30.5.1953. Ebd.
- 58 Hans Bredow-Institut (gezeichnet Maletzke) an Rössel-Majdan, 14.7.1953. Ebd.
- 59 Rössel-Majdan an Dekan Santifaller, 2.7.1953. UA Wien. Dekanat der Philosophischen Fakultät. Gz. 1571/1951-52.
- 60 Kurzbericht Rössel-Majdans über die Tätigkeit der Stiftung für Rundfunkforschung i. Gr., 1.7.1953. Nachlass Karl Rössel-Majdan. – Nach einer Aufstellung waren seit Januar 1953 rund 120.000 öS an Subventionen vereinnahmt und rund 70.000 verausgabt worden.
- 61 Santifaller an BMfU, 4.7.1953. UA Wien. Dekanat der Phil. Fak., Gz. 1571/1951-52.
- 62 Santifaller an Rössel-Majdan, 8.7.1953. Ebd.
- 63 Die Arbeit sei »eine gründliche Darstellung der historischen Entwicklung des Rundfunkwesens ... bis zu seiner aktuellsten Gestaltung, der Fernsehtechnik« und eine »bewunderungswürdige Vertrautheit mit den ... Details der Rundfunktechnik«. Vgl. das Gutachten Ludwigs. UA Wien. Dekanat der Phil. Fak. Protokoll der Sitzung der Habilitationskommission zum Habilitations-Ansuchen Karl Rössel-Majdans vom 4.12.1952.
- 64 Ebd.
- 65 Rössel-Majdan an Dekanat der Philosophischen Fakultät (undatiert; Anfang Juli 1953); Braumüller an Rössel-Majdan 3.7.1953. Nachlass Karl Rössel-Majdan. Ordner Institut Rundfunk.
- 66 Kommissionsbericht (Meisters) betr. Lehrveranstaltungen in Rundfunkkunde, o.D. (Juli 1953). UA Wien. Dekanat der Phil. Fak. Gz. 1571/1951-52.
- 67 Public Affairs Division, US High Commissioner an Rössel-Majdan, 13.10.1952; Rössel-Majdan an Joseph Roland, 24.10.1952. Nachlass Karl Rössel-Majdan.
- 68 Rössel-Majdan an Silbermann, 12.10.1953. Ebd.
- 69 Undatierter Bericht über die »Rundfunkforschung« und die Tätigkeit auf dem Gebiet der Rundfunkkunde und Erfolgsbericht (beide verm. Nov. 1953). Ebd.
- 70 Kassenbericht, Stand 20.11.1953. Ebd. – Nach Rössels Angaben verfügte seine Abteilung Ende November nur noch über Mittel von rund 3.000 öS, nicht einmal genug, um die fälligen Gehaltszahlungen weiter zu bestreiten.
- 71 Rössel-Majdan an BMfU, Ernst Kolb, 20.11.1953. Ebd.
- 72 Rössel-Majdan an Ludwig, 27.11.1953. Ebd.

- 73 Undatierte Memoire Karl Rössel-Majdans zur Frage der Begründung der Stiftung für Rundfunkforschung (vermutlich Januar 1954). Ebd.
- 74 Rössel-Majdan an den Dekan der Philosophischen Fakultät, 5. u. 9.12.1953; Bericht Rössel-Majdans an die Sendeleiter der Rundfunk-Sendergruppen, 15.12.1953. UA Wien. Dekanat Phil. Fak.; Rössel-Majdan an Dekan, 3.12.1953. Ebd.
- 75 Undatiertes Memorandum Rössel-Majdans zu den Widerständen gegen die Einrichtung der Stiftung für Rundfunkforschung. Ebd.
- 76 Gedächtnisprotokoll, 19.3.1956 (gez. Henz/R.-M.). Ebd.
- 77 Als Zentralbetriebsrat war einer der Organisatoren einer Streikbewegung zur Durchsetzung eines Kollektivvertrags für Rundfunkangestellte.

Christian Henrich-Franke

Wandlungen des europäischen Markts für Fernsehprogramme 1963–1985: Die »EBU Screening Sessions«

Mit den 23. »EBU Screening Sessions« von 1985 wurde der erste europäische Markt für Fernsehproduktionen offiziell eingestellt. Seit 1963 hatte dieser unter der Ägide der europäischen Rundfunkgemeinschaft (European Broadcasting Union/EBU) veranstaltete Programmmarkt die Kooperation der öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten Europas entscheidend mitgeprägt. Wenn sie unter den Projekten der EBU auch zu den unbekannteren zählten – ohnehin wird die EBU bis heute von der europäischen Fernsehöffentlichkeit zumeist nur als Schirmherrin des »Eurovision Song Contest« wahrgenommen – so hatten die »EBU Screening Sessions« doch lange Zeit einen wesentlichen Beitrag zum Ausbau der nationalen Fernsehprogramme in ganz Europa geleistet. In ihrer Geschichte spiegelt sich die Entwicklung der gesamten europäischen Rundfunkzusammenarbeit von den 60er Jahren bis in die von medienpolitischen Umwälzungen zerrütteten 80er Jahre wider. Ihre Erfolge lassen sich ebenso wie ihre Probleme als symptomatisch für die Genese der EBU in diesem Zeitraum betrachten.

Im Folgenden soll die Entwicklung der »EBU Screening Sessions« beschrieben und erklärt werden: Warum wurden sie 1963 ins Leben gerufen? Welches waren die Gründe ihrer Erfolge? Warum wurde dieser Pionier des internationalen Programmhandels 1985 eingestellt?¹ Zur Beantwortung dieser Fragen ist es angebracht, eine wirtschaftshistorische Perspektive einzunehmen, die explizit die Fragen der monetären Kosten und Nutzen aufwirft. Schließlich waren die »EBU Screening Sessions« ein Markt, auf dem Programmproduktionen als Wirtschaftsgut gehandelt wurden. Auch die medienpolitischen Umwälzungen der 80er Jahre lassen sich im Kern auf eine Kommerzialisierung des Rundfunks reduzieren. Das Thema gliedert sich in die chronologisch aufeinanderfolgenden Phasen der Konzeption, Expansion und Degeneration. Die Entwicklung der Nachfrage und des Angebots der nationalen Fernsehanstalten sowie die technischen Innovationen der Präsentationstechnik werden für alle drei Phasen jeweils gesondert betrachtet, da sie grundlegende Rahmenbedingungen für den Programmmarkt setzten.²

Die EBU war am 13. Februar 1950 von insgesamt 21 (west-)europäischen Rundfunkanstalten gegründet worden, um »die Erforschung aller Fragen zu fördern und zu koordinieren, die Beziehung zum Rundfunk haben, und den Austausch von Informationen

auf allen Sachgebieten sicherzustellen, die von allgemeinem Interesse für die Rundfunkdienste sind.«³ Neben einer sehr intensiven Zusammenarbeit in juristischen und technischen Angelegenheiten des Rundfunk- und Fernsehbetriebs hat die EBU von Beginn an den Austausch von Programmen organisiert, europäische Koproduktionen gefördert und diverse andere Projekte wie den gemeinsamen Erwerb der Rechte für Sportübertragungen geleitet. Bis heute laufen beispielsweise die meisten Sport- und Nachrichtenbeiträge im europäischen Fernsehen über das permanente Netzwerk der EBU – die Eurovision.

Die Suche nach Programm: Die Konzeption der »EBU Screening Sessions«

Nationale Nachfrage und internationales Angebot

In den späten 50er und frühen 60er Jahren begannen die meisten europäischen Fernsehanstalten einen geregelten Fernsehbetrieb aufzubauen. Sie standen dabei vor dem Dilemma, dass die langfristige Ausweitung ihres über Gebührenzahler finanzierten Programmangebots von einer Steigerung der Nachfrage nach Programmlizenzen, d.h. von neuangemeldeten Fernsehteilnehmern abhing, diese aber gleichzeitig nur entstehen konnte, wenn die Attraktivität des Programmangebots erhöht wurde. In der Praxis bedeutete dies den Zwang, das Fernsehprogramm auszuweiten, was aber aufgrund mangelnder finanzieller Möglichkeiten nicht mittels Eigenproduktionen möglich war. Die Fernsehanstalten waren also abhängig von kostengünstigen Fremdproduktionen. Insbesondere die finanziell schwächer ausgestatteten kleinen europäischen Fernsehanstalten, die in der Entwicklung den großen wie der BBC oder der ARD um einige Jahre hinterherhinkten, signalisierten eine erhebliche Nachfrage nach kostengünstigen Fernsehproduktionen europäischen Ursprungs. Allerdings war völlig unklar, welches Angebot der europäische Markt überhaupt liefern konnte. Über einzelne Programmwettbewerbe hinaus, wie die »Golden Rose« von Montreux oder den »Prix d'Italie«, die sich auf Prestigeproduktionen konzentrierten, hatte sich in den frühen 60er Jahren noch kein europäischer Markt für Fernsehproduktionen entwickelt.⁴ Die meisten nationalen Fernsehanstalten scheuten ohnehin den kommerziellen Programmhandel und bevorzugten ein bilaterales, nichtkommerzielles Austauschprinzip. Die Eigenproduktionen sollten zwischen den europäischen

Rundfunkanstalten nach dem ‚free of charge‘-Prinzip ausgetauscht werden, d. h. der Austausch fand ohne Berechnung statt. Zwei Organisationen mussten sich wechselseitig ein akzeptables Programm anbieten, damit der Austausch zustande kommen konnte. Solange aber für jeden erworbenen Beitrag eine Eigenproduktion eingetauscht werden musste, war der zielgerichtete Erwerb einzelner Programmteile schwierig, zumal die großen europäischen Fernsehanstalten mehr Programme anbieten konnten, als sie selbst aus dem Ausland benötigten. Mit Beginn der Produktion von Programmen auf Band versuchte die BBC deshalb, in einer speziellen Verkaufsabteilung dieses Programmmaterial international anzubieten und signalisierte damit ein Interesse am kommerziellen Programmhandel.⁵ Dieser zeichnete sich für die BBC durch eine besondere Lukrativität aus: Immerhin waren die Fernsehprogramme ausschließlich für den nationalen Markt produziert worden und so stellte der Verkauf jedes einzelnen Programms eine betriebswirtschaftlich nicht kalkulierte Zusatzeinnahme dar.

Die europäischen Fernsehanstalten versuchten aufgrund der ungleichen Voraussetzungen entweder über die wenigen Verkaufsabteilungen ihre Programmlücken zu schließen oder sie begannen in größerem Umfang, von kommerziellen, meist amerikanischen oder britischen Produzenten Sendematerial zuzukaufen. Damit begaben sie sich allerdings in eine Abhängigkeit von deren Angeboten und Verkaufsbedingungen.

Technik

Eine wesentliche Ursache für die fehlenden Marktstrukturen hatten in den 50er Jahren die technischen Beschränkungen dargestellt. Fernsehprogramme waren zumeist nicht-archivierbare Direktausstrahlungen, die somit nur als Übertragungen austauschbar waren. Im Rahmen der Eurovision hatte die EBU einen solchen Austausch organisiert, sie konnte damit die Nachfrage nach internationalen Programmangeboten allerdings nur sehr partiell befriedigen.⁶

Seit Beginn der 60er Jahre gingen die europäischen Fernsehanstalten allmählich dazu über, ihr Fernsehprogramm auf Filmband zu produzieren, nicht zuletzt um es als Wiederholung für das eigene Programmangebot wiederverwerten zu können. Ein Tausch oder Kauf ihrer Produktionen wurde hierdurch unabhängig von direkten Übertragungen möglich, so wie man es mit Kinofilmen schon seit Anfang des Fernsehbetriebs gehandhabt hatte. Nun konnten auch Magazinbeiträge und ähnliche Formate, wie sie nur für das Fernsehen produziert wurden, international ausgetauscht werden.

Praktische Schwierigkeiten belasteten jedoch den kommerziellen, dezentralen europäischen Programmhandel. Hohe Herstellungskosten qualitativ hochwertiger Band- und Filmkopien, unterschiedliche technische Ausstattungen aufgrund fehlender Standardisierungen sowie zeit- und kostenintensive separate Vorführungen in den einzelnen, eventuell an einem Kauf interessierten Sendeanstalten, erschwerten die Entstehung eines geregelten Markts für Fernsehproduktionen. Nur eine zentrale Programmmesse, auf der sich die unterschiedlichen Bedürfnisse ergänzen konnten, schien die wechselseitigen Probleme des beschriebenen Nachfrageüberhangs nach vorproduziertem Programmmaterial lösen zu können. Solch eine Messe versprach günstige Voraussetzungen zu schaffen, um allen Beteiligten den größtmöglichen Nutzen zu garantieren.

Entwicklung der »EBU Screening Sessions«

Die EBU hatte den Bedarf einer zentralen Programmmesse erkannt und schickte deshalb das schwedische Mitglied der Programmkommission Lars-Eric Kjellgren auf eine Rundreise zu ihren Mitgliedsorganisationen. Er sollte sich einen Überblick über das potentielle Angebot verschaffen und so sicherstellen, dass eine Initiative der EBU nicht scheiterte. Erwartungsgemäß stieß Kjellgren auf ein umfangreiches Angebot und konnte die Frage nach dem Marktpotential positiv beantworten.⁷ Mit dem Mailänder »Mercato Internazionale del Film, del TV e del Documentario« (MIFED) hatte er zudem einen Veranstaltungsort ermittelt, der ausreichende Präsentationskapazitäten bot. Die Idee der »EBU Screening Sessions« war geboren, es musste nur noch deren Organisationsform ausgehandelt werden.⁸

Intern reagierten weite Kreise der EBU, in denen sich durch den Eurovisionsaustausch ein antikommerzielles Gemeinschaftsgefühl herausgebildet hatte, mit Skepsis auf diese Initiative. Sie akzeptierten zwar die Intensivierung des Programmhandels als eine Aufgabe, der sich die EBU zu stellen hatte, zögerten jedoch, ein kommerzielles Element im Programmaustausch zuzulassen. Bisher hatte die Eurovision schließlich unter der Prämisse des Solidaritätsprinzips den Austausch von Direktprogrammen nach dem ‚free of charge‘-Prinzip reibungslos organisiert. Man befürchtete eine interne Spaltung der EBU in große Anbieter- und kleine Käuferorganisationen, die das Solidaritätsprinzip gefährdeten und von der letztlich eine Kommerzialisierung aller Dienste der EBU ausgehen könnte.⁹

Das Ziel der EBU bestand also darin, einen Markt zu konzipieren, der den kommerziellen Anforderungen der großen Anbieterorganisationen entsprechen, gleichzeitig aber den nicht-kommerziellen bilateralen

Austausch in höchstem Maße fördern sollte. Dieser Markt musste zentrale Präsentationen ermöglichen und den Handel auf bilateraler Basis anregen.¹⁰ Die EBU beabsichtigte nicht, in direkte Konkurrenz mit kommerziellen Anbietern zu treten, sondern plante vielmehr eine Messe zu konzipieren, auf der die Mitglieder der EBU ihre Produktionen untereinander anbieten konnten.¹¹

Die von der Fernsehprogrammkommission der EBU zunächst für eine zweijährige Probephase 1963 und 1964 beschlossene Organisationsform der »EBU Screening Sessions« sah vor, während der mehrtägigen Veranstaltung die Vormittage für gemeinschaftlich organisierte Programmvorfürungen zu reservieren und den Rest des Tages variabel für erwünschte und allen Interessierten zugängliche Wiederholungen oder konkrete Verhandlungen einzuplanen. Die EBU übernahm die zentrale Planung der Messe und stellte dabei die Koordination zwischen verschiedenen Anbietern sicher, u.a. indem sie den Zeitplan der gemeinsamen Vorfürungen festsetzte und einen Katalog über die präsentierten Programme erstellte. Zur Finanzierung der Programmmesse erarbeitete die EBU einen Schlüssel, nach dem die Nachfrage- wie die Angebotsseite gleichermaßen an den Kosten beteiligt wurde. Die eine Hälfte der Kosten trugen alle Teilnehmer anteilig, während die andere Hälfte entsprechend der jeweiligen Vorführzeit unter allen Programmpräsentatoren aufgeteilt wurde. Den Anbietern blieb grundsätzlich freigestellt, aus welchen Sparten sie Programme vorführen wollten.¹²

Vom 28. Oktober bis 1. November 1963 fand die Premiere im Mailänder MIFED statt. Neben 17 EBU-Mitgliedern nahmen drei außereuropäische Fernsehanstalten teil und verdeutlichten damit die Anziehungskraft, welche die »EBU Screening Sessions« über den begrenzten Kreis der europäischen Fernsehanstalten hinaus besaß. Insgesamt wurden 205 Programme, 173 Erstvorführungen und 32 erwünschte Wiederholungen mit einer Gesamtlänge von zirka 89 Stunden (exklusive der Wiederholungen) vorgeführt.¹³ Einzelne EBU-Mitglieder wie die deutsche ARD, die einem kommerziellen Markt mit besonderer Skepsis begegnete, verhielten sich zunächst passiv und nahmen 1963 nicht teil.

Inhaltlich konzentrierte sich das Angebot zu 65% auf die Kategorie der allgemeinen Dokumentationen. Anders als bei Spielfilmen oder Fernsehspielen, stellte das Sprachproblem bei Dokumentationssendungen ein vergleichsweise geringes Problem dar. Der übliche Off-Sprecher oder Dialoge vor der Kamera konnten kostengünstig übertont oder landesspezifisch untertitelt werden. Da der Wunsch nach Kosteneinsparungen eine der Hauptursachen für die Einrichtung der »EBU Screening Sessions« war, bestand die

stärkste Nachfrage nach solchen Programmen, die ohne hohe Nachproduktionskosten gesendet werden konnten. Hatte es vor der ersten Messe noch Zweifel gegeben, ob das europäische Programmangebot überhaupt die Einrichtung einer Programmmesse rechtfertigte, so musste die EBU bereits nach den ersten »EBU Screening Sessions« planerisch eingreifen und das Angebot auf die Kapazitäten des Mailänder MIFED beschränken. So wurde ein Antrag der ARD zurückgewiesen, ihre sieben Einzelanstalten zukünftig separat teilnehmen zu lassen. Sie allein hätten das Feld der Anbieter schon um mehr als 40% anwachsen lassen. Zudem änderte die EBU in zwei Punkten den Präsentationsmodus: Zunächst wurde unterschieden nach primären und sekundären Präsentationen, je nachdem, ob deren Vorführung garantiert oder nur bei eventuellen Zeitüberschüssen eingeplant war. Ferner wurde das garantierte Angebotsvolumen primärer Präsentationen auf zehn Stunden pro Teilnehmer begrenzt.¹⁴ Die EBU kalkulierte eine Unterschreitung der individuellen Vorführzeiten durch die Organisationen der Nachfrageseite fest ein. Hätten alle Mitgliedsorganisationen den prinzipiell erlaubten Präsentationsrahmen ausgenutzt, wäre die Kapazitätsgrenze des MIFED um mehr als das Doppelte überschritten worden. Einen halbjährlichen Veranstaltungsrhythmus, wie ihn einige Mitglieder vorschlugen, um das Marktvolumen zu verdoppeln, lehnte die EBU ab. Sie fürchtete sowohl den hohen Organisationsaufwand als auch negative Auswirkungen auf die Qualität der Präsentationen.¹⁵

Die zweite Veranstaltung der Testphase im Jahr 1964, bei der die Beteiligung sprunghaft gestiegen war, zeigte, welch attraktives Forum die »EBU Screening Sessions« schon jetzt geworden war.¹⁶ Sogar die »Organisation Internationale de Radiodiffusion et de Télévision« (OIRT), das osteuropäische Pendant der EBU, hatte nun ihr Interesse angemeldet, sich zukünftig aktiv an der Programmmesse zu beteiligen, was die EBU allerdings wegen der begrenzten Vorführkapazität ablehnen musste. Die OIRT wurde aber als Beobachter eingeladen.¹⁷

Am Erfolg der Programmmesse zweifelte gegen Ende der Testphase niemand, und so entschloss sich die EBU, die »EBU Screening Sessions« als einen festen Bestandteil der internationalen Rundfunkzusammenarbeit zu etablieren. Sie behielt sich allerdings das Recht vor, die Rahmenbedingungen des Marktes zu setzen und damit Angebot und Nachfrage zu steuern. Auch die Skepsis weiter Kreise innerhalb der EBU, die eine Kommerzialisierung und Desolidarisierung befürchteten, schwand, nachdem die Preise auf den »EBU Screening Sessions« im Vergleich zu denen kommerzieller Produzenten ein vergleichsweise symbolisches Niveau erreichten.¹⁸

Die ‚Goldenen Jahre‘: Die Expansionsphase der »EBU Screening Sessions«

Nationale Nachfrage und internationales Angebot

In den späten 60er und frühen 70er Jahren erlebte das Fernsehen in vielen europäischen Ländern eine expansive Phase in unterschiedlicher Intensität. Die meisten Länder eröffneten ihre zweiten oder dritten Kanäle und weiteten das wöchentliche Programmangebot stark aus. Dies ließ sich allerdings nicht über eine adäquate Erhöhung der Lizenzgebühren gegenfinanzieren, so dass der Bedarf an Fremdproduktionen weiter anstieg. Nur auf dem internationalen Programmmarkt konnten somit weiterhin jene Lücken im nationalen Programmangebot geschlossen werden, die aufgrund der begrenzten finanziellen Ressourcen entstanden. Gleichzeitig stieg das Volumen der Eigenproduktionen und weitete das Angebot an Fernsehproduktionen auf dem europäischen Markt aus. In diesem Zuge differenzierten sich die europäischen Fernsehanstalten weiter in Angebots- und Nachfrageorganisationen aus.¹⁹

Technik

Als sich Mitte der 60er Jahre mit dem Farbfernsehen eine technische Neuerung im Programmangebot durchsetzte, drängten die großen Fernsehanstalten, die als erste auf das Farbfernsehen umgestellt hatten, mit ihrem »bunten« Angebot auf den zentralen Programmmarkt in Mailand.²⁰ Anfängliche Befürchtungen der kleineren Nachfrageorganisationen, es könnte eine tiefgreifende Diskrepanz zwischen dem »bunten Angebot« und der »monochromen Nachfrage« entstehen, erwiesen sich bald als unbegründet. Im Gegenteil konnten die hinsichtlich Produktions- und Finanzvolumen kleinen Organisationen das Farbfernsehangebot sogar nutzen, um sich während der Umstellungsphase der nationalen Fernsehsysteme auf Farbe kostengünstig mit Programmen einzudecken. Schon zwei Jahre nach ihrer Einführung machten die Farbprogramme 70% des Gesamtangebots der »EBU Screening Sessions« aus.²¹

Aufgrund von Kompatibilitätsproblemen zwischen konkurrierenden Farb-TV-Systemen verdoppelten sich allerdings die Organisationskosten der »EBU Screening Sessions« binnen eines Jahres. Die kleinen Nachfrageorganisationen werteten die Folgekosten der technischen Innovation als einen bei den Anbietern zu verbuchenden Kostenpunkt und setzten einen ab 1969 gültigen neuen Finanzierungsschlüssel durch.²² Dieser teilte die Gesamtkosten zu 25% gleichmäßig unter allen Teilnehmern auf, während die restlichen 75% je nach der Länge der Vorführungen von den Anbietern getragen werden mussten.

Entwicklung der »EBU Screening Sessions«

In den ‚Goldenen Jahren‘ nach der Experimentierphase expandierten die »EBU Screening Sessions« unerwartet stark: Zwischen 1966 bis 1976 nahm das präsentierte Programm über 100% zu, es stieg von 118,5 auf 247,5 Stunden, gleichzeitig vervierfachte sich die Zahl der nationalen Repräsentanten auf 263. Das Volumen der Programmpräsentationen kann indes nur bedingt als Wachstumsindikator für den Programmhandel herangezogen werden, da dieser bilateral durchgeführt und nicht von der EBU zentral erfasst wurde. Tendenziell verblieben die auf dem Mailänder Markt erzielten Preise allerdings auf einem eher symbolischen Niveau. Obwohl inzwischen zahlreiche Fernsehanbieter dazu übergegangen waren, sich in höherem Maße auf dem kommerziellen Programmmarkt einzudecken und größere Anteile der Sendezeit mit amerikanischen Produktionen zu bestreiten, war ein Ende des Wachstums für die »EBU Screening Sessions« nicht abzusehen.

Neben dem Programmhandel eröffneten die »EBU Screening Sessions« internationale Kontaktmöglichkeiten zwischen den Experten der praktisch orientierten Programmarbeit.²³ Solche Kontakte ermöglichten den Wissenstransfer zwischen den europäischen Fernsehproduzenten, und zwar nicht allein auf technischer Ebene, sondern gerade im Bereich der Programmproduktion. Das Themenspektrum war groß, da sowohl aktuelle Produktionen der Mitglieder als auch technische Entwicklungen und Probleme sowie deren Auswirkungen auf die zukünftige Programmproduktion diskutiert werden konnten. Es entwickelte sich ein regelrechtes Netzwerk persönlicher Kontakte zwischen zentralen Produktionsverantwortlichen, so dass die Fernsehanstalten die »EBU Screening Sessions« auch nutzten, um neue Mitarbeiter in eben diese Netzwerke einzuführen.²⁴ Eine auf die Teilnahmemotivation ausgerichtete Umfrage ergab im Herbst 1969, dass der Punkt »Professionelle Kontakte auf internationaler Ebene« noch vor dem Interesse an Programmverkäufen und unmittelbar hinter dem Hauptinteresse der Einkaufsmöglichkeit rangierte.²⁵

Die ständige Expansion des Angebotsvolumens verlangte trotz permanenter Erweiterungen der Präsentationskapazitäten in Mailand nach einer Kontingentierung, womit auch der notwendige administrative Aufwand der EBU zunahm.²⁶ Um in dieser Situation die Signale des Markts angemessen zu interpretieren und die passenden regulativen Eingriffe vornehmen zu können, führte die EBU jährlich unter den Teilnehmern Umfragen durch. Sie wollte schließlich ihre Eingriffe an den Marktsignalen orientieren und nicht den Markt eigeninitiativ bestimmen. Die intendierte Marktorientierung war für die EBU allerdings weiterhin etwas Ungewöhnliches und so galt das traditionel-

le Solidaritätsprinzip der EBU als eine zweite Leitlinie der regulativen Maßnahmen. Insbesondere die administrativen Abteilungen der EBU in Genf und Brüssel, deren Personal seit den 50er Jahren nahezu unverändert den permanenten Betrieb der Rundfunkgemeinschaft organisierte, hielten den Solidaritätsgedanken wach. Massive Unterstützung erhielten sie darin selbstverständlich von den kleineren Mitgliedsorganisationen, die mit der Solidarität handfeste ökonomische Interessen verbanden. Eine reine Marktorientierung, selbst im begrenzten Rahmen der »EBU Screening Sessions«, wäre deshalb von weiten Kreisen der EBU als eine Hinterfragung der Grundsätze der Rundfunkgemeinschaft überhaupt interpretiert worden. Die Gesetze von Angebot und Nachfrage entfalteten auf den »EBU Screening Sessions« ihre Wirkung somit nur im Rahmen der antikommerziellen Bedingungen der EBU, worin ein wesentlicher Faktor für die konstant symbolischen Preise bestand. Ebenso blieb das Recht der Mitgliedsorganisationen auf gleiche Vorführzeiten unangetastet.

Ein Marktgleichgewicht konnte nur hergestellt werden, wenn zwei Bedingungen erfüllt waren: erstens durften die Nachfrageorganisationen ihren garantierten Präsentationszeitraum nicht ausschöpfen, zweitens musste die EBU die Präsentationszeiten sehr zielgerichtet planen. Dabei galt es, die Spitzenzeiten mit den meisten Programmkäufern zu ermitteln und diese im dichten Zeitplan der »EBU Screening Sessions« für Programme mit den potentiell meisten Nachfragern zu reservieren. Immerhin wurden von morgens bis abends Programme präsentiert, und die Käufer konnten schon allein aufgrund mentaler Kapazitätsgrenzen nur einen bestimmten Teil der Vorführungen verfolgen. Dezentrale Wiederholungen wurden dabei als Ergänzung der zentralen Präsentationen immer wichtiger.²⁷

Das inhaltliche Programmangebot konzentrierte sich weiterhin auf die Kategorie der Dokumentationen, deren Anteil am Gesamtangebot sich bei 60% einpendelte. Die Dokumentationen setzten sich gerade deshalb als dominierende Programmkategorie durch, weil sie neben den niedrigen Nachproduktionskosten in geringem Maße von nationalen Besonderheiten geprägt waren. Zunehmend hatten sich in den anderen Programmkategorien verschiedene Mentalitäten als Handelsbarriere zwischen unterschiedlichen Kulturkreisen herauskristallisiert. So eignete sich beispielsweise ein qualitativ hochwertiges und im Ursprungsland durchaus erfolgreiches skandinavisches Programm nicht zwangsläufig für den französischen Markt. Die Dokumentationen verblieben zudem eine der wenigen Programmsparten, die in erster Linie für den nationalen Markt produziert wurden. Selbst die symbolischen Preise ließen sich deshalb als lukrativer Zugewinn verbuchen.²⁸

Schleichender Niedergang: Die Degenerationsphase der »EBU Screening Sessions«

Nationale Nachfrage und internationales Angebot

In den 70er Jahren setzte sich durch weiterhin expandierende nationale Produktionsumfänge die Diversifizierung der Angebots- und Nachfragestrukturen fort. Die großen Fernsehanstalten in Frankreich, Großbritannien und Deutschland, die nur noch einen Bruchteil ihres potentiellen Angebots in Mailand präsentieren konnten, begannen damit, nach dem Muster der »EBU Screening Sessions« eigene Verkaufsmessen aufzubauen, die auf reges internationales Interesse stießen. Gleichzeitig richteten die in der europäischen Perspektive auf der Nachfrageseite einzuordnenden nordischen Fernsehgesellschaften einen eigenen Programmmarkt ein. Dieser sollte primär den innernordischen Programmhandel intensivieren, doch kurbelte er ebenso die außernordischen Absatzzahlen an. Ein gemeinsamer Markt lockte mehr Käufer an als das Angebot jener Organisationen aufgeteilt auf fünf Kleinstmärkte.²⁹ Die EBU bewertete den nordischen Markt zunächst als Ergänzung zu den »EBU Screening Sessions«. Hier konnten die nordischen Fernsehanstalten Programme handeln, die auf das nordische Publikum zugeschnitten waren. In Mailand, so die Hoffnung der EBU, würden sie dann nur solche Produktionen anbieten, die sich an ein breites europäisches Publikum richteten. Symbolisch stand der nordische Markt hingegen für die zunehmende Dezentralisierung des gesamten europäischen Programmmarkts. Es konnte schließlich in der langfristigen Perspektive nur eine Frage der Zeit sein, bis sich der nordische Markt vom Komplement zum Konkurrenten wandelte.³⁰

Neben der Chance, ein umfangreicheres Angebot präsentieren zu können, boten die dezentralen Programmessen den Verkäufern weitere Vorteile. Die Kundenwünsche konnten flexibel bedient werden, ohne das Solidaritätsprinzip der EBU beachten zu müssen, das die Preise auf das symbolische Niveau drückte. Wegen der überschaubaren Anzahl von Anbietern verminderte sich auch der Koordinationsaufwand auf ein Minimum. Diese Entwicklung der dezentralen Programmessen spaltete die europäischen Fernsehanstalten in zwei Lager. Während der Austausch im germanischen Sprachraum sogar zwischen den kleineren, finanziell schwächeren Organisationen gut funktionierte und die Fernsehanstalten so wichtige Programmressourcen erhielten, waren ähnliche Strukturen in Südeuropa weniger stark ausgebildet.

Technik

Vornehmlich wegen der beschränkten Portabilität von Fernsehproduktionen hatte sich in den 60er Jah-

ren der dezentralisierte europäische Markt nicht zufriedenstellend entwickeln können. Mit der Videotechnik reduzierte in den 70er Jahren eine technische Innovation diese Beschränkungen auf ein bis dahin ungeahntes Minimum und vereinfachte so die Zeitplanung der »EBU Screening Sessions«. In kleineren Räumen konnten die gewünschten Wiederholungen nun flexibler als bei den Bandproduktionen vorgeführt werden.³¹ Terminkollisionen zweier konkurrierender Programme, die bis dato das Hauptproblem der Käufer dargestellt hatten, riefen fortan keine allzu großen Schwierigkeiten mehr hervor. Die Flexibilität der Videotechnik produzierte jedoch ebenso unerwünschte Nebeneffekte. Einzelne Anbieter zeigten ihre Produktionen während der »EBU Screening Sessions« potentiellen Interessenten bei abendlichen Privatvorführungen außerhalb des eigentlichen Messeprogramms. Nicht nur wurden so andere Mitgliedsorganisationen ausgeschlossen, was nicht zum Konzept der »EBU Screening Sessions« passte, sondern darüber hinaus gefährdeten diese Vorführungen die Verteilung der Organisationskosten. Parallel dazu ließ die Videotechnik das Ausschlussprinzip gegen kommerzielle Anbieter unwirksam werden. Private Produktionskonzerne organisierten in Mailänder Hotelzimmern ebenfalls Privatvorführungen, wie es zu Zeiten der Bandtechnik unrentabel gewesen wäre. Sie versuchten, die Anwesenheit einer Vielzahl potentieller Käufer in Mailand für die Anbahnung von Geschäften zu nutzen.³² Die Signale einer zunehmenden Dezentralisierung des Marktes machten sich immer deutlicher bemerkbar.

Entwicklung der »EBU Screening Sessions«

In der Expansionsphase waren Angebot und Nachfrage auf den »EBU Screening Sessions« noch annähernd ausgeglichen, da die Teilnehmer auf der Nachfrageseite den ihnen garantierten Präsentationsrahmen nur zu einem Teil ausnutzten. Im Zuge der Expansion ihrer eigenen Produktionsvolumina erlagen jedoch insbesondere die kleineren südeuropäischen Fernsehanstalten zunehmend dem Reiz, diesen Präsentationsrahmen auszuschöpfen. Sie hofften, zumindest einen Teil der Produktionskosten durch den Verkauf refinanzieren zu können. Im Rahmen der »EBU Screening Sessions« konnten sie ihre Eigenproduktionen kostengünstig auf dem Markt platzieren und gleichzeitig ein breiteres internationales Publikum erreichen. Infolgedessen fielen allerdings genau jene Präsentationskapazitäten weg, die den großen Anbieterorganisationen über ihr normales Kontingent hinaus zur Verfügung gestanden hatten, um für einen Ausgleich von Angebot und Nachfrage zu sorgen. Die gängige Praxis der ersten Jahre war damit an ihre Grenzen gestoßen und die »EBU Screening Sessions« gerieten sukzessiv in eine groteske Lage. Auf der einen Seite stimmten die Programm-

und Teilnehmerzahlen, und die begrenzten Kapazitäten des Mailänder MIFED zwangen sogar weiterhin zu Angebotsbeschränkungen. Auf der anderen Seite verlor die Veranstaltung zunehmend an Attraktivität für Käufer wie Verkäufer. Die »EBU Screening Sessions« bewegten sich darauf hin, zu einem Markt für Anbieter mit einem kleinen Produktionsvolumen und geringem Produktionsbudget zu werden. Gerade jene Fernsehanstalten, die den Programmmarkt am meisten benötigten, um ihre Programmzeiten kostengünstig aufzufüllen, verhinderten mit ihrem unattraktiven Angebot das Zustandekommen eines Marktgleichgewichts. Den potenziellen Anbietern wurden sowohl die Präsentationszeiträume genommen als auch Programme angeboten, die sie nicht nachfragten. Ihnen eröffneten die dezentralen Märkte lukrativere Verkaufsmöglichkeiten, nicht zuletzt weil dort höhere Preise erzielt werden konnten und nicht die antikommerzielle Grundeinstellung der EBU vorherrschte.³³

Das zweite Hauptproblem blieben die begrenzten Kapazitäten des MIFED. Die großen gemischten Messen von privaten und öffentlichen Produzenten wie das »MIP-TV« in Cannes oder die dezentralen Programmmessen einzelner EBU-Mitglieder übertrafen die »EBU Screening Sessions« inzwischen vom Angebotsvolumen her deutlich. So zeigte beispielsweise die »Programme Fair« von ARD und ZDF, die vom 30. November bis 5. Dezember 1981 in München stattfand, insgesamt 1.200 Stunden Produktionsmaterial in 51 Räumen und übertraf damit das Mailänder Angebot um fast das Vierfache.³⁴

Die EBU erkannte zunehmend, dass die »EBU Screening Sessions« angesichts der Konkurrenz anderer Programmmärkte ernsthaft in Gefahr standen, die Bedürfnisse der Teilnehmerländer nicht länger befriedigen zu können.³⁵ 15 Jahre nachdem die »EBU Screening Sessions« wegen ihrer kommerziellen Aspekte mit Misstrauen in die europäische Rundfunkzusammenarbeit aufgenommen worden waren, hatten sich die Vorzeichen umgedreht. Die Frage lautete nicht länger, ob man kommerzielle Aktivitäten dulden sollte, sondern, wie man zukünftig in der Lage sein würde, die kommerziellen Ansprüche zu befriedigen.³⁶

Bevor die EBU mit einer neuen Organisationsform in die Offensive ging, klärte sie zunächst intern, ob überhaupt ein Interesse an der Fortführung der »EBU Screening Sessions« bestand. Nachdem sich 96% der Mitgliedsorganisationen positiv aussprachen,³⁷ beauftragte sie im Januar 1978 eine aus Vertretern der Programmkommission zusammengesetzte Expertengruppe mit der Erarbeitung eines Konzepts. Dieses sollte viele kleine Märkte an ein zentrales Modell anpassen und darüber hinaus vielfältige interpersonelle Kontaktmöglichkeiten bieten. Obwohl primär die kommerziellen Interessen gefördert werden soll-

ten, standen die zentrale Planung durch die EBU, die weitgehende Beibehaltung des Gleichheitsprinzips und der Ausschluss privater Produktionskonzerne nicht zur Disposition.³⁸

Das von der Expertengruppe vorgelegte und zunächst für eine zweijährige Testphase (1980 und 1981) beschlossene Konzept sah vor, die Vorführungen in »collective screenings« und »private screenings« aufzuteilen. Der erste Veranstaltungstyp stellte im Kern eine Fortführung des bekannten Konzepts sicher. In einem zentralen Vorführraum mit 40 bis 50 Zuschauerplätzen wurde jeder Mitgliedsorganisation pro Programmkategorie ein Kontingent von 90 Minuten zugesichert, wobei die EBU die Vorführungen weiterhin koordinierte. Für die »private screenings« konnten die Mitgliedsorganisationen verschieden große Vorführräume mit der notwendigen technischen Ausrüstung anmieten und bei Bedarf auch als Büro für bilaterale Verhandlungen nutzen. In der Hoffnung, den »EBU Screening Sessions« auch durch einen Ortwechsel neuen Schwung zu verleihen, sollte die Programmmesse 1981 versuchsweise nach Monte Carlo wechseln, von dessen glamouröser Atmosphäre sich die EBU eine Attraktivitätssteigerung versprach.³⁹

Mit dem neuen Konzept musste auch die Finanzierung der Programmmesse auf den Prüfstein gestellt werden, da die in Eigenverantwortlichkeit durchgeführten »private screenings« nicht von dem alten Finanzierungsschlüssel erfasst wurden. Seine fortdauernde Verwendung hätte jeglichem Anreiz zu zentralen Vorführungen die Grundlage entzogen, bemaß er doch den Kostenanteil ausschließlich auf der Basis zentraler Programmpräsentationen. Deshalb wurden fortan 60% der Gesamtkosten unter allen Mitgliedsorganisationen je nach der Anzahl und dem Status ihrer Repräsentanten aufgeteilt. Die restlichen 40% trugen die programmvorführenden Organisationen der »private screenings« entsprechend der Anzahl und der Größe ihrer angemieteten Präsentationsräume.⁴⁰ Die zentralen Vorführungen wurden somit kostenlos, sofern die jeweiligen Präsentatoren auch »private screenings« veranstalteten.⁴¹

Der Ansporn, der von diesem neuen Konzept ausging, reichte nicht weit, um den »EBU Screening Sessions« neues Leben einzuhauchen. Setzten 1980 noch 28 Mitgliedsorganisationen mit insgesamt 352 Teilnehmern ein Zeichen für den Fortbestand des Programmmarkts, so schrumpften die Zahlen 1981 auf 278 Repräsentanten von 23 Mitgliedern. Zwar erklärte die EBU den Rückgang der Teilnehmer als eine Nebenwirkung des Finanzierungsmodus, die keine Rückschlüsse auf die Attraktivität des Programmmarkts zulasse, doch demonstrierte die rückläufige Zahl der Mitgliedsorganisationen durchaus eine negative Entwicklung. Überdies hatte die zentrale Vorführungs-

komponente nicht entscheidend gestärkt werden können: Die großen Fernsehanstalten konzentrierten sich auf die dezentralen Programmvorführungen und beteiligten sich an den »collective screenings« eher symbolisch. Obwohl die zentralen Vorführungen praktisch kostenlos waren, erwarteten die Anbieterorganisationen von ihnen zu geringe Einnahmen, da auch die Einkäufer diese Veranstaltungen kaum besuchten. Die Möglichkeit der Kontaktpflege oder einer fachlichen Diskussion der präsentierten Produktionen schien für sich genommen kein angemessener Anreiz zu sein. Ohnehin entsandten die Fernsehanstalten mittlerweile ausschließlich ein auf den Programmhandel spezialisiertes professionelles Personal ihrer Verkaufsabteilungen. Produzenten und Produktionsleiter, die vom Ideenaustausch und der Diffusion von Innovationen im Produktionsbereich profitiert hätten, führten ihre Programme nicht mehr selber vor und blieben den »EBU Screening Sessions« fern.⁴² Zuletzt blieben auch die in den Ortswechsel nach Monte Carlo gesteckten Hoffnungen unerfüllt. Statt einer Attraktivitätssteigerung ergaben sich nur sichtbar vermehrte Kosten. So wurde das veranschlagte Budget um 25%, das Vorjahresbudget aus Mailand gar um 35% überschritten. Aus der Perspektive der Mitgliedsorganisationen bestimmte aber primär die Kosten-Nutzen-Relation die Attraktivität des Programmmarkts und so mündeten die hohen Kosten in deutliche Kritik.

Aller Kritik zum Trotz sprach sich die überwältigende Mehrheit der Mitgliedsorganisationen weiterhin für eine Fortsetzung der »EBU Screening Sessions« aus. Vermutlich um nicht mit dem traditionellen Solidaritätsprinzip zu brechen und damit die innerhalb der EBU stark ausgeprägte Gemeinschaftsatmosphäre zu stören, hatten es viele Mitgliedsorganisationen vermieden, die komplette Niederlegung der »EBU Screening Sessions« zu fordern. Die Programmmesse kehrte deshalb im folgenden Jahr unter Verwendung des seit 1980 praktizierten Konzepts nach Mailand zurück. Für die »collective screenings« glaubte die EBU eine Attraktivitätssteigerung erreichen zu können, indem sie diese unter ein Dachthema stellte. Mit dem Thema Musik entschied man sich 1982 allerdings für ein aus kommerzieller Sicht europaweit schwer zu handelndes Thema. Die Musikpräferenzen waren so unterschiedlich, dass beispielsweise einem skandinavischen Musikprogramm wenig Erfolg im spanischen Fernsehen beschieden war und umgekehrt – eine Tatsache, die man eigentlich bei der Punktevergabe im Rahmen des »Eurovision Song Contest« hätte beobachten können.

Erwartungsgemäß konnten die Programmmessen von 1982 und 1983 den Negativtrend nicht stoppen.⁴³ Nach außen versuchte die EBU, mit dem Hinweis auf konstante Vorführzahlen der »collective screenings«

die Illusion einer funktionierenden Veranstaltung weiterhin aufrecht zu erhalten. Die sinkenden Teilnehmerzahlen – immerhin hatten sich diese zwischen 1980 und 1983 von 352 auf 180 nahezu halbiert – indizierten derweil aber das nachlassende internationale Interesse.⁴⁴ Für die konstanten Präsentationsumfänge bei den »collective screenings« sorgten die kleineren südeuropäischen Mitgliedsorganisationen. Sie mieteten bei den »private screenings« zu verhältnismäßig niedrigen Kosten kleine Räume mit begrenzter Präsentationskapazität an und führten einen Großteil ihres Gesamtangebotes auf den kostenlosen »collective screenings« vor. Es schien für sie letztlich, von den Absatzaussichten her betrachtet, keinen Unterschied zu machen, ob sie ihre begrenzte Anzahl von Kaufinteressenten im Rahmen der zentralen oder dezentralen Vorführungen bedienten. Jedes zusätzliche bei den »collective screenings« verkaufte Programm versprach einen hundertprozentigen Gewinn, während bei den »private screenings« zunächst einmal die Mieten für die Präsentationsräume gedeckt werden mussten, bevor sich Gewinne verbuchen ließen. Sowohl der Finanzierungsschlüssel als auch ungenutzte Vorführkapazitäten anderer Programmanbieter begünstigten ein solches Vorgehen. Noch in den 70er Jahren, als eine ähnliche Angebotsexpansion der potenziellen Nachfrager das Marktgleichgewicht bedrohte, hatte die EBU versucht, dieses Verhalten zu unterbinden. Nun unternahm man wenig, rettete doch der Drang dieser Mitgliedsorganisationen in die gemeinschaftlichen Vorführungen zumindest nach außen die Statistiken der »EBU Screening Sessions«.

Für die großen Organisationen stellte diese Entwicklung den Wert der »EBU Screening Sessions« immer mehr in Frage. Sie mussten wegen der stärkeren Nachfrage nach ihren Produktionen größere Vorführräume anmieten und finanzierten somit einen entsprechend hohen Anteil der »collective screenings«. Obendrein verharrten die erzielten Preise auf dem traditionell niedrigen Niveau, so dass die Umsatzchancen auf den dezentralen eigenen Märkten wesentlich günstiger waren. Die großen Fernsehanstalten standen nun vor der Entscheidung, entweder den kleinen Organisationen ihre Präsentationen bei den »collective screenings« zu subventionieren oder sich komplett von den »EBU Screening Sessions« zurückzuziehen.

Auf den 22. »EBU Screening Sessions« im Jahr 1984 trat erupitionsartig die lange Zeit unterdrückte Erkenntnis zu Tage, dass der Bedarf an gemeinschaftlichen Programmpräsentationen längst erloschen war. Lediglich den kleinen südeuropäischen Fernsehanstalten versprach der Mailänder Markt relativ günstige Absatzchancen, während die restlichen EBU-Mitglieder nur noch im Zuge einer allgemeinen Gruppendynamik der EBU gehandelt hatten. 1984 ließen sie erstmals, seitdem die Marktbedeutung der

Programmmesse nachzulassen begonnen hatte, von den moderaten Anpassungen ihres realen Teilnahmeverhaltens ab und verhielten sich rein zweckrational, lediglich an ihrem individuellen Nutzen orientiert. Insbesondere die nord- und mitteleuropäischen Fernsehanstalten kalkulierten ihre Kosten-Nutzen-Relation neu und wählten aufgrund dieser Überlegungen die Option des Rückzugs vom Mailänder Markt. Michael Johnson, ein auf die internationale Rundfunkentwicklung spezialisierter Mitarbeiter der BBC, brachte die Kritik vieler Mitgliedsorganisationen in einem Brief an die EBU auf den Punkt. Seiner Einschätzung nach war der mit einer Fortsetzung der »EBU Screening Sessions« verbundene personelle und finanzielle Einsatz zu hoch: »To do this in order to provide an audience of 3,5 people (an average family) is absurd.«⁴⁵ Nachdem sich auf den 23. »EBU Screening Sessions« 1985 die Lage weiter zuspitzte, zog die EBU die notwendigen Konsequenzen und stellte die Mailänder Programmmesse ein.

Fazit

Unter der Grundvoraussetzung, die europaweite Nachfrage nach Fernsehproduktionen mit den technischen, logistischen wie administrativen Möglichkeiten eines zentralen Markts befriedigen zu können, hatten die »EBU Screening Sessions« lange Zeit die Funktion einer Drehscheibe des europäischen Fernsehprogrammmarkts eingenommen. Eine expandierende Nachfrage, die Kommerzialisierung des Fernsehgewerbes, die technische Entwicklung und der explosionsartige Anstieg der nationalen Angebots- und Nachfragevolumina führten allerdings eine deutliche Verschlechterung der Rahmenbedingungen herbei. Auf einem sich dezentral organisierenden und kommerzialisierenden Markt war einfach kein Platz mehr für eine zentrale europäische Veranstaltung, deren Verantwortliche sich weigerten, die Veränderungen vollends zu akzeptieren. Zwar sprach man bei der europäischen Rundfunkgemeinschaft vom natürlichen Ende der »EBU Screening Sessions« zum angemessenen Zeitpunkt,⁴⁶ doch drängt sich aus der beobachteten Entwicklung der Verdacht auf, ihr Leben sei bis dahin jahrelang künstlich verlängert worden. Hätten die Verantwortlichen die Signale des Markts richtig gedeutet und hätten die europäischen Rundfunkorganisationen sich nicht von einer Gruppendynamik der EBU beeinflussen lassen, dann wäre diesem Pionier des internationalen Programmhandels eine zumindest unterschwellig lange andauernde Degenerationsphase erspart geblieben. Die Veränderung der internationalen Strukturen des Programmmarkts brach nämlich nicht binnen kurzer Zeit zu Beginn der 80er Jahre wie ein Gewittersturm über die »EBU Screening Sessions« herein, sondern unterlag langfristigen Tendenzen.

- 1 Der vorliegende Aufsatz ist im Kontext eines von Professor Dr. Gerhard Brunn an der Universität Siegen geleiteten und mittlerweile abgeschlossenen Forschungsprojekts zum Thema »Die Eurovision und das öffentlich-rechtliche Fernsehen in Europa« entstanden. Das Projekt lief zwischen 1994 und 2000 im Rahmen des von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) geförderten Sonderforschungsbereichs 240 »Ästhetik, Pragmatik und Geschichte der Bildschirmmedien«. Aus der Projektarbeit sind folgende Publikationen hervorgegangen: Wolfgang Degenhardt, Dorothee Erdmann, Christoph Reichold, Elisabeth Strautz: Europäisches Fernsehen bis 1970. Eine Idee wird zum Laufen gebracht. Eine kleine Geschichte der Europäischen Rundfunkunion und der Eurovision. Siegen 1996. Wolfgang Degenhardt und Elisabeth Strautz: Auf der Suche nach dem europäischen Programm. Die Eurovision 1954-1970. Baden-Baden 1999.
- 2 Die im Rahmen des Forschungsprojekts erschlossenen, umfangreichen Quellenbestände und die mit diversen Zeitzeugen geführten Interviews konnten als Grundlage verwendet werden. So konnte auf die kompletten Archivalien der Programmkommission der EBU zurückgegriffen werden, die im Bestand des Verwaltungsrats im Archiv der EBU in Genf lagern. Interviews wurden geführt mit den langjährigen Koordinatoren der »EBU Screening Sessions« Lars-Eric Kjellgren und Frank Naef; dem damaligen Programmchef des zweiten schwedischen Fernsehkanals Örjan Wallqvist; dem späteren Direktor der Radioabteilung der EBU Thomas Alexandersson sowie dem langjährigen Leiter der Eurovision Miro Vilcek.
- 3 Vgl. EBU (Hg.): Satzung der Europäischen Rundfunkunion. Helsinki 1976, Art. 2, § 2b.
- 4 Lars-Eric Kjellgren: A personal report. The EBU Screening Sessions. In: EBU-Review (5) 1972, S. 12-15.
- 5 Vgl. Interview mit Thomas Alexandersson, Genf 2000 (unveröffentlicht).
- 6 Vgl. Wolfgang Degenhardt und Elisabeth Strautz: Auf der Suche nach dem europäischen Programm. Die Eurovision 1954-1970. Baden-Baden 1999, S. 93ff.
- 7 Interview mit Lars-Eric Kjellgren, Stockholm 2000 (unveröffentlicht).
- 8 Vgl. Lars-Erik Kjellgren: Om EBU:s Screening Sessions. In: Sveriges Radio: Årsbok 1964/65. Stockholm 1965, S. 93.
- 9 Vgl. Protokoll der Sitzung des Fernsehprogrammkomitees vom 6.3.1963. Archiv der EBU (Genf). EBU OA/1830 ComPro 721.
- 10 Vgl. Interview mit Frank Naef, Genf 2000 (unveröffentlicht).
- 11 Vgl. Protokoll der Sitzung des Fernsehprogrammkomitees vom 12.9.1962. Archiv der EBU (Genf). EBU OA/1779 ComPro 514.
- 12 Vgl. Protokoll der Sitzung des Fernsehprogrammkomitees vom 19.7.1963. Archiv der EBU (Genf). EBU OA/1894 ComPro 747.
- 13 Vgl. Protokoll: Seance de Projections de l'UER. Réunion du Groupe de Travail ad hoc. 7.1.1964. Archiv der EBU (Genf). EBU OA/1984 ComPro 775.
- 14 Vgl. ebd.
- 15 Vgl. Protokoll der Sitzung des Fernsehprogrammkomitees vom 28.9.1964. Archiv der EBU (Genf). EBU OA/3030 ComPro 810.
- 16 Vgl. Interview mit Lars-Eric Kjellgren, Stockholm 2000 (unveröffentlicht).
- 17 Vgl. Protokoll: EBU Screening Session. Meeting of the Ad Hoc Working Group. 5.2.1965. Archiv der EBU (Genf). EBU OA/3084 ComPro 826; Protokoll der Sitzung des Fernsehprogrammkomitees. Archiv der EBU (Genf). EBU OA/3318 ComPro 879.
- 18 Vgl. Protokoll der Sitzung des Fernsehprogrammkomitees vom 6.5.1965. Archiv der EBU (Genf). EBU OA/3112 ComPro 830.
- 19 Vgl. Interview mit Thomas Alexandersson, Genf 2000 (unveröffentlicht).
- 20 Vgl. Protokoll der Sitzung des Fernsehprogrammkomitees vom 3.4.1968. Archiv der EBU (Genf). EBU OA/3717 ComPro985.
- 21 Vgl. Protokoll der Sitzung des Fernsehprogrammkomitees vom 23.3.1971. Archiv der EBU (Genf). EBU OA/4292 ComPro1145.
- 22 Vgl. Protokoll der Sitzung des Fernsehprogrammkomitees vom 25.3.1969. Archiv der EBU (Genf). EBU/OA3881 ComPro1024.
- 23 Vgl. Protokoll der Sitzung des Verwaltungsrat vom 15.5.1968. Archiv der EBU (Genf). EBU OA/3726 ComPro986.
- 24 Vgl. Interview mit Miro Vilcek, Genf 2000 (unveröffentlicht).
- 25 Vgl. Protokoll der Sitzung des Fernsehprogrammkomitees vom 26.3.1970. Archiv der EBU (Genf). EBU OA/4083 ComPro1087.
- 26 Vgl. Protokoll der Sitzung des Fernsehprogrammkomitees vom 10.4.1967. Archiv der EBU (Genf). EBU OA/3478 ComPro 925; Protokoll der Sitzung des Fernsehprogrammkomitees vom 3.4.1968. EBU OA/3717 ComPro 985; Interview mit Frank Naef, Genf 2000 (unveröffentlicht).
- 27 Vgl. Interview mit Frank Naef, Genf 2000 (unveröffentlicht).
- 28 Vgl. Protokoll der Sitzung des Fernsehprogrammkomitees vom 14. bis 17.4.1972. Archiv der EBU (Genf). EBU OA/5298 ComPro1431.
- 29 Vgl. Interview mit Örjan Wallqvist, Stockholm 1999 (unveröffentlicht).
- 30 Vgl. Protokoll der Sitzung des Fernsehprogrammkomitees vom 14. bis 17.4.1972. Archiv der EBU (Genf). EBU OA/5298 ComPro1431.
- 31 Vgl. Interview mit Frank Naef, Genf 2000 (unveröffentlicht).
- 32 Vgl. Protokoll der Sitzung des Fernsehprogrammkomitees vom 7.4.1977. Archiv der EBU (Genf). EBU ComTV1473/SPG120.
- 33 Vgl. Interview mit Lars-Eric Kjellgren, Siegen 2000 (unveröffentlicht).
- 34 Vgl. EBU Review (3) 1981, S. 55. bzw. Interview mit Frank Naef, Genf 2000 (unveröffentlicht).
- 35 Vgl. Protokoll der Sitzung des Fernsehprogrammkomitees vom 5.4.1972. Archiv der EBU (Genf). EBU OA/4490 ComPro 1205.
- 36 Vgl. Paul Peyre: The EBU Screening Sessions. In: EBU-Review (3) 1979, S. 57-59.
- 37 Vgl. Bericht der »Working Party for the EBU Screening Sessions« an das Fernsehprogrammkomitee. Archiv der EBU (Genf). EBU ComTV1484/SPG873.
- 38 Vgl. Protokoll der Sitzung der »Executive Group of the Television Programme Committee«. Archiv der EBU (Genf). EBU ComTV1481/SPG455.
- 39 Vgl. Bericht der Expertengruppe an das Fernsehprogrammkomitee. Archiv der EBU (Genf). EBU ComTV1476/SPG447.
- 40 Vgl. Protokoll der Sitzung der »Executive Group of the Television Programme Committee« vom 18. bis 20.10.1978. Archiv der EBU (Genf). EBU ComTV1485/SPG1084.
- 41 Vgl. Protokoll der Vollversammlung des Fernsehprogrammkomitees vom 25. bis 27.4.1979. Archiv der EBU (Genf). EBU ComTV1488/SPG1179.
- 42 Vgl. Interview mit Thomas Alexandersson, Genf 2000 (unveröffentlicht).
- 43 Vgl. o.V.: Report on the 42nd Meeting of the Television Programme Committee, 20.-22.10.1982. In: EBU-Review (1) 1983, S. 42.
- 44 Vgl. o.V.: Report on the 44th Meeting of the Television Programme Committee, 18.-20.10.1983. In: EBU-Review (1) 1984, S. 48.
- 45 Zit. n.: EBU P40 MS/AV Television Programme Committee Bureau.
- 46 Vgl. Interview mit Frank Naef, Genf 2000 (unveröffentlicht).

»Die Welle der Freude«

Die neuen Programmangebote des NWDR auf UKW in den 50er Jahren und ihre Nutzung

Die Formulierung »Die Welle der Freude« als Titel dieses Beitrags zur UKW-Einführung beim Nordwestdeutschen Rundfunk (NWDR) ist zeitgenössisch. Aber sie stammt nicht vom NWDR oder einer anderen Rundfunkanstalt, sondern von Eduard Rhein, dem Begründer und langjährigen Chefredakteur der »Hör zu«, die lange Zeit die auflagenstärkste deutsche Zeitschrift überhaupt war. »Die Welle der Freude« war der Titel eines ganzseitigen Beitrags von Rhein zum Start der Ultrakurzwelle West am 30. April 1950,¹ und von da an war auch der einschlägige Abschnitt in der Programmorschau der »Hör zu« so überschrieben: Über dem oberen Teil der Seite, der dem Mittelwellenprogramm gewidmet war, stand nüchtern »NWDR« und über dem unteren zum UKW-Angebot »Die Welle der Freude«. Aus Sicht der Rundfunkverantwortlichen musste das zwar sonderbar wirken, aber sie duldeten das Diktat der Rundfunkzeitschrift insofern, als es ihnen erlaubte, das neue Angebot werbewirksam unter die Leute zu bringen.²

Aber was wollte Rhein mit diesem Titel überhaupt zum Ausdruck bringen? Für den Ingenieur und kenntnisreichen Rundfunkjournalisten stand mit dem Sendestart von Ultrakurzwellen-Programmen »eines der bedeutungsvollsten Ereignisse in der Entwicklungsgeschichte des deutschen Rundfunks (...) unmittelbar bevor«. »Alle Voraussetzungen für einen technisch vollendeten Rundfunk« seien nun gegeben und noch mehr – das Ende der größten Unzufriedenheit mit dem vorhandenen Programm. Endlich sei »für viele Besitzer fernempfangsschwacher Geräte der Zwang« genommen, »einfach hinzunehmen, was ihnen vorgesetzt wird«: »UKW [ist] erlöst vom Zwang zum Nordwestdeutschen Einheitsprogramm und wird dadurch in der Tat zur ‚Welle der Freude‘.«³

Im Folgenden wird dargestellt, wie man sich dieses Kontrastprogramm vorzustellen hat, das vom Nordwestdeutschen Einheitsprogramm »erlösen« sollte. Darüber hinaus ist danach zu fragen, wie sich seine Nutzung auf Hörerseite entwickelte, um so dem Zusammenhang zwischen Angebot und Nachfrage nachzuspüren. In beiderlei Hinsicht ist es sinnvoll, sich nicht auf die eigentlichen NWDR-Jahre bis 1955 zu beschränken, sondern zumindest auch noch die Fortsetzungen bei NDR und WDR in der zweiten Hälfte der 50er Jahre hinzunehmen, damit die zentralen Trends besser verfolgt werden können.⁴

Die Grundprinzipien der neuen UKW-Programme

Die beiden zentralen Gestaltungsprinzipien der neuen Programme wurden der Hörerschaft immer wieder verdeutlicht. Schließlich ging es nicht nur ums Hören, sondern auch ums Kaufen. Selbst in der »Ansage«, den offiziellen »Mitteilungen des Nordwestdeutschen Rundfunks«, wurde ausdrücklich hervorgehoben, dass das neue Programm die »Aufgabe« habe, »beim Hörer den Wunsch zu erwecken, sich ein Gerät zum Abhören dieses zweiten Programms anzuschaffen, um so mehr Freude an seinem Rundfunk zu haben«.⁵ Schon damals gingen also die Interessen des öffentlich-rechtlichen Rundfunks und der Geräte produzierenden Industrie anscheinend wie von selbst Hand in Hand. Das erste Prinzip könnte man als das Kontrastprinzip bezeichnen – in den Worten der »Ansage« bestand es in der »Gegensätzlichkeit zum bisherigen Mittelwellen-Programm, so dass der Hörer jeweils in einem der beiden Programme das findet, was ihm zusagt.«

Für das zweite Prinzip würde sich die Bezeichnung »Regionalisierungsprinzip« anbieten, wenn dieser Begriff nicht in späteren Jahren eine ganz andere Bedeutung angenommen hätte. »Landesprinzip« hat dagegen eine spezifische Konnotation, der man gerade bei der NWDR-Zentrale in Hamburg ausweichen wollte. Entsprechend vorsichtig drückte man sich offiziell aus: Ziel sei »Erweiterung unseres Programms auf die Sendestoffe, die bisher in dem einen Programm zu wenig berücksichtigt werden konnten.«⁶ Eduard Rhein wurde da wesentlich direkter: UKW werde »in Köln eine neue, echt rheinisch-westfälische und in Hamburg eine echt norddeutsche Welle werden«, schrieb er in seinem schon einleitend zitierten »Hör zu«-Artikel.

Damit ist ein zentrales, die NWDR-Geschichte prägendes Problem angesprochen – der Dualismus zwischen Hamburg und Köln. Er prägte nicht nur die Rundfunkpolitik in Nordwestdeutschland, sondern auch die Programme und ihre Programmatik. Doch davon ist eine zweite Konfliktlinie zu unterscheiden, die zwischen Bildung und Unterhaltung. Um beiden Anforderungen zu genügen – also sowohl nach Sendegebieten als auch nach Anspruchsniveau zu differenzieren –, hätte man jedoch vier Programme benötigt. Es gab aber nur zwei. Für Hugh Car-

leton Greene, den britischen NWDR-Chef bis 1948, war die Sache 1947 noch völlig klar. Er schrieb: »Abgesehen von diesen technischen Erwägungen ist es meine persönliche Ansicht, daß, selbst wenn die nötigen Wellenlängen verfügbar wären, es besser wäre, ganz Nordwestdeutschland einschließlich des Rhein- und Ruhrgebiets, mit zwei verschiedenen Programmen auszustatten, ein leichtes und ein schweres Programm. Ich halte dies für besser als zwei getrennte Hamburger und Kölner Sender, die nur in einem begrenzten Gebiet gehört werden würden.« Allerdings setzte er doch auch hinzu: »In den zwei Programmen (...) würde selbstverständlich mehr Platz für Übertragungen rein regionalen Interesses sein, als dies im Augenblick der Fall ist.«⁷ Damit war schon 1947 ein Konflikt angesprochen, der die gesamten 50er Jahre hindurch schwelen sollte: Wie waren die Forderungen nach mehr Regionalem und die nach mehr Unterhaltung unter einen Hut zu bringen? Oder handelte es sich nicht doch um alternative Konzepte, die nicht gemeinsam zu verwirklichen waren?

Greene kehrte im November 1948 nach Großbritannien zurück; der NWDR stand danach unter deutscher Leitung. Die deutschen Vorstellungen aber sahen etwas anders aus als die des Briten. Trotzdem blieb sein Konzept, das an den drei Programmen der BBC orientiert war, auch in Deutschland lebendig und wurde im Laufe der Jahre bis zu einem gewissen Grad wirksam.

Mit der Zählung der Programme tat man sich in Hamburg und Köln jedoch schwer: Es gab das erste Programm, das auf Mittelwelle ausgestrahlt wurde, und das zweite Programm auf UKW. Vor allem in Köln konnte man sich mit dieser Reihenfolge jedoch nie so recht anfreunden. Schon bald setzte es sich deshalb auch im NWDR durch, einfach nur vom Mittelwellenprogramm und vom UKW-Programm zu reden, das seinerseits wieder einen Kölner und einen Hamburger Teil besaß. Diese Kölner und Hamburger Teile wurden nach der Zerschlagung des NWDR verselbständigt. Die zweiten Programme wurden die eigentlichen NDR- bzw. WDR-Programme. Weiterhin gab es aber auch noch das gemeinsame NDR/WDR-Programm auf Mittelwelle, das alte erste Programm. Als dann ab dem 22. Dezember 1956 in Köln mit einem neuen Programm experimentiert wurde, dass ebenfalls auf UKW ausgestrahlt wurde, zählte man es einfach als UKW II. Das zweite UKW-Programm war also das dritte Programm überhaupt und entsprach in seiner Konzeption auch dem dritten Programm der BBC.

Die UKW-Angebote aus Hamburg und Köln

Im Zentrum dieser Untersuchung der UKW-Angebote steht die Frage nach der Umsetzung der beiden bereits genannten Gestaltungsprinzipien, des ‚Kon-

trastprinzips‘ und des ‚Landesprinzips‘, wie sie verkürzend etikettiert sein sollen. Zuvor ist aber noch ein kurzer Blick auf die Entwicklung des Sendeumfangs der beiden Programmteile (und später verselbständigten Programme) zu werfen.

1. Der Sendeumfang der UKW-Programme

UKW-West, der Kölner Teil des zweiten NWDR-Programms wurde am 30. April 1950 mit einem werktäglichen Umfang von sechs, sonntags von sieben Stunden gestartet. UKW-Nord, der Hamburger Teil, konnte aufgrund technischer Probleme erst am 14. Mai 1950 folgen. UKW-Nord war wesentlich umfangreicher: Werktags gab es acht Stunden und sonntags fast 13 Stunden Programm. In allen Fällen handelte es sich aber nicht um ein zusammenhängendes Programm, sondern um zwei bzw. drei Blöcke, die durch längere Sendepausen am Nachmittag voneinander getrennt waren. Das Hauptprogramm auf der Mittelwelle umfasste gleichzeitig rund 19 Stunden effektive Sendezeit, wobei es unter der Woche vormittags noch eine längere Sendepause gab, während am Sonntag später begonnen wurde.

Bereits im Laufe des ersten Jahres wuchsen die beiden UKW-Programme erheblich und erreichten denselben Umfang, die Kölner überholten die Hamburger sogar tendenziell. In Köln wurden für werktags 14 Stunden Programm produziert, morgens sechs Stunden, dann folgten zwei Stunden Pause und schließlich noch einmal acht Stunden Programm ab 16 Uhr. Sonn- und feiertags gab es sogar 17 Stunden Programm, weil die Pause wegfiel und nachts bis 1 Uhr gesendet wurde. In Hamburg gab es diesen Sonntagszuschlag nicht und auch die werktäglichen 14 Stunden kamen nur durch einen Trick zustande: Die ersten drei Stunden, von 6 bis 9 Uhr, wurden einfach von der Mittelwelle übernommen. Dann gab es eine zweistündige Pause und erst dann folgten elf Stunden Eigenprogramm, allerdings ebenfalls noch einmal von zwei Stunden Sendepause am Nachmittag unterbrochen.

1953 waren die Positionen erneut vertauscht: Werktags sendete Hamburg fast 18 Stunden Programm mit nur noch einer 45-minütigen Pause ab 13.45 Uhr. In Köln beschränkte man sich dagegen auf 15 Stunden: Man fing eine halbe Stunde später an als in Hamburg, machte weiterhin zwei Stunden Nachmittagspause und hörte eine Stunde früher auf. Dafür wurde dann sonntags ein durchgängiges 17-Stunden-Programm von morgens 7 bis nachts 24 Uhr gesendet, während sich Hamburg auf knapp 16 Stunden beschränkte.

1958 schließlich gab es beim WDR keine Sendepause mehr. Er sendete 17 bis 18-stündige Tagesprogram-

me von morgens 6.45 Uhr (bzw. 7 Uhr am Sonntag) bis 24 Uhr (bzw. 1 Uhr am Sonntag). Außerdem gab es ein begrenztes Angebot auf einem zweiten UKW-Programm. Der WDR bot dabei Samstag abends zwei Stunden, die Sonntag nachmittags wiederholt wurden. Der NDR hatte dagegen 1958 sein Programm im Vergleich zu 1953 reduziert. Werktags gab es nur noch 16 ½ Stunden Angebot mit einer 90-minütigen Sendepause am frühen Nachmittag und sonntags genauso viel, aber ohne Sendepause und dafür mit entsprechend späterem Programmstart. Allerdings hatte der NDR sein zweites UKW-Programm stärker ausgebaut als der WDR. Aus Hamburg sendete man bereits täglich ab 20 Uhr durchschnittlich zwei Stunden Programm, bei denen es keine systematischen Wiederholungen wie in Köln gab. Das Hamburger Programm wurde übrigens ausdrücklich als »III. Programm des NDR« angekündigt, während in Köln von »UKW II des WDR« gesprochen wurde.

Auf der gemeinsamen Mittelwelle war man aber immer noch einen Schritt voraus. Da gab es 1958 im Prinzip ein 24-Stunden-Programm, weil morgens bereits um 5 Uhr begonnen und nachts von 1 Uhr bis 4.30 Uhr als Antwort auf einen Vorstoß von Radio DDR einen Vorläufer des ARD-Nachtprogramms ausgestrahlt wurde.

2. Die Verwirklichung des Kontrastprinzips

Bevor man sich mit elaborierteren Formen des Programmkontrasts beschäftigt, darf ein Hinweis auf die einfachste, aber dennoch wirkungsvolle Form nicht vergessen werden: die zwischen Nicht-Programm, das heißt Sendepause, und Programm. Nach einer kurzen Anlaufphase waren beide UKW-Bereiche seit 1951 dann auf Sendung, wenn es auf dem Mittelwellen-Programm zumeist nichts zu hören gab, das heißt vormittags zwischen 10.30 und 12 Uhr. Das wurde dankbar von den Hörern und – um diese Zeit wohl vor allem – Hörerinnen angenommen, so viel sei gleich vorweg genommen.

Aber zu den meisten Zeiten gab es auf beiden Programmen Angebote. Der Kontrast bestand nun nicht in einer durchgängigen unterschiedlichen Profilierung der beiden Programme, wie es schon 1947 die Idee von Hugh Carleton Greene gewesen war, also auf der einen Seite ein schweres, auf der anderen Seite ein leichtes Programm. Statt dessen gab es auf beiden Programmen weiterhin ein bunt gemischtes Angebot, das sich nur in der jeweiligen Gegenüberstellung unterscheiden sollte. Eduard Rhein formulierte in der »Hör zu«, UKW bietet jeweils das, »was die andere Welle, die Mittelwelle, in der betreffenden Stunde nicht zu geben vermag. Sie wird deshalb der schweren Sendung auf der Mittelwelle eine leichte Sendung

entgegensetzen, dem Tanzabend vielleicht ein Hörspiel oder ernste Musik, dem Gottesdienst vielleicht gepflegte Unterhaltungsmusik und den Sportberichten eine Stunde Tanzmusik.«⁸

Die Realisierung dieses Prinzips vollständig überprüfen zu wollen, wäre eine Aufgabe, deren Aufwand in keiner Relation zum Ergebnis stünde. Immerhin ergeben Stichproben ein recht positives Ergebnis: Zumeist wurden wirklich sehr unterschiedliche Angebote präsentiert, und das sehr kleinteilig wechselnd, zum Teil alle halbe Stunde. Wichtig war auch, dass am Vorabend, in der Zeit zwischen 19 und 20 Uhr, wenn auf dem Mittelwellenprogramm Politik und Zeitfunk ihren Platz hatten, auf UKW im Wesentlichen Musik lief. Die meiste Aufmerksamkeit dürfte schließlich das Abendprogramm gefunden haben, die Zeit zwischen 20 und 22 Uhr. Ideal war es sicherlich, wenn, wie am 18. Mai 1951, auf dem Mittelwellenprogramm »Aus Oper und Ballett« präsentiert wurde, auf UKW-Nord dagegen »Mit Schwung und Laune«, wobei das Hamburger Rundfunkorchester Operetten-Melodien bot. Köln setzte um diese Zeit dagegen vor allem auf Landespolitik.

Die Kölner Entscheidung, 1951 ab 20 Uhr zunächst einmal 45 Minuten Landesinformation und Nachrichten zu senden, ehe es mit dem eigentlichen Abendprogramm weiter ging, bot sicher immer einen Kontrast zum gleichzeitigen Mittelwellen-Angebot des NWDR, war aber nicht sonderlich hörerfreundlich. 1953 hatte man alles so weit vorverlegt, dass die Wortsendungen um 20 Uhr beendet waren.

Ob darüber hinaus in Köln und Hamburg in den UKW-Programmen nennenswerte andere Akzente gesetzt wurden als im MW-Programm, ist schwer zu sagen. Auf die abendliche Hauptsendezeit bezogen muss der Eindruck entstehen, dass 1953 die UKW-Angebote tatsächlich tendenziell gefälliger waren als die MW-Angebote – etwas weniger Wort, etwas mehr Musik und dabei etwas mehr unterhaltendere Musik. Verblüffenderweise waren diese Unterschiede 1958 so gut wie verschwunden. Die Programme unterschieden sich programmstrukturell so gut wie überhaupt nicht mehr. Dies ist jedoch nur sehr vorsichtig zu formulieren. Möglicherweise sind die Ergebnisse in beiden Fällen auch Folgen der beschränkten Stichproben, also der schmalen Datengrundlage.⁹ Auf jeden Fall kann aber eine deutlich wahrnehmbare, bewusste Profilierung ausgeschlossen werden: Die ‚Welle der Freude‘ war kein dezidiertes Unterhaltungsprogramm.

3. Das Landesspezifische der UKW-Programme

UKW-West trat sofort bei Sendebeginn mit einer programmatischen Neuerung hervor. Es wurde an-

gekündigt und auch umgesetzt: »An jedem Werktag wird eine aktuelle Sendung ‚Zwischen Rhein und Weser‘ von 19.30–20.15 Uhr der kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Eigenart des Landes Nordrhein-Westfalen Rechnung tragen. Diese Sendung wird von 22.00–22.45 Uhr wiederholt.«¹⁰ Bezogen auf ein Sechs-Stunden-Programm war dies allein schon ein beachtlicher 25-Prozent-Anteil, gebildet von nur einer einzigen Sendereihe. Er wurde jedoch schnell drastisch zurückgefahren. 1951 dauerte ‚Zwischen Rhein und Weser‘ nur noch eine halbe Stunde – wenn auch zu bester Sendezeit von 20.00 bis 20.30 Uhr –; eine Wiederholung gab es nicht mehr. Eine halbe Stunde bedeutete bei mittlerweile 14 Stunden Sendezeit nur noch einen Anteil von rund 3,5 Prozent.

Weitere Sendungen dieser Art kamen nur zögerlich ins Kölner Programm. Seit Herbst 1953 gab es werktäglich nachmittags von 17.45 bis 17.50 Uhr fünfminütige eigene »Westdeutsche Nachrichten«. Bis 1958 erhielten sie zehn Minuten Sendezeit. Außerdem gab es in diesem Jahr donnerstags auch noch von 18.00 bis 18.15 Uhr einen viertelstündigen »Westdeutschen Kulturspiegel«. Bezogen auf die mittlerweile ebenfalls gewachsene Gesamtsendezeit bedeutete dies einen Anteil von nunmehr insgesamt gut vier Prozent.

Selbstverständlich ist das Landesspezifische nicht auf das Landespolitische – und sei es in noch so weitem Sinne – zu reduzieren. Kulturelle Eigenarten sind vielleicht genauso wichtig oder auch nur spezifische, aus der Region stammende oder in der Region lebende Mitarbeiter und Interpreten. Allerdings wird es sehr schwierig, wenn man im Allgemeinen nach festen und leicht zu identifizierenden Sendeplätzen sucht. Ein besonderer Zeitabschnitt kann dabei außer Acht bleiben, weil er zweifellos das Paradebeispiel unterschiedlicher landesspezifischer Traditionen bildete – der Karneval. Zu keiner Jahreszeit war es wohl schwieriger, ‚rheinischen Frohsinn‘ und ‚Hamburger Kühle‘ miteinander in Einklang zu bringen.

Um das Fazit vorwegzunehmen: Feste und leicht zu identifizierende landesspezifische Sendeplätze jenseits der genannten, eher landespolitischen Reihen gab es in UKW-West so gut wie gar nicht. Man musste als Köln-Hörer schon sehr genau die Programmkündigungen studieren, wenn man landesspezifische Rudimente erhaschen wollte.¹¹ In der 41. Woche etwa, Anfang Oktober 1953, sangen mittwochs von 9.40 bis 10.00 Uhr die Schola Gregoriana Köln und der Domchor Münster. Am selben 7. Oktober gab es abends in der viertelstündigen Reihe »Chorgesang« auch noch einen Auftritt des Osnabrücker Kammerchors und schließlich folgte ab 20.10 Uhr sozusagen der Höhepunkt des Tages in Sachen landesspezifischen Engagements: Die Reihe »Kulturorchester in Nordrhein-Westfalen« bot das Podium für ein zwei-

stündiges Konzert des Städtischen Symphonie-Orchesters Duisburg. Allerdings kann man diesen Tag nicht als repräsentativ betrachten – weder für die anderen Tage dieser Woche, noch für die Mittwochprogramme. Schon am Donnerstag, dem 8. Oktober, beispielsweise sah es ganz anders aus. Da gab es nur einen 40-minütigen Beitrag am Nachmittag. Ab 16 Uhr sang der Aachener Kammerchor in der Reihe »Gesellige Musik«.

Erwähnenswert ist aus dieser Beispielwoche noch ein literarischer Beitrag. Am Montag, den 5. Oktober 1953, wurde zu bester Sendezeit ab 20.15 Uhr eine Stunde lang ein »westfälisches Trauerspiel« mit dem Titel »Et was in uraollen Tieden ...« übertragen.¹² Allerdings geschah dies nur »über die Wellen Münster, Teutoburger Wald und Nordhelle«. Die anderen Sender im rheinischen Gebiet, die »Wellen Bonn, Köln Langenberg, Aachen«, strahlten um diese Zeit »Leicht beschwingt. Eine tänzerische Abendunterhaltung« aus. Hier leuchtet ein ganz neuer Aspekt auf, dass nämlich neben den landesspezifischen auch regionale Interessen zu befriedigen waren.

Damit ist für 1953 ein Zwischenfazit für das Kölner UKW-Programm zu ziehen: Es gab täglich eine halbe Stunde lang »Zwischen Rhein und Weser« und fünf Minuten »Westdeutsche Nachrichten« sowie eine gewisse, wenig festgelegte Zeit für Sendungen mit Interpreten aus dem Sendegebiet, alles in allem durchschnittlich höchstens eine Stunde. Insgesamt waren das etwa 90 Minuten, bei einem 900-minütigen Tagesprogramm also zehn Prozent.

War das nun viel oder wenig? Zur Beurteilung bedarf es der Vergleichswerte. Als erstes ist das Hamburger Alternativangebot von 1953 zu betrachten. Auch hier ist zwischen mehr politischen und eher unpolitischen Beiträgen für das Sendegebiet zu unterscheiden. Bei Letzteren setzte man in Hamburg mehr auf Sprachlich-Literarisches als in Köln, das ist zumindest das Ergebnis nach Durchsicht von etlichen Beispiel-Sendewochen. Mittwochs und samstags gab es im Vorabendprogramm die 10-Minuten-Reihe »Wi snackt platt« und Sonntag nachmittags eine halbe Stunde »Plattdeutsches«. Unregelmäßig gab es Beiträge wie »Swiegermudder kommt!«, ein »plattdeutsches Kurzhörspiel« (Sonntag, 4. Oktober 1953, 21.30–22.00 Uhr).

Ein großes sendegebietsspezifisches Zeitfunk-Magazin wie »Zwischen Rhein und Weser« gab es für Norddeutschland nur ansatzweise. In der ersten Zeit versuchte man es mit einer Reihe »Von Land und Meer« (18.15–19.00 Uhr), dann mit der »Umschau am Abend«. Es zeigte sich jedoch, dass das Sendegebiet zu heterogen war, so dass man weitere Differenzierungen einführen musste. Dieses Problem klang auch

beim Kölner Programm bereits an. Mitte 1952 wurde deshalb Werktag abends von 19.15 bis 20.00 Uhr eine Sammelrubrik »Programm der Studios« eingeführt und mit drei Beiträgen bestückt: Aus Hamburg kam »Gesehen – gehört – berichtet«, aus Hannover »Niedersachsen – Land und Leute« und aus Berlin »Rund um den Funkturm«. Es ist dabei festzuhalten, dass die Studios nicht gemeinsam eine Sendung gestalteten, sondern dass die Möglichkeiten der UKW-Technologie genutzt wurden und jeder Bereich sein eigenes Programm bekam: also eine 3/4 Stunde für Niedersachsen aus Hannover, eine 3/4 Stunde für Hamburg und Schleswig-Holstein aus Hamburg und Flensburg und eine 3/4 Stunde für und aus Berlin.¹³ 1953 war die Situation prinzipiell genauso, nur gab es etwas weniger Sendezeit. Alles in allem bot man damit in Hamburg auf der einen Seite, die Auseinanderschaltung einmal nicht berücksichtigt, tendenziell etwas weniger Sendegebietsspezifisches als in Köln. Aber auf der anderen Seite, die Auseinanderschaltung berücksichtigt, war man schon einen Schritt weiter.

Wie viel hatte sich in den Programmen aber verändert, wenn man das vielgeschmähte NWDR-Einheitsprogramm im Vergleich zu Rate zieht? Der Einfachheit halber sei nur nach Köln-spezifischen Beiträgen gesucht. Die westdeutsche Landespolitik hatte dort im Frühjahr 1947 ihren ersten Sendeplatz erhalten. Vom 28. April bis zum 1. November 1947 gab es werktäglich ab 17 Uhr einen fünfminütigen »Westdeutschen Kommentar«. Dann war das Angebot merklich ausgeweitet und der Kommentar in eine neue Reihe »Aus unserem westdeutschen Tagebuch« integriert worden. Ihr gab man werktäglich eine halbe Stunde, zunächst von 19.00 bis 19.30 Uhr, ab Mai 1948 dann von 18.00 bis 18.30 Uhr. Ende Mai 1949 verschwand der Titel zwar aus den Ankündigungen, aber nicht der Inhalt: »Aus unserem westdeutschen Tagebuch«, »Berliner Fenster« und Hamburger »Echo des Tages« wurden zu einer gemeinsamen 45-minütigen Zeitfunksendung zusammengelegt. Taktisch ungeschickt war sicherlich, dass man dafür den Hamburger Titel beibehielt, »Echo des Tages«.

Weitere landesspezifische Beiträge müssen im frühen NWDR-Programm mit der Lupe gesucht werden. Da konnte es einmal einen »Kölner Bilderbogen« geben (Samstag, 9. Oktober 1948, 16.00–17.00 Uhr) oder eine Buchbesprechung »Köln und seine Kunst« (Donnerstag, 14. Oktober 1948, 14.00–14.15 Uhr). Interpretieren aus dem Kölner Sendegebiet sucht man – außer den Angestellten des Funkhauses – vergebens. Veranschlagt man damit alles in allem etwa 40 bis 50 Minuten täglich für das Kölner Sendegebiet, liegt man bei einem Anteil von 4 bis 5 Prozent, also höchstens der Hälfte des Wertes von 1953. Das neue UKW-Angebot brachte also ein deutliches Mehr an Regionalspezifischem, wobei dieses Mehr aber primär auf

eher unpolitische Themen und Zusammenhänge zurückzuführen ist.

Der NWDR wurde 1954/55 nicht zuletzt deshalb in WDR und NDR aufgeteilt, weil die nordrhein-westfälischen Politiker eine eigene Rundfunkanstalt für ihr Land forderten, damit seine Belange besser berücksichtigt werden könnten. Unter dieser Voraussetzung sollte sich doch eigentlich auch das WDR-Programm noch einmal deutlich vom UKW-West-Angebot des NWDR absetzen. Aber diese Erwartung kann nicht bestätigt werden. Vielleicht gab es sehr subtile Veränderungen, die auf der Ebene der Programmankündigungen nicht greifbar sind. Aber sie müssten erst noch zu Tage gefördert werden. Die Oberfläche sah 1958 jedenfalls im Prinzip genauso aus wie 1953: Da gab es nach wie vor werktäglich die zentrale Reihe »Zwischen Rhein und Weser« sowie die »Westdeutschen Nachrichten«, nun allerdings zehnminütig. Darüber hinaus strahlte man immer wieder Musiksendungen mit Künstlern aus dem Sendegebiet aus, unregelmäßig nachmittags sogar unter dem programmatischen Titel »Künstler in Nordrhein-Westfalen«. Ab und zu bot man Mundartlich-Literarisches am Abend, etwa am Dienstag, den 7. Oktober 1958, von 20.15 bis 21.00 Uhr: »De Krohl als Wohrsager. E Kappesboore Spilche us ahler Zick vum Schang vum Vugelsang«. Anschließend stand »Rheinische Volksmusik« auf dem Programm.

Aber so etwas scheint im Sendegebiet insgesamt schon nicht mehr mit ungeteilter Begeisterung aufgenommen worden zu sein. Der WDR experimentierte um diese Zeit bereits mit einem zweiten UKW-Programm, das normalerweise aber nur Samstag abends und Sonntag nachmittags sendete. An diesem Mittwoch, dem 7. Oktober, befand es sich ausnahmsweise ebenfalls in Aktion. Es bot von 20.15 bis 21.15 Uhr das plattdeutsche Hörspiel »Quaterie üm libbet« und anschließend die Sendung »Westfälische Chöre singen«.

Im Prinzip hatte der neue WDR mit demselben Problem zu kämpfen, das sich auch dem NWDR gestellt hatte, nur hatte es sich von der Landes- auf die Regionalebene verlagert. In der »Münsterschen Zeitung« war schon drei Monate nach dem Programmbeginn des WDR zu lesen: »Zwar wurden in Bielefeld und Münster eigene Büros eingerichtet, und in Dortmund wurde sogar ein ‚Westfalenstudio‘ neu benannt, aber von dem, was der ehemalige Ministerpräsident Karl Arnold einst als ‚Stimme des Landes und der Landschaft‘ bezeichnete, haben wir bislang jedenfalls kaum einen Hauch verspürt. (...) die Stimme der Landschaft klingt matt, sehr matt sogar.«¹⁴

Das Rheinland und Westfalen bildeten genauso wenig ein homogenes Sendegebiet wie Hamburg, Niedersachsen und Schleswig-Holstein. Nach der Bildung

von WDR und NDR wurde deshalb der Ruf nach Regionalisierung laut. Seine Folgen sind hier nicht darzustellen.¹⁵ Statt dessen ist danach zu fragen, welche Bedeutung die neuen UKW-Programmen überhaupt beim Publikum hatten, und konkret: in welchem Ausmaß sie gehört wurden.

Die Nutzung der UKW-Angebote durch das Publikum

Die Untersuchung der UKW-Programme ergab, dass die Konzepte der Programmverantwortlichen hinsichtlich des Kontrastprinzips weitgehend und hinsichtlich des Landesprinzips zumindest ein Stück weit verwirklicht worden waren. Aber wie stand es auf Seiten des Publikums? Nutzte es die Ultrakurzwelle überhaupt und entwickelte es auch noch eine gewisse »Wellenreiterschaft«, ein Pendeln zwischen den Wellen? Zur Beantwortung sollen drei Aspekte voneinander unterschieden und nacheinander behandelt werden: Als erstes ist der Stand der Geräteentwicklung zu betrachten. Wer kein UKW-Empfangsteil besaß, konnte schließlich auch nicht UKW-Programme hören. Als zweites ist auf die tatsächliche UKW-Nutzung überhaupt einzugehen und als drittes auf die abwechselnde Nutzung der verschiedenen Angebote.

Das dazugehörige Datenmaterial liefern vor allem zwei große Studien. Die erste ist sozusagen das Resümee der Abteilung Hörerforschung des NWDR kurz vor ihrer Auflösung 1955. Sie trägt den Titel »Die Hör- und Lebensgewohnheiten der Rundfunkhörer im NWDR-Sendebereich. Eine zusammenfassende Untersuchung 1952–1955«.¹⁶ Die zweite markiert demgegenüber einen Neubeginn: Ende der 50er Jahre konnten sich die ARD-Anstalten endlich auf eine gemeinsame Hörerforschungsaktivität verständigen. 1960/61 wurde in ihrem Auftrag von Infratest die erste bundesweite Tagesablaufstudie durchgeführt. Sie erschien in zwei Teilen unter dem Titel »Der Rundfunkhörer, seine Lebensgewohnheiten, sein Hör- und Sehverhalten«.¹⁷

Das Tempo der Verbreitung von UKW-Geräten in den 50er Jahren gibt einen Eindruck von der Dynamik des deutschen Wirtschaftswunders. Zum Sendestart der Ultrakurzwelle im Frühjahr 1950 besaßen im Sendebereich des NWDR nicht einmal ein Prozent der Hörer ein empfangstaugliches Gerät. Mitte 1951 waren es schon neun Prozent und Mitte 1952 sogar 24 Prozent – das bedeutete eine Verdreifachung in rund zwei Jahren. Noch nicht vertraut mit derartigen Wachstumsraten wurde denn auch im NWDR 1952 prognostiziert: »Mit einiger Wahrscheinlichkeit darf man sagen, dass bei 35–38 % eine Stagnation eintreten wird.«¹⁸ Aber man hatte sich getäuscht: Schon im Juni 1953 waren die 38 Prozent erreicht und ein Ende des

Wachstums kam nicht in Sicht. Im Herbst 1954 wurde die 50-Prozent-Marke überschritten, und bis 1960 lag der Bundesdurchschnitt bei über 80 Prozent. Danach beschäftigte man sich kaum noch mit der Frage nach dem UKW-Gerätebesitz als solchem. Nun interessierte mehr der Aspekt des Besitzes von Zweitgeräten oder Autoradios.

Ein wichtiger Grund für diese Erfolgsgeschichte darf natürlich nicht verschwiegen werden. In der UKW-Frühzeit wurden zwar auch diverse Zusatzgeräte auf den Markt gebracht, um die alten Radios UKW-tauglich zu machen, aber im Prinzip setzte die Industrie auf eine ganz andere Strategie. Selbst in der »Hör zu« staunte man schon im Sommer 1950: »Geradezu sensationell wirkt in diesem Augenblick das Erscheinen der neuen Allwellen-Geräte, die schon mit UKW-Bereich zur Welt gekommen und durchweg sehr viel billiger sind als ihre Vorläufertypen ohne UKW.«¹⁹ Wenn schon ein Radio neu angeschafft wurde – und es wurden damals viele Radios gekauft –, war es dann auch gleich eines mit UKW-Teil.

Aber kann man aus der raschen Verbreitung von UKW-Radios schließen, dass die neuen Angebote auch entsprechend gehört wurden? Rein technisch war dieses Hören bis Anfang 1955 zweifellos überall möglich. 96 bis 98 Prozent der NWDR-Hörer konnten um diese Zeit entweder UKW-Nord oder UKW-West empfangen und etliche sogar beides. Die konkrete Nutzung hinkte dem allerdings weit hinterher. Entsprechend vorsichtig waren die Formulierungen der Hörerforscher in der Zusammenfassung ihrer Ergebnisse. Es findet sich dort eigentlich nur eine klare Aussage: »In den Viertelstunden zwischen 6.00 und 17.00 Uhr haben durchschnittlich 2 % bis 5 % aller UKW-Hörer ihr Gerät auf eines der beiden NWDR-UKW-Programme eingestellt. « Das klingt nicht nach sehr viel, und so war es auch. Erst für den Abend konnte Besseres berichtet werden: »Während der Zeit des Abendprogramms hören in allen Viertelstunden zwischen 20.00 und 22.00 Uhr jeweils rund 15 % aller UKW-Hörer eine Sendung der beiden UKW-Programme.«²⁰

Die Hörerforschung arbeitete damals nur mit wenigen, ganz konkreten Stichtagen, im UKW-Falle genau sechs: einem Sommer-Werktag, einem Sommer-Samstag, einem Sommer-Sonntag (regnerisch), einem Sommer-Sonntag (sonnig), einem Winter-Werktag und einem Winter-Sonntag.

((Abb: Hörkurve Sommer-Werktag 1954 – NWDR: Hör- und Lebensgewohnheiten, unpaginierter Anhang, Nr. 1))

Das Verhalten der UKW-Hörer an einem konkreten Sommer-Werktag, am 21. Mai 1954, zeigt die abgebildete »Hörkurve«. Der Sommer-Werktag wurde hier als Beispiel gewählt, weil die Mittelwelle am Abend zwischen 20 und 22 Uhr ein alles andere als massenattraktives Programm ausstrahlte: Von 20 bis 24 Uhr wurde Pfitzners Oper ‚Palestrina‘ übertragen. Trotzdem entschied sich die Hälfte derer, die beim NWDR blieben, um diese Zeit für die Mittelwelle. An Abenden, an denen auf Mittelwelle Unterhaltendes ausgestrahlt wurde (wie etwa beim Beispiel-Winter-Werktag der NWDR-Untersuchung), lag die Hörbeteiligung dort mindestens doppelt so hoch wie bei UKW.

Tagsüber wurde die Ultrakurzwelle von den UKW-Gerätebesitzern so gut wie gar nicht genutzt; sie hörten ganz überwiegend Mittelwelle. Es gab da nur eine Ausnahme, das spezielle Kölner Landesmagazin am Vorabend. Schon 1955 wurde hervorgehoben: »Zu den beliebtesten Übertragungen zählt die Heimatsendung ‚Zwischen Rhein und Weser‘, die sich durchschnittlich 14 % aller Hörer anhören, die UKW-West empfangen können; das sind rund 800 000 Zuhörer.«²¹

Immerhin zeigt das, dass ein gewisser Bedarf nach regionaler Information vorhanden war und das Angebot recht gerne angenommen wurde. Letztlich ist dies die Grundlage für die Erfolgsgeschichte einer Sendereihe, die mittlerweile schon über 50 Jahre alt ist.

Bis 1961 war im Prinzip die Vollversorgung mit UKW-Geräten erreicht. Im WDR-Gebiet betrug die Quote 88 Prozent. Auf diese gute Nachricht gab es für die WDR-Verantwortlichen aber im Infratest-Bericht dann gleich einen herben Dämpfer. Es wurde nämlich festgestellt, dass »jedoch nur etwas mehr als ein Drittel der Hörer im Laufe des Stichtages die Ultrakurzwelle eingeschaltet« hatten. Und besonders viel wurde dabei auch nicht gehört. Bezogen auf die tatsächliche Hörzeit ergab sich, dass von 104 Minuten nur 8 dem UKW-Programm gewidmet wurden. Einen gewissen Trost konnten die Kölner nur daraus ziehen, dass es andernorts auch nicht besser aussah: Beim Baden-Badener SWF entfielen von 121 Minuten tatsächlicher Hörzeit auch nur 9 auf das zweite UKW-Programm.²²

((Abb: Hör- und Sehzeiten im Gebiet des WDR Winter-Werktag 1961. ARD: Der Rundfunkhörer, Teilauswertung WDR, unpaginierter Anhang, Schaubild 2.))

Das zusammenfassende Schaubild von 1961 zeigt in seiner Struktur keine gravierenden Abweichungen von dem für 1954: Die WDR-Hörer nutzten nach wie vor fast ausschließlich das Mittelwellen-Programm. Auch die Ausnahme ist bereits bekannt: die Kölner

Landessendung »Zwischen Rhein und Weser« am frühen Abend.

Allerdings sind zwei Auffälligkeiten zu beobachten. Die eine betrifft das Zahlenniveau insgesamt. Konkret wurden bei »Zwischen Rhein und Weser« sowohl im August 1960 als auch im April 1961 nur 5 Prozent Hörbeteiligung gemessen – gegenüber 14 Prozent 1954/55. Aber dies relativiert sich, weil auch alle anderen Werte deutlich niedriger lagen. Die kumulierten Prozentwerte erreichten 1961 zu Spitzenzeiten höchstens 20 Prozent, 1954 waren es 30 Prozent gewesen. Wahrscheinlich liegt dem ein messtechnisches Problem zugrunde, denn für 1952 gibt es sogar Kurven, die 60-Prozent-Werte darstellen. Ein genereller Rückgang des Radiohörens in so kurzer Zeit und in diesem Ausmaß ist genauso wenig anzunehmen wie ein gravierender Einfluss des Fernsehens, das erst allmählich sein Massenpublikum fand. Zudem dürfte dann nur das Abendprogramm betroffen sein.

Die zweite Auffälligkeit betrifft das Hörverhalten am Nachmittag. Der WDR verlor hier eine Menge Hörer, und zwar an Luxemburg. Seit 1958 strahlte Radio Luxemburg am Nachmittag ein deutschsprachiges Programm aus, die Grafik zeigt deutlich, wie erfolgreich es bei den Hörern war. Seinem Erfolg tat es auch keinen Abbruch, dass es auf Mittelwelle ausgestrahlt wurde – eher im Gegenteil, muss man nach den allgemeinen Daten zur Frequenznutzung sagen.

Bleibt noch der dritte Aspekt, die Frage nach der Häufigkeit des Umschaltens zwischen den Programmen. Immerhin gab es da schon 1955 eine gute Nachricht für die NWDR-Programmverantwortlichen. Ihre Hörerforschung stellte fest: »Während ungefähr die Hälfte der UKW-Hörer von der Möglichkeit des Programmwechsels Gebrauch macht, wechseln von den Nicht-UKW-Hörern etwa 80 % bis 90 % den Sender nicht. « 20 bis 30 Prozent der UKW-Hörer begnügten sich sogar nicht nur mit zwei Sendereinstellungen, sondern machten von drei oder vier Gebrauch. Anhand konkreter Beispiele hoben die NWDR-Hörforscher denn auch hervor: »An diesem Punkt zeigt sich deutlich die echte Funktion der UKW-Sendungen, die darin besteht, ein ‚Gegensatzprogramm‘ zu den Übertragungen der Mittelwelle zu bieten.«²³

Dieser Einschätzung wird man an sich nicht widersprechen können: Strukturell wurden auf UKW tatsächlich Alternativen zum jeweiligen Mittelwellen-Programm geboten. Die UKW-Hörer scheinen dies auch genutzt zu haben. Allerdings muss hervorgehoben werden, dass selbst für 1961, gut zehn Jahre nach dem Sendestart der UKW-Programme, von ihrer Durchsetzung überhaupt keine Rede sein kann. Der Mittelwellen-Empfang war noch immer erstaunlich dominant.

Fazit und Ausblick

UKW-Hören war Anfang der 60er Jahre noch nicht zur Selbstverständlichkeit geworden. Auch die regionalen Programmteile sicherten (zumindest dem WDR) keinen durchschlagenden Erfolg. Sie wurden zwar mehr genutzt als alle anderen Angebote, aber dieses »mehr« ist relativ. Der Münsteraner Medienforscher Josef Hackforth fasste deshalb Anfang der 80er Jahre die Gegebenheiten der 60er Jahre aus der Perspektive der Nutzungsforschung präzisierend zusammen: »Die regionalen Informationssendungen in Hörfunk und Fernsehen des WDR treffen auf ein geringes Interesse bei den Rezipienten, intensive kommunikative Bedürfnisse und tatsächlicher medialer Bedarf können durch die angewandte Medienforschung nicht nachgewiesen werden.«²⁴ Die Sicht der Programmgestalter deckte sich nicht mit der des Publikums. Angesichts der Tatsache, dass heute eigentlich überhaupt niemand mehr Mittelwelle hört und sich UKW voll und ganz durchgesetzt hat, ist ausblicksweise aber noch mit wenigen Bemerkungen auf die eigentliche Umbruchphase und ihre Gründe einzugehen.

In den 60er Jahren vollzogen sich komplexe Veränderungen bei den Medien und ihrer Nutzung.²⁵ Das zentrale Stichwort ist die Verbreitung des Fernsehens als Massenmedium. Der Hörfunk konnte sich behaupten, musste sich aber umstrukturieren. Davon profitierten auch die UKW-Programme. Als der WDR 1970 wieder einmal von Infratest die Hörfunknutzung untersuchen ließ, wurde sein UKW-Programm doppelt so viel genutzt wie das mit dem NDR gemeinsam betriebene Mittelwellen-Programm.²⁶ Das war schon einmal ein Erfolg. Trotzdem entfielen darauf aber nur 34 Prozent der Hörzeit. 36 Prozent wurden dagegen für Radio Luxemburg aufgewandt, und das sendete nach wie vor auf Mittelwelle. UKW war damit zwar weiter auf dem Vormarsch, aber gegen massenattraktive Angebote auf Mittelwelle hatte es kaum Chancen. Seine wirkliche Durchsetzung erfolgte deshalb erst, als die öffentlich-rechtlichen Anstalten in den 70er Jahren ihre Programme weiter veränderten und sich für ausgesprochene und jugendgemäße Unterhaltungsangebote öffneten.

1 In: Hör zu 5 (1950), 30.4.-6.5.1950, S. 3.

2 Fritz Brühl: Funkhaus Wallrafplatz. Der Hörfunk zwischen Gefährdung und Renaissance. In: Walter Först (Hrsg.): Aus Köln in die Welt. Beiträge zur Rundfunkgeschichte. Köln und Berlin 1974, S. 408f.

3 In: Hör zu 5 (1950), 30.4.-6.5.1950, S. 3. – Zu Eduard Rhein und seinem Einsatz für die UKW-Technologie vgl. auch: Lu Seegers: Hör zu! Eduard Rhein und die Rundfunkprogrammzeitschriften (1931-1965). Potsdam 2000, S. 280ff.

4 Vgl. zur Einführung in die Organisationsgeschichte von NWDR, WDR und NDR noch immer: Hans Bausch: Rundfunkpolitik nach

1945. Erster Teil. München 1980, passim.

5 Die Ansage. Mitteilungen des Nordwestdeutschen Rundfunks. Nr. 14, 11.4.1950, S. 3.

6 Ebd., S. 2.

7 Hugh Carleton Greene an Hans Schmitt, o. D. [= Januar 1947]. In: Der neue WDR. Dokumente zur Nachkriegsgeschichte des Westdeutschen Rundfunks. Zusammengestellt und erläutert von Wolf Bierbach. Köln und Berlin 1978 (= Annalen des Westdeutschen Rundfunks; 3), S. 58.

8 Eduard Rhein: Die Welle der Freude. In: Hör Zu! 5 (1950), 30.4.-6.5.1950, S. 3.

9 Auf der Basis der im Historischen Archiv des WDR erhaltenen Programmpläne und der »Hör zu« wurden jeweils die Programme der 41. und 42. Woche (4.-17. Oktober 1953 bzw. 5.-18. Oktober 1958) ausgewertet.

10 Die Ansage. Nr. 14, 11.4.1950, S. 5.

11 Vgl. Leo Flamm: Westfalen und der Westdeutsche Rundfunk. Eine rundfunkhistorische Studie zur Regionalisierung. Köln u. a. 1993, S. 178.

12 Vgl. dazu auch: Karl H. Karst: Regionalsprache im Massenmedium. Mundart und Dialekthörspiel. In: Walter Först (Hrsg.): Rundfunk in der Region. Probleme und Möglichkeiten der Regionalität. Köln u. a. 1984, S. 251-324.

13 Vgl. dazu den Bericht Generaldirektor Grimmes für die NWDR-Verwaltungsratssitzung am 26. April 1952. SFB. Bestand Dovifat. Ordner: Protokolle Verwaltungsrat vom 1. Januar 1952 (7282).

14 Münstersche Zeitung, 3.3.1956. Zit. n. Flamm: Westfalen und der Westdeutsche Rundfunk, 1993 (Anm. 11), S. 181.

15 Vgl. für den WDR: Först (Hrsg.): Rundfunk in der Region, 1984 (Anm. 12) und Flamm: Westfalen und der Westdeutsche Rundfunk, 1993 (Anm. 11).

16 Ungedrucktes Typoskript. Forschungsstelle zur Geschichte des Rundfunks in Norddeutschland, Hamburg.

17 München 1960 und 1961. Vgl. dazu Hansjörg Bessler: Hörer- und Zuschauerforschung. München 1980, S. 134f.

18 NWDR: Struktur und Verhalten der Hörer im Sendegebiet des NWDR. Ungedrucktes Typoskript vom Herbst 1952, S. 8.

19 Anonym: »Und nun: Die Mittler der Freude«. In: Hör zu 5 (1950), 4.-10.6.1950.

20 NWDR: Die Hör- und Lebensgewohnheiten, S. 61f.

21 Ebd., S. 62.

22 ARD: Der Rundfunkhörer, Teilauswertung WDR, S. 8 bzw. S. 11; Teilauswertung SWF, S. 12 bzw. S. 14.

23 NWDR: Hör- und Lebensgewohnheiten, S. 61 (Anm. 18).

24 Josef Hackforth: Perspektiven der Medienforschung. In: Först (Hrsg.): Rundfunk in der Region, S. 343.

25 Vgl. ergänzend meinen Beitrag »Vom Radio- zum Fernsehzeitalter. Medienumbrüche in sozialgeschichtlicher Perspektive« in: Axel Schildt u.a. (Hrsg.): Dynamische Zeiten. Die 60er Jahre in den beiden deutschen Gesellschaften. Hamburg 2000, S. 673-694.

26 WDR: Hörfunknutzung und Spartenpräferenzen in Nordrhein-Westfalen. Durchschnittswerktag 1970. Ungedrucktes Typoskript, S. 24.

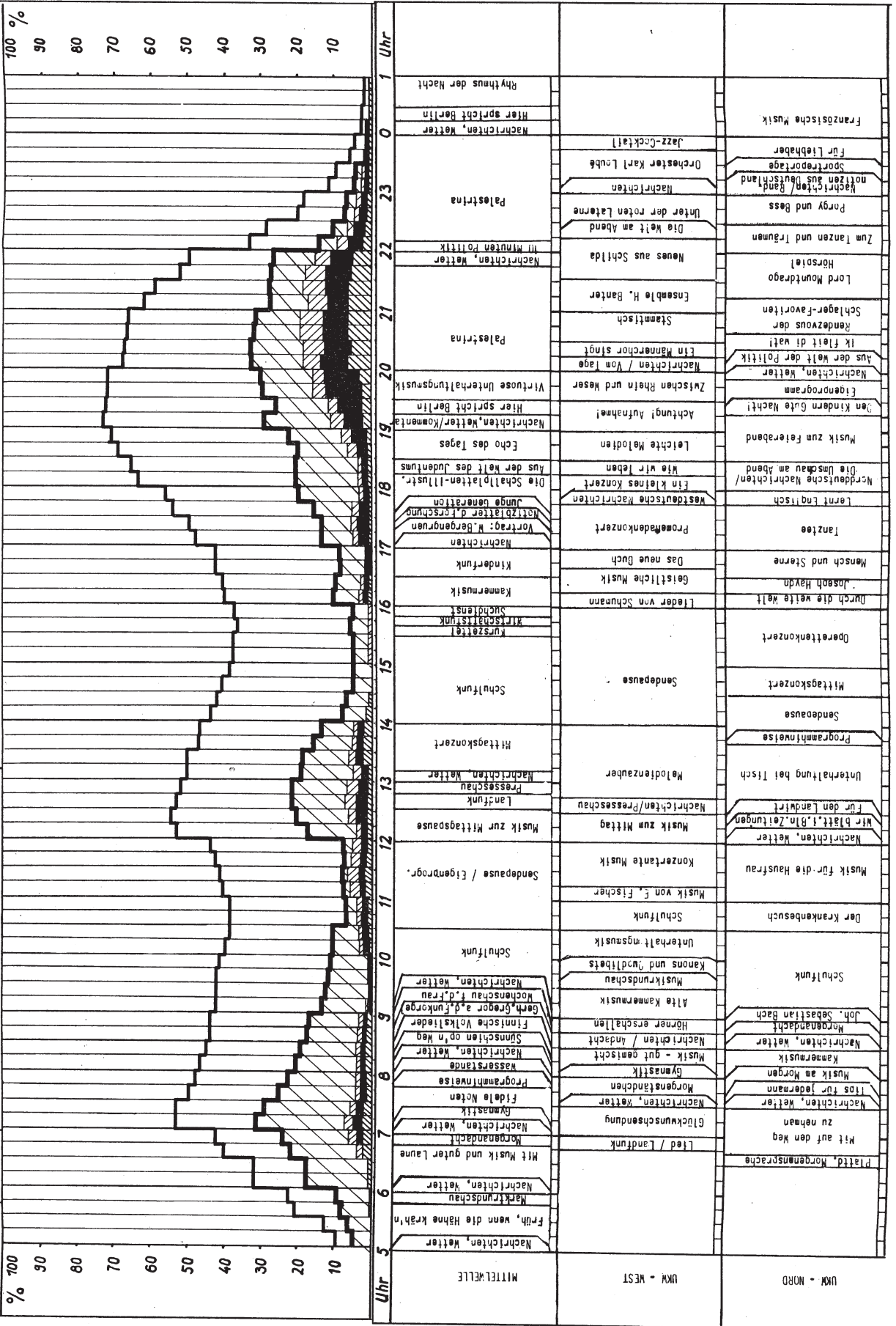
HÖRKURVEN

WANN HÖRT DER HÖRER ?

Potentielle Hörer
 Tatsächliche Hörer
 NWDR - Mittelwelle
 UKW - Nord
 UKW - West
 Andere Sender

68

gültig für:
 Zeit Freitag, den 21.5. 1954
 Gebiet Sendegebiet des NWDR ohne Berlin
 Hörschicht UKW - Hörer
 Witterung

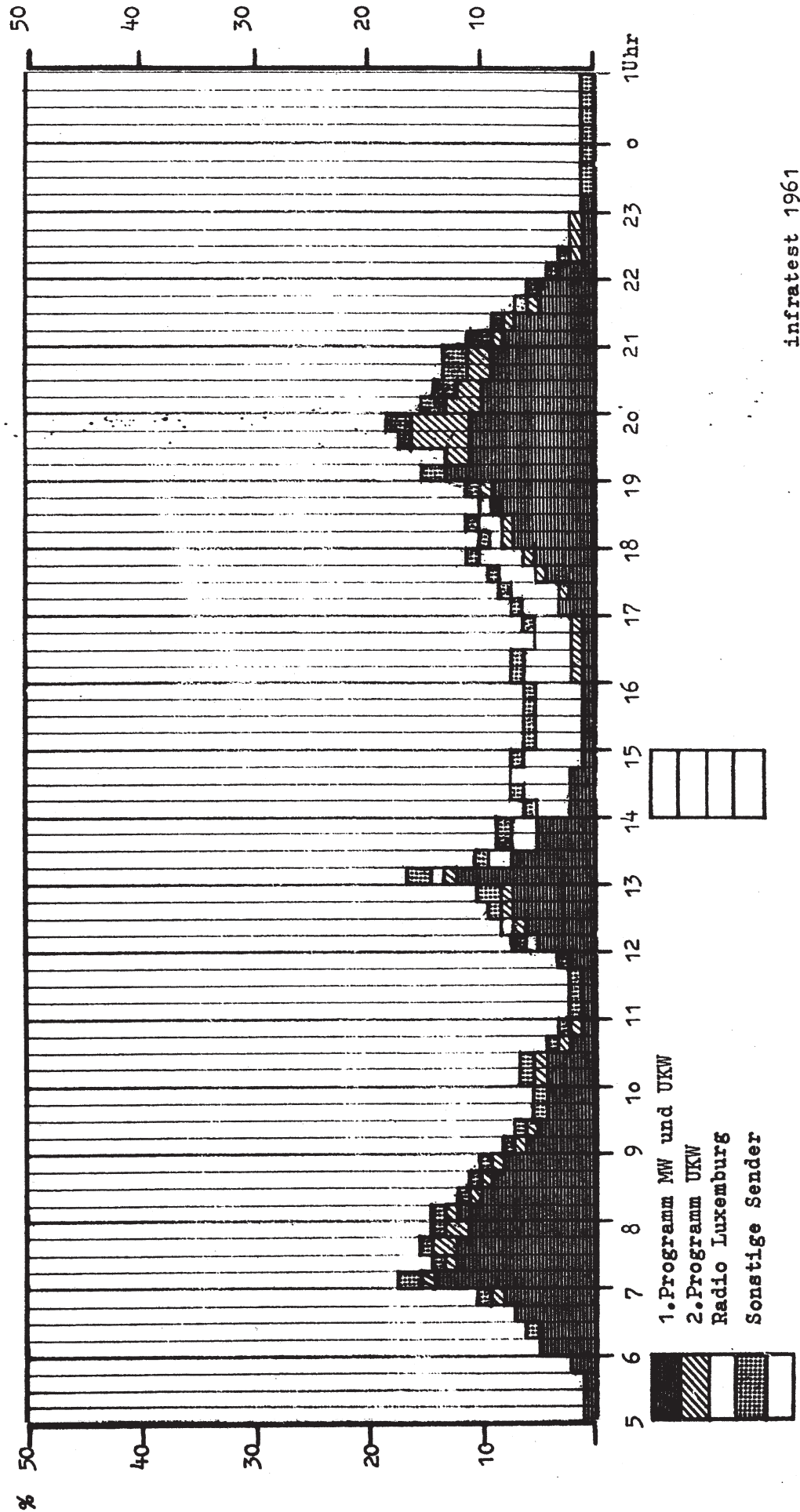


HÖR-UND SEHZEITEN

WOCHENTAG: Winter-Werktag

GEBIET: Gebühreneinzugsgebiet des Westdeutschen Rundfunks

AUFRISS: Gesamtheit der Hörer



infratest 1961

Maßstab: 2 mm = 1%

Dokumentation

Goethes „Zauberlehrling“ auf dem Bildschirm.

Fernseh-Inszenierung wird verfilmt.¹

Die Ballade „Der Zauberlehrling“ – nach der Dichtung Goethes von Professor Walter Braunfels für das Fernsehen komponiert – wurde am 22. Februar vom NWDR-Fernsehen urgesendet. Diese Fernseh-Inszenierung, an der der „Oscar“-Preisträger Hein Heckroth als Bühnenbildner, Helga Swedlund als Choreographin und Herbert Junkers als Regisseur arbeiteten, wurde von dem englischen Regisseur Michael Powell, dem Schöpfer der Filme „Die Roten Schuhe“ und „Hoffmanns Erzählungen“ auf Technicolorfilm aufgenommen. Den Weltvertrieb dieses Filmes hat die 20th-Century-Fox übernommen. Die Hauptrollen tanzen Sonia Arova und Max Aust. Die musikalische Leitung hat Hans Schmidt-Isserstedt.

Die Tatsache, daß diese Fernsehproduktion des NWDR zu einem Film von internationaler Geltung wird, beweist ihren großen Erfolg. Dabei wirken mehrere Faktoren zusammen, die dieses Ballett auf ein hohes künstlerisches Niveau hoben: die kompositorische, die szenische und die choreographische Leistung.

Bei der Komposition des „Zauberlehrling“ für zwei Singstimmen, großes Orchester und Frauenchor geht Walter Braunfels, wie er betont, von einer Situation aus, die in Goethes Gedicht noch nicht existiert. Die Ballade beginnt damit, daß der Lehrling „versuchsweise“ Puppen zum Leben erweckt und sich von spielerischen Katzen und blinkenden Soldaten umtanzen läßt. Aus dieser nun schon „unwirklichen“ Lage ernennt er – als der Hexenmeister ihn verlassen hat – den Besen zu seinem Diener und kommandiert ihn zum Wassertragen.

In der Orchestrierung der symphonisch-lyrischen Tondichtung lösen sich kapriziöse und delikate Einfälle unaufhörlich ab, wie das auch in dem Märchen-spiel „Die Vögel“ von Braunfels der Fall ist. Vom Szenischen her hat der Maler-Architekt Hein Heckroth diese – von ihm mit inspirierte – Stimmung im hoffmannesken Groteskstil unterstrichen. Aus wild wachsendem Gestrüpp mit alraunenhaften Wurzelbildungen, in dem der Hexenmeister verschwindet, wird hinübergeblendet in die Zauberküche.

Dort übt sich der Lehrling, von Rabe und Kauz umflattert, in den Wundern der Verwandlung, bis er in den aufsteigenden Fluten der wassertragenden Be-

sen zu ertrinken droht. Ein gespenstisches Barock, wie es Heckroth schon in einzelnen Tänzen zu dem Film „Hoffmanns Erzählungen“ verwendete, wirkt sich auch in den phantastischen Kostümen aus, in denen sich Tänzerinnen und Tänzer der Hamburgischen Staatsoper unter Helga Swedlunds Leitung zeigen. Der Tanz wechselt zwischen klassischem Spitzen- und Charaktertanz. Die Pariser Tänzerin – bulgarischer Herkunft – Sonja Arova wirbelt in tollem Brio mit den stachelköpfigen Besengestalten einher. Max Aust als alter Hexenmeister wirkt wie ein Gestrüpp gewordener Zauberer Prospero aus Shakespeares „Sturm“. Die Verschmelzung aller Balladenelemente zu stilistischer Einheit gelang vollkommen unter der Regie von Herbert Junkers.

Das Sinfonie-Orchester des NWDR unter Leitung Hans Schmidt-Isserstedts schöpfte alle Feinheiten der Braunfels'schen Komposition aus. Den Text Goethes sang James Pease (Meister) mit seiner tragenden, wohltönenden Stimme, und Anneliese Rothenberger ließ als Zauberlehrling ihren liebenswürdigen Sopran hören.

Stabangaben »Der Zauberlehrling« (»The Sorcerer's Apprentice«):

Produktionsjahr: 1954
Darsteller: Sonia Arova (Zauberlehrling),
Max Aust (Hexenmeister), Gerhard Brose (Rabe),
Erika Lihn (1. Katze), Rita van El (1. Puppe),
Sonja Grunicke (2. Puppe), Heinz Schmiedel (1. Besen),
Rolf Hepp (2. Besen), Sylvia Filzen (Kauz), das
Hamburger Staatsopernballett
Gesang: Anneliese Rothenberger (Zauberlehrling),
James Pease (Hexenmeister), Fritz Göllnitz (Rabe)
Fernsehregie: Herbert Junkers
Filmregie: Michael Powell
Kamera: Christopher Challis
2. Kamera: Freddie Francis
Musik: Professor Walter Braunfels
Choreographie: Helga Swedlund
Szenenbild: Hein Heckroth
Art Department: Karl-Hermann Joksch
Orchester: NWDR-Sinfonieorchester unter
der Leitung von Hans Schmidt-Isserstedt

¹ In: Die Ansage, Nr. 165, 24. Februar 1954, S. 4.

Harald Keller

Kooperation mit dem NWDR-Fernsehen

Kultregisseur Michael Powell¹ und sein Ballettfilm »Der Zauberlehrling« (1954)

Der Ballettfilm »Die roten Schuhe« (»The Red Shoes«, GB 1948) war 1948 ein Triumph gewesen. Emeric Pressburger und Michael Powell hatten fünf Oscar-Nominierungen verbuchen können, zwei ihrer Mitarbeiter bekamen je eine der Statuetten ausgehändigt, und auch die Kassenergebnisse konnten sich sehen lassen. Zuvor hatte das als »The Archers« firmierende Erfolgsteam unterschiedliche Aufnahme gefunden, zumal sich Powell und Pressburger auch an kontroverse Themen herangewagt hatten. Zu Klassikern aber wurden insbesondere die farbkräftigen, ihre filmischen Fantasien teils bis in surreale Bereiche ausweitenden Technicolor-Epen wie »Irrtum im Jenseits« (»A Matter of Life and Death«, GB 1946) und eben »Die roten Schuhe«. Der Erfolg dieses unter Einfluss des deutschen Kostüm- und Szenenbildners Hein Heckroth entstandenen Tanzfilms bescherzte Powell und Pressburger höchstes Ansehen und eine Reihe von Produktionsaufträgen, bei denen es jedoch wiederholt zu Zerwürfnissen mit den Geldgebern kam, die nachträglich Änderungen an den vorgelegten Fassungen vornahmen.

Erst 1951 wandten sich Powell und Pressburger mit der Opernadaption »Hoffmanns Erzählungen« (»The Tales of Hoffmann«, GB 1951) wieder dem Musikfilm zu. Eine Besonderheit dieses fantastischen Episodenfilms besteht darin, dass Regisseur Powell den Komponisten Brian Easdale vorweg die Musik einspielen ließ, um erst dann Struktur und Regiekonzept des Films zu entwickeln. »Hoffmanns Erzählungen« erwies sich als einträglich, geriet allerdings in ein Insolvenzverfahren und ließ seine Urheber ohne Einkünfte. In der Folgezeit übernahm Michael Powell mehrere Regieaufträge am Theater und konzipierte eine episodische Serie,² die vermutlich dem Fernsehen zugeordnet war, aber nie realisiert wurde. Sein langjähriger Partner Emeric Pressburger widmete sich seiner ersten und einzigen Solo-Regie und drehte ein Remake von »Das doppelte Lottchen« (»Twice Upon A Time«, 1953), bei dem er auch als Autor und Produzent verantwortlich zeichnete.

Bis zum nächsten gemeinsamen Kinofilm der »Archers« sollten fünf Jahre vergehen. Zwischenzeitlich aber nahm Michael Powell noch einmal den Regiesessel ein und inszenierte den Kurzfilm »Der Zauberlehrling«, ein Ballett, dessen Handlung auf Goethes gleichnamigem Gedicht basierte. In vielen Monographien über Powell wird dieser Film gar nicht, in an-

deren nur marginal oder mit falschen Angaben erwähnt. Filmographien enthalten selten mehr als die wichtigsten Daten. Selbst die Filmfestspiele von San Sebastian, die den »Archers« im September 2002 eine umfassende Retrospektive widmeten, nannten in ihrem Katalog – die gezeigte Kopie stammte vom Londoner British Film Institute (BFI) – nur Regisseur, Drehbuchautor, Kameramann und Hauptdarstellerin.³ Die genaue Besetzung und erst recht die Entstehungsgeschichte dieses Films sind in den meisten Werken nicht enthalten. Filmkundliche Annalen bleiben nicht zuletzt deshalb unergiebig, weil »Der Zauberlehrling« als Koproduktion mit dem Fernsehen des Nordwestdeutschen Rundfunks (NWDR) entstand.

Fündig wird man im Mitteilungsblatt des Senders, das der Information der Presse und der fachlich interessierten Multiplikatoren diene. Die »Ansage« vom 24. Februar 1954 enthielt einen ausführlichen Text zu dieser aus damaliger Sicht bedeutenden Produktion (Dokument).

Wie diese Zusammenarbeit von Fernsehen und Filmregisseur zustande kam, lässt sich einer Reportage des Branchendienstes »fff-Press« entnehmen, der am 1. März 1954 nachgerade euphorisch über die Dreharbeiten in den Hamburger Fernsehstudios berichtete:

»Dort spielt sich eine echte Sensation ab, die noch einige Sensationchen mitbringt. Erstmals wird hier eine Fernsehsendung für den Film benutzt, statt daß, wie üblich, Filme für Fernsehsendungen produziert werden. Erstmals wird ein ambitionöser Farbfilm von 30 Minuten Dauer statt in etwa zwei Monaten bereits in acht Tagen gedreht. Erstmals wird eine Fernseh-Sendung mit Ballett nach dem Cinemascope-Breitbild-Verfahren verfilmt, und schließlich wird auch erstmalig ein deutsches Stück mit englischen »Technikern« über einen amerikanischen Verleih in alle Welt getragen.«⁴

Als Bindeglied zwischen der deutschen Rundfunkanstalt und dem britischen Kinoregisseur Powell fungierte dessen langjähriger Mitarbeiter Hein Heckroth. Ursprünglich bildender Künstler, hatte der gebürtige Gießener als Szenenbildner fürs Theater gearbeitet und wurde nach seiner Emigration nach Großbritannien beim Film tätig. In Powell fand er einen Geistesverwandten. Es waren nicht zuletzt Heckroths Ideen und seine vom Surrealismus beeinflussten Set- und

Kostümentwürfe, die Filmen wie »Die roten Schuhe« oder »Hoffmanns Erzählungen« zu ihrem Ausnahmerrang verhelfen. Heckroths Skizzen zu »Die roten Schuhe« werden heute im New Yorker »Museum of Modern Art« verwahrt.⁵ Einflüsse und Nachwehen des für Powell und Heckroth typischen opulent-artifiziellen Stils finden sich bei Regisseuren wie dem leidenschaftlichen Powell-Verehrer Martin Scorsese, der während der Dreharbeiten zu »Wie ein wilder Stier« (»Raging Bull«, 1979) mit Powell in Kontakt stand, in Francis Ford Coppolas »Einer mit Herz« (»One From the Heart«, 1981) oder auch Tim Burtons »Sleepy Hollow – Köpfe werden rollen« (»Sleepy Hollow«, 1999). Der Kameramann Jack Cardiff erinnerte sich in einem 1990 geführten Interview an Heckroth: »(...) nur wenige Filmdesigner waren so progressiv wie Hein.«⁶ Powell selbst äußerte: »Hein Heckroth war mein Berührungspunkt mit europäischer Kunst, als England, mein England, mich zu ersticken oder auszuhungern drohte.«⁷

Im Dezember 1953 erhielt Heckroth vom NWDR den Auftrag, die Bühnenarchitektur und Kostüme für »Der Zauberlehrling« beizusteuern. Heckroths Studio befand sich nach wie vor im Londoner Stadtteil Chelsea, dort entstanden auch seine Entwürfe, die zufällig dem damaligen Europa-Chef von Technicolor unter die Augen kamen.⁸ Vom Gesehenen in höchstem Maße begeistert, regte der Farbfilmexperte an, das Fernsehballt auch ins Kino zu bringen. Die bereits weitgehend vorbereitete TV-Inszenierung, die unter der Regie Herbert Junkers am 22. Februar 1954 von 20.45 Uhr bis 21.30 Uhr live ausgestrahlt wurde,⁹ wurde einvernehmlich erweitert und auf die Notwendigkeiten des Cinemascope-Formats zugeschnitten. Die »fff-Press« berichtete von der Arbeit in den Hamburger Studios:

Das Ballett konnte größer ausgebaut werden und seine Kosten, die für eine einzelne reine Fernsehsendung zu hoch gewesen wären, so geschickt verteilt werden, daß sie auch den Produktionskosten des Films verbilligend zugute kamen. ‚Nicht einmal eine halbe Million DM wird er kosten‘, schätzte Michael Powell. Trotz Technicolor und der sehr hohen Lizenzgebühr für die zwei Cinemascope-Linsen vor der amerikanischen Mitchell-Kamera. Er wird im Auftrag der amerikanischen ‚Film Location‘ Firma gedreht, in London fertiggestellt und dann von Centfox mit etwa 200 Kopien in den Weltvertrieb gegeben (...). Mit den bereits berühmt gewordenen Mitteln ‚Sackleinwand und Draht‘ zauberte Oscar-Preisträger Heckroth einen fantastischen Wald, in dem Zauberlehrling und Hexenmeister anmutig-grotesk agieren. Sonja Arova, eine Bulgarin aus Paris, und Max Aust vom Hamburger Staatsopernballett tanzen die Hauptrollen vor dem Opernballett. In englischer, französischer und deutscher Sprache wird geprobt und inszeniert. Das geht in unheimlicher Präzision, ohne Lärm, ohne Startum vonstatten. Wohltuend und unauffällig. Am unauffälligsten Michael Powell, des Zauberlehrlings bester Meister.¹⁰

So überschwänglich die Berichterstattung der Fachpresse über diesen spektakulären Medienwechsel vom Fernsehen zum Film ausfiel, die folgende Vermarktung des Films muss auf die deutschen Partner ernüchternd gewirkt haben: Der ursprünglich halbstündige Film wurde auf dreizehn Minuten gekürzt und fand nur geringe Verbreitung. Michael Powell kommentierte rückblickend sogar vergleichsweise schroff:

»SORCERER'S APPRENTICE wurde in Hamburg gemacht. Ich habe nie viel darüber gewußt. Ich kam, um ihn zu machen, weil ich Hein Heckroth, meinem alten Partner, verpflichtet war und die ganze Sache war ein Desaster. Es handelt sich nicht um den musikalischen Score, den jeder kennt, es war ein neuer. Ich habe den Film nie wieder gesehen, wollte es auch nicht.«¹¹

Das Motiv des Zauberlehrlings aber blieb für Powell weiterhin von Interesse. Anfang der 80er Jahre plante er eine Verfilmung des »Earthsea«-Zyklus der US-amerikanischen Fantasy-Autorin Ursula Le Guin. Dessen Hauptfigur ist ein junger Magier, der nach und nach die Beherrschung seiner Kräfte erlernt und auf abenteuerlichen Pfaden seiner Bestimmung entgegengeht. 1980 drehte Powell als »artist-in-residence« des Dartmouth College in New Hampshire mit einer Gruppe von Studenten den von Le Guin inspirierten 16-mm-Film »The Ring of Erreth-Akbe«, den er 1981 im Gespräch mit Olivier Assayas rückblickend als »kurzen Experimentalfilm« beschrieb.¹² Powell begeisterte sich sehr für Le Guins Romane und hatte mit großem Enthusiasmus erste Szenen niedergeschrieben. Im November 1981 berichtete Powell in einem Interview mit »Films and Filming«: »I began to rough out a script on the Ursula Le Guin trilogy. Having done a few sequences, I summoned up courage and sent them to her. She was delighted with them. I said, 'In that case, let's do the script together.'«¹³ Powell traf sich zweimal mit der Autorin, Briefe und Entwürfe gingen hin und her. Als Setdesigner war dieses Mal David Hockney vorgesehen. Letztendlich fand Powell jedoch keine Geldgeber für das Projekt. Bis zu seinem Tod im Jahr 1990 konnte er keinen weiteren Kinofilm mehr realisieren. Ian Christie, langjähriger Mitarbeiter des British Film Institute und selbst Dokumentarfilmer, der Powell in dessen letzten Lebensjahren sehr nahe stand und wertvolle Informationen überlieferte, kommentierte:

»There might, for instance, have been a successor to THE THIEF OF BAGDAD, if a speculative adaptation of Ursula Le Guin's THE WIZARD OF EARTHSEA had found backing around the time of Powell's residency at Zoetrope in the early 1980s. This magical tale of a young wizard's apprenticeship amid the precisely imagined Nordic archipelago of Earthsea recalls so many Powell motifs – from the impact of Lang's SIEGFRIED to the Scottish island lore of I KNOW WHERE I'M GOING and a 1955 ballet short of ,The

Sorcerer's Apprentice' – that its failure to find backing must be keenly regretted.«¹⁴

Jahre später war es dann das Fernsehen, genauer gesagt die auf Mythen und Fantasy-Stoffe spezialisierte Produktionsfirma Hallmark, die eine Filmadaption des »Earthsea«-Stoffs vornahm. In Deutschland wurde der Zweiteiler am 18. und 21. Januar 2005 unter dem Titel »Earthsea – Die Saga von Erdsee« von »ProSieben« ausgestrahlt.

-
- 1 1905–1990.
 - 2 Scott Salwolke zufolge sollte sie den Titel »Powell's Tales« tragen. Vgl. Scott Salwolke: *The Films of Michael Powell and the Archers*. Lanham und London 1997, S. 199f.
 - 3 Vgl. <http://www.powell-pressburger.org/Trips/SanSebastian/Donostia/SorcerersApprentice.html>, Zugriff 25.9.2005. In einem Augenzeugenbericht über die Festivalaufführung von »A Sorcerer's Apprentice« heißt es: »No details given on screen of who danced any roles apart from the Apprentice, also no credit givn [sic!] to the narrator.« (<http://www.powell-pressburger.org/Trips/SanSebastian/SS03.html>, Zugriff 25.9.2005).
 - 4 Ein internationaler Zauberlehrling. Deutsche Fernsehsendung wird verfilmt. In: *fff-Press*, Nr. 8, 1. März 1954, S. 8. Vgl. auch: Eine neue Form der Zusammenarbeit zwischen Film und Fernsehen. In: *Fernseh-Informationen*, Nr. 4, 1954, S. 87.
 - 5 Das Museum zeigte »Die roten Schuhe« anlässlich des 100. Geburtstages des Regisseurs am 30.09.2005. Anwesend waren auch Martin Scorsese und Thelma Schoonmaker, Powells Witwe.
 - 6 Katharina Spielhaupter: »Wir besaßen den gleichen Enthusiasmus ...« Interview mit Jack Cardiff. In: Hilmar Hoffmann und Walter Schobert (Hrsg.): *Hein Heckroth: Film-Designer*. Frankfurt am Main 1991 (= *Kinematograph. Schriftenreihe des Deutschen Film-museums*, Nr. 7), S. 49-55; Zitat, S. 55.
 - 7 Zit. n. Nannette Aldred: *Hein Heckroth in England*. In: Hilmar Hoffmann und Walter Schobert, 1991, S. 23-32; Zitat S. 25.
 - 8 Nach Auskunft des Technicolor-Mitarbeiters Michael Sterling handelte es sich mit hoher Wahrscheinlichkeit um Kay Harrison: »Mr. Kay Harrison was managing the Technicolor operation in London in 1950. Harrison reported directly to Mr. Kalmus, the CEO [chief executive officer; Anm. HK] of Technicolor. The Lab in Rome did not begin operations until 1955.« Email-Nachricht an den Verfasser vom 26. August 2005.
 - 9 Eine Wiederholung wurde am 20. Dezember 1954 um 21.30 Uhr gesendet. – Der Fernsehfilm ist nicht erhalten. Recherche im Fernseharchiv des NDR, 1.9.2005.
 - 10 *fff-Press*, Nr. 8, 1. März 1954, S. 8.
 - 11 Zit. n.: Stefan Braun u. a.: *Living Cinema: Powell & Pressburger*. München 1982 (= *KinoKonTexte*, 3), S. 103.
 - 12 Olivier Assayas: *Interview with Michael Powell*. In: David Lazar (Ed.): *Michael Powell. Interviews*. Jackson 2003, S. 71-78; Zitat, S. 73. (Das Interview erschien ursprünglich in den »*Cahiers du cinéma*«, März 1981).
 - 13 *Films and Filming*, November 1981. Zit. n.: <http://www.powell-pressburger.org>, Zugriff 15.12.2004).
 - 14 Ian Christie: *Michael Powell. After and before the Archers*. In: *Sight & Sound*, Winter 1989/90, S. 79.

Miszellen

Das literarische Fernsehen. Beiträge zur deutsch-deutschen Medien- kultur – Tagungsankündigung

Seit nunmehr vier Jahren besteht die DFG-Forscherguppe zur Programmgeschichte des DDR-Fernsehens/DFF. Ein Teilprojekt widmet sich an der Humboldt-Universität Berlin den Programmleistungen, Strukturen und Arbeitsweisen des Bereichs Fernseh-dramatik und konzentriert sich hierbei auf Literaturverfilmungen.

Um die Ergebnisse dieser Arbeit präsentieren und die ostdeutsche Television mit westdeutschen Entwicklungen vergleichen zu können, veranstalt das Teilprojekt Fernseh-dramatik/Literaturverfilmungen vom 19. bis 21. Januar 2006 das Symposium »Das literarische Fernsehen. Beiträge zur deutsch-deutschen Medienkultur« mit und im Deutschen Historischen Museum Berlin. Die Tagung wird vom Deutschen Rundfunkarchiv Potsdam-Babelsberg unterstützt.

Geplant ist eine Reihe von Vorträgen mit kultur- bzw. literaturwissenschaftlichen sowie medienhistorischen Fragestellungen aus Ost- und Westsicht. Insgesamt wollen die Veranstalter damit auf der einen Seite einen substantiellen Beitrag zur Analyse und Rekonstruktion der sozialistischen Medienlandschaft leisten und die Forschungsbemühungen zusammenfassen, auf der anderen Seite den kontrastiven Dialog zwischen Ost und West fördern bzw. zu weiterführenden (gemeinsamen) Untersuchungen anregen.

Im Mittelpunkt stehen folgende Themen:

- Die Bedeutung der Literatur für die Etablierung des Fernsehens und ihre Funktion heute, verbunden mit theoretischen Annäherungen an Literaturverfilmungen
- Unterschiede und Gemeinsamkeiten im fernsehliterarischen Kanon in Ost und West
- Modelle und Prinzipien literarischer Adaption bzw. Präsentation sowie die besondere Inszenierung dramatischer Vorlagen für den Bildschirm
- Bewertungen der DDR-Fernseh-dramatik im internationalen Kontext.

Alle Beiträge werden in einer Publikation bis Ende 2006 veröffentlicht.

Neben der Wissenschaft werden auch die künstlerischen und dramaturgischen Aspekte der Fernseharbeit beleuchtet, zu denen Autoren, Regisseure und Redakteure auf zwei Podien im Anschluss an das jeweilige Tagungsprogramm Stellung nehmen können.

Zudem wird das Symposium von einer Fernsehfilmreihe begleitet, in der ‚vergessene‘, aber signifikante Produktionen gezeigt und mit Gästen diskutiert werden: Vorgesehen sind u.a. »Fetzers Flucht« (Günter Kunert/ Günter Stahnke 1962), »Anlauf« (Benito Wogatzki/ Egon Günther 1971), »Irrlicht und Feuer« (Max von der Grün, Gerhard Bengsch/ Heinz Thiel, Horst E. Brandt 1966).

Informationen und Tagungsanmeldung:

Termin: 19. bis 21. Januar 2006

*Ort: Deutsches Historisches Museum Berlin
(Auditorium und Zeughauskino)*

*Dr. Thomas Beutelschmidt / Henning Wrage
Humboldt-Universität*

Institut für Deutsche Literatur

Unter den Linden 6, 10099 Berlin

Telefon: 030/859 14 13 (Beutelschmidt)

030/485 32 94 oder 0162/469 83 40 (Wrage)

Fax: 030/85 96 20 49

E-Mail: box12161@aol.com (Beutelschmidt)

henning.wrage@rz.hu-berlin.de (Wrage)

»Raoul Duke«, »Dr. Gonzo«: Zum Tod von Hunter S. Thompson (1937–2005)

Es war ein Abgang ganz nach seinem Lebensstil. Extrem und überdreht. Mit einem Knall, ohne Wimmern, von eigener Hand. Die Gründe geben Anlass zur Spekulation. Am 20. Februar 2005 nahm sich der Journalist und Autor Hunter Stockton Thompson auf seiner Farm in Woody Creek bei Aspen in Colorado (USA) das Leben. Unerwartet. Dabei war das Unerwartete stets das, was man von Thompson erwarten konnte. Waffen- und Sprengstoffnarr war er seit Langem. Wer sich seinem weitläufigen Grundstück näherte, musste damit rechnen, beschossen zu werden. Der Sheriff des County war Thompsons ärgster Feind; einst ließ er die Farm wegen des Verdachts auf sexuelle Nötigung und unerlaubten Waffenbesitz durchsuchen; ein langwieriger Prozess folgte. Thompson gewann ihn. Der eigentliche Hintergrund dürfte aber vermutter Drogenbesitz gewesen sein. Und wer Thompsons Bücher las, musste nach literarischen Drogenspuren auch nicht lange suchen. Der selbsternannte »Dr. of Journalism« lebte auf der Grenze.

Geboren wurde Hunter S. Thompson am 18. Juli 1937 (eine Biographie nennt fälschlich 1939¹) in eine gutbürgerliche Familie in Louisville, Kentucky. Der frühe Tod des Vaters ließ den jungen Hunter eigenwillig und rebellisch werden. Wegen eines nie ganz aufgeklärten üblen Streiches wurde er kurz vor dem Abschluss 1955 von der High School relegiert und nolens vo-

lens für die US-Luftwaffe rekrutiert. Der Umgang mit Waffen – im amerikanischen Süden schon immer die sportliche Beschäftigung eines Gentleman – und Fluggerät reizte ihn. Thompsons lockerer Umgang mit Alkohol standen einer ernsthaften militärischen Karriere allerdings im Wege. Einordnen, gar disziplinieren ließ sich der junge Tunichtgut und Exzentriker ohnehin nicht. Also versetzte man ihn dorthin, wo er am wenigsten Schaden anrichten konnte: in die Stützpunktzeitung. Schon zu Schulzeiten hatte Thompson Artikel geschrieben; jetzt wurde er Sportberichterstatte. Mit ein paar kreativen Tricks wurde er 1957 ehrenvoll aus der Luftwaffe entlassen.² Er war frei und begann, ein Leben an den Rändern des damals gesellschaftlich Akzeptierten zu genießen: »life on the edge«, ein Topos, der sich in späteren Schriften immer wieder finden sollte.

Thompson arbeitete als freier Journalist und schrieb solide, elegante Reportagen, nicht ohne Witz. Um Frau und Kind zu versorgen, musste er Gelegenheitsjobs annehmen. Ab 1962 arbeitete er, inzwischen von San Francisco aus, für zwei Jahre fest für den »National Observer« – bis man dort seinen Hang zur Vermischung von Fakt und Fiktion entdeckte. So genau nahm es Thompson mit Quellen meist nicht. Die journalistischen Rituale von Objektivität und Distanziertheit hätten ihn wohl auch gehindert, die Gegenkultur der 60er und 70er Jahre angemessen erzählen zu können. Auf der Suche nach neuen Stories und neuen Abnehmern entdeckte er 1964 eine Randgruppe, die damals mit ihrem gewalttätigen Auftreten in Kalifornien für viel publizistisches Aufsehen sorgte und die den jungen Journalisten faszinierte: die Motorradgang »Hell's Angels«. Thompson hatte »seine« Geschichte. Das liberale Magazin »The Nation« druckte sie im April 1965; ihr Autor machte sich einen Namen. Und Thompson schien sich sogar an die Fakten zu halten. Bald schon hatte er auch einen Buchvertrag unterschrieben. Die erweiterte Monographie erschien 1967 und war seinerzeit ein bescheidener Bestseller. Dank zahlreicher Taschenbuch-Neuaufgaben hat sie bis heute eine Auflage von einigen Millionen erreicht.³ Das Buch, eine brillante Mischung aus Reportage und soziologischer Analyse, war das Ergebnis einer fast zweijährigen teilnehmenden Beobachtung. Thompson hatte sich ein Motorrad gekauft und fuhr mit den »Hell's Angels« mit. Diese beäugten den intellektuellen Außenseiter meistens mit großer Skepsis, respektierten ihn aber zunehmend. Gegen Ende der Recherchen schlugen sie Thompson beinahe tot, weil sie glaubten, er nutze sie aus. Eine Geschichte der Extreme. Das Buch ist in seinem Detailreichtum und in seiner Schärfe bis heute bestechend: ein frühes Beispiel des »New Journalism«⁴ wie auch der ethnographisch orientierten qualitativen Sozialforschung⁵ – und Thompsons Initialzündung. Schnell fanden sich

Anschlussaufträge (»Harper's«, »Esquire«) und damit relativer Wohlstand.

Ein Zündsatz ganz anderer Art schlich sich im Verlauf der Recherchen zu »Hell's Angels« ebenfalls in Thompsons Leben. Lange schon kein Verächter von vielerlei Genussdrogen, machte er Bekanntschaft mit LSD – seinerzeit noch eine legale Substanz. Die Droge sollte ihn und seinen Schreibstil bald prägen. Thematisch beeinflussten Thompson zeitgleich die politischen Ereignisse in den USA um 1968: die Unruhen, die Proteste, die neuartigen Wahlkampfinszenierungen, das Attentat auf Bobby Kennedy. Für Thompson alles Zeichen für den »Tod des amerikanischen Traums«. Die Dystopie der Verlogenheit wurde sein Haupttopos der nächsten Jahrzehnte, Richard Nixon sein Hauptfeindbild.

Ab 1970 arbeitete Thompson regelmäßig für das Magazin »Rolling Stone«, dessen Sport-Ressortleiter er wurde. Er war oftmals so unzuverlässig, dass seine Artikel zum Teil auf bloßen Abschriften seiner Notizen beruhten. Verlagsmitarbeiter mussten sie Thompson abluhnen, wenn er wieder einmal nicht rechtzeitig sein Manuskript einreichte. Aber der Chefredakteur mochte seinen zunehmend direkten, rohen, auch bössartigen Stil. Und ließ ihm viele Freiräume. Auch zur Selbstinszenierung.

Mit seiner weit schweifenden Imaginationsfähigkeit kreierte Thompson (unter dem Pseudonym »Raoul Duke«) 1971 um ein an sich belangloses Motorradrennen in der Wüste von Nevada einen Meilenstein der jüngeren amerikanischen Literatur: »Fear and Loathing in Las Vegas«. ⁶ Dessen Zuordnung zu einem Genre fällt schwer: Reportage? Roman? »New Journalism«? Drogenmanifest? Blanke Anarchie? Unfug? In jedem Fall ein überdrehter Trip. Eine wilde Reise, wie schon der Untertitel suggeriert. Auf der Überholspur. Ein Erlebnis. Und kaum ein paar Zeilen lang geht es tatsächlich um ein Motorradrennen. Hier schrieb ein in mehrfacher Hinsicht Süchtiger. Thompson selbst nannte es »Gonzo Journalism«, eine Vermischung aus Fakten und Visionen – in diesem Fall: vielen Visionen. Und Thompson wurde endgültig berühmt. Auch als Humorist – wahrscheinlich die angemessenste Lesart von »Fear and Loathing« .

Weitere Bücher und journalistische Arbeiten folgten. Auch sie handelten von Süchtigen: Politikjunkies, Sportjunkies, Lebensjunkies. Ab Ende der 70er Jahre begann Thompson, seine gesammelten Artikel und Miszellen in Sammelbänden zu verwerten (»The Gonzo Papers«), deren Titel für sich selbst sprechen.⁷ Er lebte zurückgezogen und rätselhaft abgeschottet auf seiner Farm in Colorado, als eine Art modernes Orakel. Er war mit hochrangigen Politikern (Nixon, Clinton u.a.) persönlich bekannt und schrieb Kolumnen und

Bücher über sie. Oft böse, immer bissig, aber selbst im Falle Nixons immer mit hohem Respekt – vor dessen ausgeprägten Football-Kenntnissen. Die literarische Originalität von Thompsons Polemiken nahm indes ab. Aus dem »angry young man« war längst ein alter, verbissener Mann geworden, dessen Wut immer bemühter und vor allem auf sich selbst gerichtet wirkte. Altersmilde war Thompson fremd.

In seinen letzten Lebensjahren erschienen in Buchform nur noch nachgelassene Altnotizen, die groß vermarktet wurden, wohl weil »Fear and Loathing« 1998 populär und durchaus adäquat verfilmt worden war.⁸ Thompson soll an Depressionen gelitten haben. Der Zustand des amerikanischen Traums in der Ära Bush II gab ihm allen Anlass. Edge City, finally? »God's mercy on you swine!«⁹ Das hätte ihm als Epitaph sicher gefallen. Für wen auch immer. Einen Grabstein wird es nicht geben. Seine Asche ließ Thompson im August 2005 von einer Kanone verschießen – als öffentliches Happening.

Oliver Zöllner, Essen

-
- 1 Vgl. Paul Perry: *Fear and Loathing. The Strange and Terrible Saga of Hunter S. Thompson*. London 1994; richtig dagegen Peter O. Whitmer: *When the Going Gets Weird. The Twisted Life and Times of Hunter S. Thompson*. New York 1993.
 - 2 Vgl. Hunter S. Thompson: *The Great Shark Hunt. Strange Tales From a Strange Time* (= Gonzo Papers, Vol. 1). New York 1979, S. 14.
 - 3 Hunter S. Thompson: *Hell's Angels. A Strange and Terrible Saga*. New York 1967 (dt. erstmals München 2004).
 - 4 Vgl. Tom Wolfe: *The New Journalism. With an Anthology Edited by Tom Wolfe and E. W. Johnson*. New York 1973. Hierin findet sich auch ein Ausschnitt aus Thompsons »Hell's Angels«. Vgl. weiterhin Hannes Haas/Gian-Luca Wallisch: *Literarischer Journalismus oder journalistische Literatur? Ein Beitrag zu Konzept, Vertretern und Philosophie des »New Journalism«*. In: *Publizistik*, Jg. 36 (1991), H. 3, S. 298–314.
 - 5 Vgl. Andrea Fontana/James H. Frey: *The Interview. From Structured Questions to Negotiated Text*. In: Norman K. Denzin/Yvonna S. Lincoln (Hrsg.): *Collecting and Interpreting Qualitative Materials*. 2. Auflage, Thousand Oaks u.a. 2003, S. 61–106 mit mehreren Hinweisen auf Thompsons »Hell's Angels«.
 - 6 In Buchform: Hunter S. Thompson: *Fear and Loathing in Las Vegas. A Savage Journey to the Heart of the American Dream*. New York 1972 (dt.: *Fear and Loathing in Las Vegas*, Frankfurt/Main 1977, spätere Ausgaben u.d.T. *Angst und Schrecken in Las Vegas*, Reinbek 1984).
 - 7 Vgl. Hunter S. Thompson: *The Great Shark Hunt* (wie Anm. 2); ders.: *Generation of Swine. Tales of Shame and Degradation in the '80s* (= Gonzo Papers, Vol. 2). New York u.a. 1988; ders.: *Songs of the Doomed. More Notes on the Death of the American Dream* (= Gonzo Papers, Vol. 3). New York u.a. 1990; ders.: *Better Than Sex. Confessions of a Political Junkie* (= Gonzo Papers, Vol. 4). New York 1994.
 - 8 USA 1998, Regie: Terry Gilliam. Die Hauptrolle des »Raoul Duke« spielt Johnny Depp.
 - 9 Thompson 1972 (wie Anm. 6), S. 204.

Teuflich gut: mephisto 97.6, das universitäre Leipziger Lokalradio wird zehn Jahre¹

»31. Mai 1995, 18 Uhr. Hier ist »mephisto 97.6«, das Uni-Radio. Ab heute sind wir täglich zu hören – fast täglich: und zwar montags bis freitags, jeweils von 10 bis 12 und von 18 bis 20 Uhr.« Mit dieser Anmoderation begann vor zehn Jahren der bis heute ununterbrochene Sendebetrieb des ersten terrestrisch ausgestrahlten Universitäts-, Ausbildungs- und Lokalradios im deutschsprachigen Raum. Etwa 800 Studierende der Kommunikations- und Medienwissenschaft, der Journalistik, aber auch anderer Fächer von der Arabistik bis zur Zahnmedizin erhielten bei »mephisto 97.6« innerhalb von zehn Jahren eine wissenschaftlich fundierte, zugleich praxisnahe Radioausbildung. 55 studentische Chefredakteure, beinahe 100 Moderatoren und etwa 200 Ressortleiter sammelten jeweils mindestens ein Semester lang Erfahrungen in der Übernahme von Verantwortung fürs Programm und für die Organisation. Viele Absolventen fanden ihren Platz bei öffentlich-rechtlichen und privat-kommerziellen Radiosendern, in Online-Redaktionen, als Pressesprecher, Medienpädagogen und in der Öffentlichkeits- und Kulturarbeit. Ein Paradebeispiel für den Transfer von Universitäts-Absolventen in den Arbeitsmarkt.

Rückblick

Das bis heute einmalige Projekt ist ein Kind der frühen Nach-Wendezeit. Es steht modellhaft für den erfolgreichen gemeinsamen Aufbruch von Studierenden und Lehrenden ehemals »abzuwickelnder« Lehrbereiche der Alma Mater Lipsiensis in eine demokratische Zukunft, in der die Vernetzung von Theorie und Praxis sowie von Fachgebieten selbstverständlich ist. Es steht modellhaft für die Innovationskraft des Nachwende-Rektoratskollegiums, besonders des Rektors Prof. Dr. Cornelius Weiß und des Kanzlers Peter Gutjahr-Löser. Es steht modellhaft für die vorausschauende Kooperation zwischen dem Institut für Kommunikations- und Medienwissenschaft (IKMW) und der Sächsischen Landesanstalt für privaten Rundfunk und Neue Medien (SLM).

Bereits am 1. November 1992 überraschte Prof. Dr. Karl Friedrich Reimers, Gründungsdekan des Fachbereichs Kommunikations- und Medienwissenschaften, den Direktor der gerade gegründeten SLM, Detlev Kühn, während der II. Internationalen Leipziger Hochschul-Medientage im voll besetzten Hörsaal 13 mit der unerhörten Idee, ein Universitätsradio zu ermöglichen. Kühn nahm das wohlwollend auf, und die Idee steckte an: erste Campusradio-Pilotprogramme realisierte eine Gruppe von Studierenden unter der Leitung des Autors dieser Zeilen² an den Tagen der Offenen Tür im Mai 1993 und 1994 mit Hilfe der

Techniker des bereits existierenden Hörfunk-Studios im Seminargebäude.³ Als Anfang 1994 neue Radiofrequenzen in Sachsen ausgeschrieben wurden, arbeitete die Initiativgruppe aus Lehrenden und Lernenden⁴ eine detaillierte Bewerbung aus, die vom Rektoratskollegium, vom Gewandhaus-Kapellmeister Kurt Masur, vom Schauspielhaus und von anderen kulturellen Institutionen in der Stadt unterstützt wurde. Erfahrungen aus den USA, wo Universitätsradios seit den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts verbreitet sind, brachte Professor Robert Stewart von der Partner-Universität in Athens (Ohio) ein.

Am 22. November 1994 entschied die SLM-Versammlung, der Universität eine eigene Lizenz für ein werktäglich vierstündiges »lokales Vollprogramm« zur »praxisnahen Ausbildung von Studenten« zu erteilen, das der Information, Bildung und Unterhaltung dient, einen »objektiven Überblick über das Geschehen in dieser Region« gibt, die »Interessen der Bürgerinnen und Bürger« berücksichtigt, zur »freien individuellen und öffentlichen Meinungsbildung« beiträgt, bei dem die »Eigenständigkeit der Redaktion sichergestellt« und die »Gestaltungs- und Meinungsfreiheit der Redakteure garantiert« sind.⁵ Dies waren Anforderungen und Garantien der Meinungsfreiheit, wie sie an ein öffentlich-rechtliches Rundfunkprogramm gestellt werden, und das war durchaus im Sinne des auf ein professionelles Ausbildungsprogramm abzielenden Lizenz-Antrags. Nach intensiven Vorarbeiten im SS 1994 und im WS 1994/95 stand die Initiativgruppe aus Lehrenden und Studierenden in den Startlöchern. So konnte unmittelbar nach der in der deutschen Rundfunkgeschichte bis dahin einmaligen Lizenzvergabe mit den Trainingskursen begonnen werden, geleitet vom ehemaligen stellvertretenden Programmchef von RIAS 2, Jörg Brüggemann. Professionelle Organisations- und Verantwortungsstrukturen wurden aufgebaut und Trainingskurse unter ‚heißen‘ Bedingungen mit zunehmend begeisterten Studenten realisiert. Finanziert aus Mitteln der Universität, der SLM und von Sponsoren, ersetzte im Mai 1995 ein hochmodernes, teilweise digitales ‚Selbstfahrerstudio‘ die veraltete Hörfunktechnik. Sender- und Leitungskosten übernahm seitdem kontinuierlich die SLM, Kosten der Stellen für journalistische und technische Betreuer, Räume und Verbrauchsmittel die Universität. Von Anfang an akquirierten Programmdirektion, Chefredaktion und das Ressort PR/Öffentlichkeitsarbeit Sponsorenmittel, da »mephisto 97.6« nicht im Programm werben darf.

Gegenwart

Heute gehört die von der Verbundnetz Gas AG (VNG) unterstützte Weiterbildung von Journalisten im Wirtschaftsbereich zu den wichtigsten »mephisto 97.6«-Kooperationen. Sommer- und Winterakademien,

unterstützt von der Friedrich-Ebert-Stiftung, tragen seit vielen Jahren die Ausbildungs-Kompetenz des Senders, vor allem auch des inzwischen illustren Absolventen- und Freundeskreises, nach außen. Programmliche Brückenschläge gehörten von Anfang an zum Credo des Senders: Seit 1995 findet ein kontinuierlicher Exkursions- und Workshop-Austausch von Lehrenden und Radio-Studierenden zwischen der Partneruniversität in Athens (Ohio) und »mephisto 97.6« statt. Inzwischen wird auch der Austausch mit den neuen östlichen EU Staaten praktiziert. Thematische Schwerpunkte sind seit dem Programmstart ein Markenzeichen des Programms. Zu den jüngsten Highlights gehörte die Programm-Woche »Go east«, in der »mephisto 97.6«-Reporter anlässlich des Beitritts live aus den neuen EU-Staaten berichteten. Die gemeinsam mit dem Leipziger Bürgerradio »Blau«⁶ verwirklichte aktuelle Berichterstattung von der Leipziger Oberbürgermeister-Wahl im April 2005 war ein weiterer Programm-Höhepunkt. In den USA sind »mephisto 97.6«-Beiträge in Englisch im »Radio Goethe – The German Voice«⁷ zu hören.

Fünf Jahre waren nötig, um »mephisto 97.6« in der Stadt, im Freistaat, aber auch national und international bekannt zu machen. Heute kommt der Sender nach wie vor seiner Ausbildungsaufgabe nach: so aktuell und korrekt wie irgend möglich in den Nachrichten und in den Magazinen »Faustschlag« und »Direkt« zu informieren, mit Hörspiel-, Feature- und Themensendungen zu bilden und mit Musik-, Film- und satirischen Programmen zu unterhalten. Zur Ausbildung gehört auch, die Veränderung der Medienlandschaft zu begleiten und sich mit zu verändern; die berufliche Zukunft der Studierenden verlangt es. Stichworte sind hier: Formatierung, Digitalradio und Onlinejournalismus. Mit der seit 2004 praktizierten »Profillinie Radio« im Lehrangebot des Instituts für KMW wird dieser flexiblen Spezialisierung Rechnung getragen. Ein Master-Studiengang »Radio-Journalismus« ist in Vorbereitung. »mephisto 97.6« leistet seit zehn Jahren einen wesentlichen Beitrag zur gegenwärtigen und künftigen Medienkultur.

Rüdiger Steinmetz, Leipzig

1 www.mephisto976.de

2 Studierende um Sven Jänszky, Werner Lange, Thoralf Kessler, Christian Rohde; Prof. Steinmetz war erster geschäftsführender Direktor des Instituts für KMW, seine Mitarbeiterin Dr. Antje Enigk.

3 TechnikerumDipl.-Ing.AndreasWolfundDipl.-Ing.ThomasTaszarek.

4 Im SS 1993 wurden Dr. Hartmut Warkus, Leiter des Zentrums für Medien und Kommunikation (ZMK), und im WS 1993/94 Prof. Dr. Bernd Schorb und Gastprofessor Dr. Martin Löffelholz als weitere wesentliche Gründungs-Initiatoren gewonnen. Als Lehrbeauftragter unterstützte der ehemalige Hörfunkdirektor des Hessischen Rundfunks, Friedrich Franz von Sackenheim, das Projekt. Unterstützt wurde die Vorbereitung außerdem von den Dozenten

- Dr. Sigrid Hoyer, Prof. Dr. Siegfried Schmidt und den Dipl.-Sprechwissenschaftlerinnen Ilka Rausch und Christine Bismarck. Zur programmlichen Verbesserung trugen zwischen 1996 und 2001/02 Heide Schwochow im Programmbereich Hörspiele, Features bzw. Dr. Margret Lünenborg bei den journalistischen Programmen bei.
- 5 Schriftlicher Lizenzbescheid der SLM vom 21.12.1994; Laufzeit: bis 2005, inzwischen bis 2009 verlängert.
 - 6 »Radio Blau« hatte am selben Tag wie mephisto 97.6 und Radioropa Info eine Sendelizenz auf 97,6 MHz erhalten.
 - 7 Jeden Donnerstagabend über KUSF San Francisco, über weitere Stationen: u.a. Tucson, Madison, Portland, New York und im Internet: <http://www.radiogoethe.org/>

Screen-studies Conference in Glasgow – Tagungsbericht

Film- und fernsehwissenschaftliche Konferenzen, die explizit ohne thematischen Schwerpunkt veranstaltet werden, bieten dem Teilnehmer eine hervorragende Gelegenheit, sich einen Einblick in aktuelle Tendenzen der Forschung zu verschaffen.

Die Screen-studies Conference in Glasgow ist eine solche Konferenz. Vom 1. bis 3. Juli 2005 fand sie zum 15. Mal statt. Ihre Ausrichtung in der anglo-amerikanischen Scientific Community ermöglicht es dem deutschen Besucher zusätzlich, einen Blick auf wissenschafts-kulturelle Divergenzen oder eben auch nationenübergreifende Themen zu werfen: Selbstverständlich, ohne dabei repräsentative Schlüsse ziehen zu können.

Ausrichter dieser Tagung ist die Zeitschrift »Screen«, die seit 1989 in Glasgow verlegt wird und an deren Redaktion sowohl britische Akademiker als auch ein internationales Advisory Board beteiligt sind mitarbeiten. Ihre Wurzeln hat »Screen« in der »Society of Film Teachers«. Die widmete sich in einem Journal bereits seit 1952 der Definition von Film- and Fernsehwissenschaften und war wiederum bis 1989 auf verschiedene Weise von dem geschichtsträchtigen und mächtigen Education Department des British Film Institute abhängig.

Gerade in diese Geschichte von »Screen« zurückzugehen, erhellt einige Schwerpunkte der dreitägigen Tagung, welche sich zwar nicht unbedingt in den Panel-Bezeichnungen wieder finden, doch aber in den Ausrichtungen einiger Fragestellungen. Die Definition von Medienwissenschaft und ihrer Vermittlung im Studium, unbedingt aber die Frage nach dem Erhalt ihrer gesellschaftlichen Unabhängigkeit spielten wohl auch deshalb eine wichtige Rolle.

Das Eröffnungsplenum etwa thematisierte den historischen Blick auf die Geschichte des British Film Institute. Christophe Dupin und Geoffrey Nowell-

Smith präsentierten erste Ergebnisse aus ihrem Forschungsprojekt, das in Vorbereitung des 75-jährigen Bestehens der BFI zurzeit an der Queen Mary University of London durchgeführt wird (<http://www.history.qmul.ac.uk/research/BFIproject.html>). Hier liegt der Fokus auf einer unterschiedlichen Bewertung von Film als Kunst oder als Ware und damit einhergehend auf dem Einfluss des BFI auf die britische Filmkultur. Im Panel zum »Europäischen Kino im Zeitalter des Fernsehens« beschäftigte sich Graham Roberts mit der Einflussnahme von professionellen Scriptwriting-Schulen und deren Lehrbücher auf eine schwindende Vielfalt von kreativen Handschriften. Stephen Hay andererseits untersuchte die amerikanische Filmindustrie in ihrem Verhältnis zur Zweitverwertung im Fernsehen. Hay stellte fest, dass das finanzielle Interesse sich nicht mehr auf die Kinokassen sondern den sich daraus ergebenden Werbeeinnahmen im privaten und Pay-TV verschiebt. Das Abschlusspanel der Screen-studies Conference thematisierte die Schwierigkeiten von Filmförderung, Wettbewerben und die profitable Vernetzung von Filmkünstlern in Organisationen.

Ein anderer Schwerpunkt der Tagung lag auf der Präsentation von aktuellen Ergebnissen kleinerer aber auch längerfristiger Projekte zu nationalen Medientgeschichten. Ein Panel beschäftigte sich mit dem türkischen Kino und seinem Verhältnis zur kulturellen Tradition. Bereits zum zweiten Mal standen das iranische Kino, die wohl bedeutendste moslemische Filmkultur, und deren Kontrolle durch den iranischen Staat im Mittelpunkt eines Panels. Andere Arbeitsgruppen widmeten sich dem DDR-Fernsehen oder auch dem British Television Drama. Christine Geraghty etwa referierte über die Melodramatisierung der britischen Soap-Operas und konstatierte Parallelen zur Literatur am Ende des 19. Jahrhunderts. Heute wie damals seien es vor allem die Frauenfiguren, die in hohem Maße als Opfer ihrer Umstände dargestellt und moralisch bewertet würden. Geraghty argumentierte weiterhin, dass diese Entwicklungen Ausdruck einer Gesellschaft seien, deren eigenen moralischen Werte im Umbruch stünden. Ähnlichkeiten mit deutschen Serienentwicklungen wie »Bianca« oder »Verliebt in Berlin« traten sehr offensichtlich zu Tage.

Dass Themen wie Marketing im Film, mediale Analysen zu »9/11« oder filmanalytische Ansätze, wie die Theoreme von Gilles Deleuze auch in Glasgow einen breiten Platz einnahmen, zeugte ebenfalls von einigen Parallelen in der amerikanischen und europäischen Medienforschung.

Ein besonderes Augenmerk lag jedoch bei einigen Panels auf der Frage, warum bestimmte Formate, die hinlänglich als Trashformate des Fernsehens gelten, so erfolgreich sind. Ob es sich um die Dra-

maturgie-Analyse der Schönheitsshow »The Swan«, fernsehästhetischen Analysen von Soaps wie »East Enders«, von Makeover-Shows oder der Kultserie »Six Feet under« des Pay-TV-Senders HBO handelte: Immer standen sowohl in den Vorträgen selbst als auch in den anschließenden Diskussionen die Fragen nach analysierbaren Beschreibungskategorien im Vordergrund. Was zeichnet diese Form von Fernsehen aus, gibt es gar eine neu zu schreibende Ästhetik des Fernsehens? Die Anerkennung populärer Formate als Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung, die über die Beschreibung des »schlecht und billig« hinausgeht, steht – so ergibt sich aus diesen Diskussionen – durchaus noch aus. Und sie werden sich von den eher bildungsbürgerlichen Qualitätskriterien unterscheiden müssen. Es gibt bereits Ansätze, die über Begriffe wie »Quality Television« oder »Everyday aesthetics« hinausgehen. Dazu zählt zum Beispiel eine Re-Analyse des Nutzwertes der jeweiligen Sendung für den Zuschauer – gemeint ist hier nicht eine Rezeptionsanalyse, sondern die Analyse der fernsehästhetischen und dramaturgischen Gestaltung – wie etwa von Kochshows, die – so die sehr einleuchtende Argumentation zweier Vorträge in Glasgow – mitnichten in der Weitergabe von Rezepten sondern in der Etablierung von Ernährungsstilen, Geschmacksnormen und nicht zuletzt Kaufbedürfnissen liegen. Man darf – das zumindest suggeriert die Fülle von offenen Fragen – zukünftig auf eine Ausweitung dieser fernsehanalytischen Diskussion auch im deutschen Medienforschungsbereich hoffen.

Steffi Schültzke, Halle (Saale)

Giftspinne im Äther. Eine Studie zum Norddeutschen Rundfunk im Visier des Ministeriums für Staatssicherheit 1950–1989

Die zeitgeschichtliche Erforschung einer Rundfunkanstalt, deren Sendegebiet sich über vier Bundesländer erstreckt, die zudem lange Zeit von zwei unterschiedlichen Politiksystemen regiert wurden, hat einen besonderen Auftrag und verdient besondere Aufmerksamkeit. Dies gilt vor allem für die Geschichte des NDR, der der einzige öffentlich-rechtliche Ost-West-Sender ist.¹

Für die ehemaligen Mitarbeiter des Rundfunks der DDR in Schwerin, Neubrandenburg, Greifswald und Rostock war die Überprüfung bei der damaligen Gauck-Behörde auf mögliche Mitarbeit als »Inoffizieller« zunächst freiwillig. Der NDR als Arbeitgeber wollte Anfang der 90er-Jahre verhindern, dass Journalisten, Kameraleute und andere Mitarbeiter übernommen werden, die einmal für die Stasi gearbeitet und anderen Menschen geschadet haben. Die NDR-Mitarbeiter in Mecklenburg-Vorpommern mussten

sich also von Anbeginn des NDR im Nordosten mit diesem Thema auseinandersetzen. Doch wie sah der Einfluss der Staatssicherheit auf den NDR in Hamburg, Niedersachsen und Schleswig-Holstein aus? Gab es auch auf westdeutscher Seite Kollegen, die für die Stasi arbeiteten?

Der NDR-Intendant Jobst Plog entschied 2001 eine Aufarbeitung dieses Kapitels der deutsch-deutschen Geschichte auch für den gesamten NDR in Auftrag zu geben. Dabei kam es nicht darauf an »neue Enthüllungen zu bekommen. Wir wollten Geschichte der Stasi-Vergangenheit aufarbeiten«.²

Zwei Wissenschaftlerinnen erhielten den Auftrag, in einem Forschungsprojekt zu untersuchen, inwieweit die Stasi in den Jahren 1950 bis 1989 versucht hatte, geheimdienstlich gegen den NDR vorzugehen. »Dass wir hier Vorreiter waren, zeigt ein ähnliches Projekt auf ARD-Ebene, für das wir Impulsgeber waren. Wünschenswert wären vergleichbare Anstrengungen auch anderer Sender und Verlage aus der alten Bundesrepublik«, so Intendant Plog.

»Giftspinne im Äther« heißt nun die 492 Seiten starke Studie von Rahel Frank und Sandra Pingel-Schliemann, die im Juni 2005 in Hamburg vorgestellt wurde. Der Titel ist ein Zitat des ehemaligen Leiters des Senders Schwerin, Günter Hertl, vom 28. Dezember 1961 zum NDR. Die wichtigste Erkenntnis der Studie ist, dass die Stasi den NDR nicht systematisch bearbeitet oder beeinflusst hat. Nur punktuell hatten die Mitarbeiter des Ministeriums für Staatssicherheit Erfolg.

Der NDR galt in den Augen des MfS zwar als so genanntes »Feindobjekt«, aber das Ministerium wurde nicht in großem Maße gegen den NDR aktiv. Nach vorhandener Aktenlage ist es nicht möglich zu sagen, ob und wie viele Inoffizielle Mitarbeiter aus NDR-Kreisen gewonnen wurden. Eines ist jedoch klar: Die Stasi hat weder maßgeblichen Einfluss auf Leitungsgremien noch auf Journalisten oder Produktions- und Technikmitarbeiter gehabt. Fernerhin wurden Sendungen nicht systematisch ausgewertet und beobachtet, obwohl über 100 Minuten Programm täglich abgehört wurden.³

In einzelnen Redaktionen war die Stasi jedoch propagandistisch erfolgreich. Ihre Aufmerksamkeit galt vor allem dem Politmagazin »Panorama« in den 60er und 70er Jahren. Es wurde Material in den Sendungen verwertet, das von Ost-Berlin zu gespielt worden war. Die Stasi brachte sogar noch Ende 80er Jahre einen angeblichen Brief des schleswig-holsteinischen Ministerpräsidenten Barschel, der den damaligen Bundesfinanzminister Gerhard Stoltenberg schwer belastete. Trotz Schriftgutachtens und weiterer Prüfung merkte zunächst niemand im Westen, dass ein

Unterschriftenexperte der Stasi beste Arbeit geleistet hatte. Den Redakteuren wurden zum Teil Sonderinformationen und -reisemöglichkeiten beschert, um »die Brüder im Geiste« zu einer unkritischen Berichterstattung über die DDR anzuregen.⁴ Damit standen sie nicht allein, auch der einstmalige ARD-Vorsitzende Hans Bausch wünschte sich eine Berichterstattung »weg von der Konfrontation«, ganz im Zeitgeist der Ostverträge.⁵ Nach Worten des ehemaligen NDR-Chefredakteurs Rüdiger Proske war man damals »der Ansicht, dass der Bau der Mauer richtig ist.«⁶ Eine Instrumentalisierung für Propagandazwecke wurde insbesondere bei den Reisekorrespondenten versucht.

Im Fokus des MfS standen aber auch die niederdeutschen Hörfunkredaktionen und die Gesprächssendung »Talk op platt«, weil diese Sendung einmal im Jahr in der DDR aufgezeichnet wurde. Auch die Ratgeber-Sendung »Was wollen Sie wissen?« mit dem legendären Dr. Erwin Markus stand für Monate im Visier der Stasi, da die Telefonnummer an einer mecklenburgische Scheunenwand gekritzelt wurde. Man vermutete die Ausstrahlung geheimer Botschaften an Agenten in der DDR.⁷ Von der Stasi ausgemachte Hörer der West-Sendung mussten wieder entlastet werden, der Vorwurf der Staatszersetzung ließ sich nicht halten.⁸

Rahel Frank und Sandra Pingel-Schliemann bearbeiteten mehr als 4500 Akten. 1600 von ihnen enthielten Materialien des MfS. Die »Birthler-Behörde« förderte die Forschungsarbeit, die Bundesbeauftragte für die Stasi-Unterlagen, Marianne Birthler, betonte in Hamburg, der NDR habe »als erste öffentlich-rechtliche Anstalt die Aufarbeitung in eigener Sache begonnen«.⁹ Fast alle Beteiligten und Zeitzeugen stimmten der Akteneinsicht zu. Weiteres Material kam unter anderem aus dem Bundesarchiv, der Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR, dem Politischen Archiv des Auswärtigen Amtes, dem NDR-Unternehmensarchiv beim Staatsarchiv Hamburg, dem NDR-Archiven und aus Privatunterlagen. Außerdem interviewten Rahel Frank und Sandra Pingel-Schliemann rund 100 Zeitzeugen.

Die »Erinnerung für die Zukunft«¹⁰ ist es, die dieser Studie ihren besonderen Wert verleiht, eine fundierte Forschungsarbeit mit einer ausführlichen Darlegung einer zeitweilig naiven und tendenziösen Recherche und Berichterstattung zur DDR – und einer heutigen Sichtweise auf den Journalismus der Jahrzehnte bis 1989 im Umgang mit der DDR.¹¹ Eine Veröffentlichung der Studie in Buchform ist noch offen.

Das NDR-Programm widmete sich dem Thema in seinen Zentral- und Landesprogrammen, unter anderem wurde die Studie filmisch in einem Feature im

NDR Fernsehen dokumentiert, das die beiden Reporter Tom Ockers und Friederike Pohlmann zusammenstellten: »Feindobjekt NDR« (27.06.2005, 23.00 Uhr, NDR). Siv Stippe Kohl bereitete das Thema für ein Hörfunk-Feature auf: »Giftspinne im Äther – Der NDR im Visier der Stasi« (»Forum«, 27.06.2005, 20.30 Uhr, NDR Info).

Christoph Rohde, Hamburg

- 1 NDR: Systematische Bearbeitung durch Stasi fand nicht statt, in: epd medien, 50/2005, S. 12
- 2 Franzke, Karin: »Unsere Geschichte aufarbeiten«, Hamburger Abendblatt, 25.06.2005, S. 3
- 3 Freitag, Jan: Die »Giftspinne« im Visier, Lübecker Nachrichten, 28.06.2005, S.31
- 4 Förster, Andreas: Brüder im Geiste, Berliner Zeitung, 25.06.2005, S.37
- 5 Langrock-Kögel, Christine: Panorama nach Osten, Süddeutsche Zeitung, 27.06.2005, S.19
- 6 ebenda
- 7 Reichenbachs, Gunars: Dokumentation liest sich wie ein Krimi, Nordwest-Zeitung, 16.07.2005, S.16
- 8 Lauterbach, Jörn: »Panorama« – Wichtigste Zieladresse der Stasi, Die Welt, 25.06.2005, S. 30
- 9 Studie: Stasi beim NDR nur mit punktuellm Erfolg, Funkkorrespondenz, 30/2005, S. 16
- 10 vgl. Anmerkung 1
- 11 vgl. Anmerkung 3

Neuer Arbeitskreis Mediengeschichte in der Gesellschaft für Unternehmensgeschichte

Die Gesellschaft für Unternehmensgeschichte (GUG), 1976 gegründet mit Sitz in Frankfurt am Main, ist – wie ihr die F.A.Z. zum Jubiläum 25 Jahre später bescheinigte –, »mit fast hundert Mitgliedsfirmen und rund zweihundert persönlichen Mitgliedern zu einer der bedeutendsten Einrichtungen auf diesem Feld in Deutschland und darüber hinaus geworden«. Ihr wissenschaftliches Renommee basiert auf zahlreichen großen Veranstaltungen und einem jährlich ausgelobten Preis für Unternehmensgeschichte, zahlreichen Publikationen – darunter eine eigene Schriftenreihe und die seit 1997 erscheinende »Zeitschrift für Unternehmensgeschichte« – sowie nicht zuletzt auf den Treffen von bislang vier Arbeitskreisen. Seit einiger Zeit besteht neben den Arbeitskreisen zur Bank- und Versicherungsgeschichte, zur Rolle von Unternehmern und Unternehmen im Nationalsozialismus, zur Verkehrsgeschichte sowie zu kleinen und mittleren Unternehmen nun ein weiterer Arbeitskreis zur Mediengeschichte.

Hierzu hatte die GUG am 4. Februar 2005 zirka 35 Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus unterschiedlichen Bereichen der Mediengeschichte nach Frankfurt am Main geladen. Mit Hilfe von fünf Impulsre-

feraten sollte über die Konstituierung dieses neuen Arbeitskreises diskutiert und der Frage nachgegangen werden, ob und warum es sinnvoll ist, den bereits existierenden mediengeschichtlich ausgerichteten Gesellschaften, Vereinen und Zusammenschlüssen eine weitere Plattform hinzuzufügen. Die Vorträge von Jan-Otmar Hesse (Frankfurt am Main) über Medienunternehmen in der Wirtschafts- und Unternehmensgeschichte, von Knut Hickethier (Hamburg) über Unternehmen in der Fernsehgeschichte im ersten Teil der eintägigen Sitzung sowie von Georg Jäger (München), Karl Christian Führer (Hamburg) und Jörg Requate (Bielefeld) in einem zweiten Teil über Unternehmen in der Verlags- bzw. in der Rundfunk- sowie in der Pressegeschichte wurden den Erwartungen an sie gerecht. Es zeigten sich unterschiedliche Zugangsweisen und differierende methodische Überlegungen, klar voneinander abweichende Fragestellungen kamen für die einzelnen Medienbereiche zutage. »Die disziplinäre Heterogenität war gewissermaßen das Programm dieser konstituierenden Sitzung, und sie sicherte auch deren Erfolg, wenn dieser auch gegen einige Kommunikationsprobleme erstritten werden musste«, fasste Jan-Otmar Hesse in einem Protokoll zusammen, das auf der Homepage der GUG nachzulesen ist (www.unternehmensgeschichte.de). Am Ende der Sitzung, die beim Börsenverein des Deutschen Buchhandels stattfand, setzte sich somit die Auffassung durch, den Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern in den unterschiedlichen Disziplinen – seien es Zeitungs- und Pressehistoriker, seien es Rundfunk- oder Fernsehhistoriker, Medien- oder Kommunikationswissenschaftler – in regelmäßigen Abständen ein derartiges Forum zu eröffnen. Als Themenkomplexe, die für Arbeitstagungen in Betracht kommen, wurden vorerst festgehalten: der Strukturwandel der einzelnen Medienbranchen in den 60er und 70er Jahren; die Internationalisierung von Medienunternehmen und damit zusammenhängend internationale Vergleiche; die Bewältigung von Marktkomplexität seitens der Medienunternehmen; der Zusammenhang von Verantwortungsfrage (Corporate Responsibility) und öffentlichem Auftrag von Medienunternehmen. Den Vorsitz des Arbeitskreises Mediengeschichte übernahmen Knut Hickethier und Jan-Otmar Hesse, die derzeit das Programm für eine erste Arbeitstagung in Hamburg zusammenstellen, die am 28. und 29. Januar 2006 stattfinden wird.

Hans-Ulrich Wagner, Hamburg

Mediengeschichte zwischen Kultur und Technik: Tagung der Sektion Kultursoziologie in Hannover

Mit dem Anspruch, zwischen einer technikzentrierten Mediengeschichtsschreibung und einer medienkriti-

schen Sozialwissenschaft zu vermitteln, veranstaltete die Sektion Kultursoziologie der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) die Tagung »Technologie und Massenmedien«. Leider waren die am 30. September und 1. Oktober in den Räumlichkeiten der Uni Hannover gehaltenen Vorträge mit knapp 20 Teilnehmern vergleichsweise schlecht besucht.

Dominik Schrage (Dresden), neben Lutz Hieber (Hannover) einer der Organisatoren, kritisierte in seinen einleitenden Worten die mangelnde Berücksichtigung von technischen Innovationen und medialen Aspekten in sozialwissenschaftlichen Untersuchungen, betonte jedoch zugleich die Notwendigkeit des kultursoziologischen Blicks auf mediale Phänomene. So sei die Entwicklung von Massenmedien ohne bestimmte Sozialisationsformen und kulturelle Leistungen von Gesellschaften gar nicht denkbar. Die Referenten schlugen in ihren Beiträgen zum einen neue Perspektiven auf verschiedene medienwissenschaftliche Diskurse vor. Zum anderen wurde anhand von Fallbeispielen der kulturelle und gesellschaftliche Einfluss von Technologien und Massenmedien aufgezeigt: eine Beweisführung, die angesichts einer langen, keineswegs auf technische Aspekte reduzierbaren Mediengeschichtsschreibung, teilweise etwas anachronistisch wirkte. Das tat der Attraktivität der einzelnen Beispiele jedoch keinen Abbruch.

Dominik Schrage (Dresden) sprach über den Sound und seinen sozialen Resonanzraum. So sei für die Erscheinung der Jugendkultur der 50er Jahre das Hörerlebnis vor dem Radio oder vor der Jukebox ganz entscheidend gewesen. Die durch technische Innovationen ermöglichte Steigerung der Erlebnisintensität von Musik habe sich in den folgenden Jahren als konstitutives Element von Jugendkulturen erhalten.

Corinna Höper (Nationalgalerie Stuttgart) bot einen Rückblick auf die Technik des Kupferstechens, die sich als Reproduktionstechnik über 400 Jahre bis zur Durchsetzung der Fotografie erhalten habe. Neben dem aus künstlerischer Sicht eher negativ besetzten Beruf erinnerte Höper daran, dass bereits Raffael (1483–1520) die fähigsten Kupferstecher zum Kopieren seiner Werke engagierte und dass erst durch die Technik des Kupferstechens die Verbreitung von Kunstwerken und der Kunstgenuss im privaten Raum außerhalb von Papstpalästen oder Kirchen möglich geworden sei.

Einen eher methodischen Zugang zur Kunst suchte Lutz Hieber (Hannover), um eine »Industrialisierung des Sehens« nachzuweisen. So habe sich der Seh-Habitus des Menschen zu einem eher oberflächlichen Akt entwickelt. Das sei, so Hieber, kunstgeschichtlich erkennbar: die detailreiche Durchgestaltung der Werke etwa aus der Renaissance sei

zunehmend einer eher »summarisch« angelegten Gestaltung wie in der modernen Malerei gewichen. Als Ursache für die Veränderung des Seh-Habitus vermutete Hieber die immer stärkere Verbreitung von Bildern durch verschiedene Reproduktionstechniken, die eine Flut von bildlichen Reizen mit sich gebracht habe, vor der sich wiederum das Auge zunehmend zu schützen zu versuche.

Ralph Schnell (Siegen) referierte über das Verhältnis von Literatur zu anderen medialen Erscheinungen. Im Rückblick auf das 19./20. Jahrhundert zeigte er, dass sich der Status von Literatur durch die »Sehnsucht nach Bildern« nicht nur verändert habe, sondern Entwicklungslinien in der Kunst auf Literatur selbst Einfluss gehabt hätten. Wie sich Autoren in ihren Arbeiten auf digitale Technologien einlassen, machte Schnell etwa am Beispiel von Elfriede Jelinek deutlich. Er plädierte dafür, dass sich Literaturwissenschaftler auf diese »Differenzqualität der Formensprache« einlassen sollten und forderte beispielsweise eine »Schule des Sehens« in Literaturwissenschaft sowie Kulturwissenschaft.

Neue Impulse für die Mediengeschichtsschreibung versprach Andreas Ziemann (Weimar) in seinem Vortrag »Medienwandel und gesellschaftliche Strukturänderungen«. Als Ausgangspunkt wählte er dabei eine sehr enge Perspektive auf Arbeiten »der Publizistikwissenschaftler«. Indem sie sich auf die technischen Innovationen konzentrierten, würden sie, so Ziemann, eine von Steigerungsoptimismus geprägte Evolution der Medien beschreiben und gesellschaftlich-kulturelle Aspekte zu wenig berücksichtigen. Der Begriff der ‚Evolution‘ von Medien sei durch den der ‚Revolution‘ zu ergänzen, um die eher sprunghafte und von Diskontinuitäten geprägte Entwicklung der Medien zu beschreiben. Am Beispiel des Buchdrucks machte Ziemann die zu untersuchenden Dimensionen eines »Medienumbruchs« deutlich. Seine Ausführungen reichten jedoch über die Beschreibung eines komplexen sozial- und kulturgeschichtlichen Gefüges, wie auch bei Giesecke nachzulesen, kaum hinaus. Konkretere Fragen der Zuhörer, die sich von Ziemanns kultursoziologischem Ansatz offenbar eine genauere Diskussion von Ursache und Wirkung des revolutionären Medienumbruchs versprachen, blieben offen. Ziemann verwies auf weitere, noch zu leistende Untersuchungen einzelner Zäsuren in der Mediengeschichte. Ralph Schnell (Siegen) ergänzte, dass zur Beschreibung von Medienumbrüchen viel stärker als bisher medienanthropologische und medienästhetische Fragen in den mediengeschichtlichen Diskurs einfließen sollten, was Ziemann jedoch für gesellschaftstheoretische Fragen als wenig gewinnbringend einschätzte.

Udo Göttlich forderte in seinem Beitrag eine stärker-

re Beachtung des an Bedeutung gewinnenden privaten Raums, in den sich der Mediennutzer zunehmend zurückziehe. Privatisierung sei ein »Kennzeichen der Medienkultur«, aber in der Wissenschaft, insbesondere von Medien- und Kommunikationswissenschaftlern, zugunsten von Diskursen zu »Öffentlichkeit« vernachlässigt worden. Als fruchtbaren Ansatz zur Untersuchung des Phänomens stellte Göttlich Raymond Williams Konzept der »Mobilen Privatisierung« vor und blieb dabei weitgehend im Rahmen einer theoretischen Auseinandersetzung. Insofern wurde der Erkenntniswert der von Ziemann und Göttlich referierten neuen Perspektiven (noch) nicht immer deutlich.

Insgesamt erschienen die Argumentationen der Tagung nicht selten wie Grabenkämpfe um einen adäquaten Zugang zur Beschreibung des Verhältnisses von Technologien, Medien und Gesellschaft. Bestehende mediengeschichtliche Arbeiten wurden a priori als technikzentriert und kulturelle Aspekte eher ignorierend eingeschätzt – eine unangemessene Bewertung, die in den einzelnen Vorträgen jedoch immer wieder suggeriert wurde. Gleichzeitig zeigten die aufgezeigten Berührungspunkte zwischen technologischen, medialen und gesellschaftlichen Aspekten, wie wenig die Betrachtung medialer Phänomene ohne kulturelle und sozialgeschichtliche Perspektiven auskommt.

Claudia Kusebauch, Halle (Saale)

Rezensionen

Peter Marchal

Kultur- und Programmgeschichte des öffentlich-rechtlichen Hörfunks in der Bundesrepublik Deutschland.

Ein Handbuch. Bd. I: Grundlegung und Vorgeschichte. Bd. II:

Von den 60er Jahren bis zur Gegenwart.

München: kopaed 2004, 939 Seiten.

Nahezu 50 Jahre Entwicklung des öffentlich-rechtlichen Hörfunks in der Bundesrepublik Deutschland – von 1945 bis in die Jahre der Wende, die zur deutsch-deutschen Einigung führten – durch ein »Ein-Mann-Unternehmen« in Angriff nehmen zu wollen, scheint ein abenteuerliches Unterfangen. Doch Peter Marchal, bis vor kurzem und seit 1975 Hochschullehrer für Medienwissenschaft und -praxis an der Universität-Gesamthochschule Siegen, davor einige Jahre Hörfunk- und anschließend Zeitungsredakteur, bewältigt seinen Stoff – mit Mut zur Lücke – in erstaunlicher Weise.

In – einschließlich Vorwort – zehn Kapiteln breitet Marchal seine »Kultur- und Programmgeschichte [...] des Hörfunks« aus. Er beginnt mit einer Bestandsaufnahme des in den 80er Jahren einsetzenden Diskurses über die Programmgeschichte und den sich daraus entwickelnden verschiedenen Ansätzen. Dieser Abschnitt enthält einen Exkurs über schriftliche Archivmaterialien und Tondokumente als Grundlage programmgeschichtlicher Forschung. Nach konzeptionellen Überlegungen, in denen sich der Autor auch mit »Relevanz, Auswahl und Erschließung des Untersuchungsmaterials« befasst, folgt eine umfangreiche Darstellung der organisatorischen und technischen Voraussetzungen sowie der Weiterentwicklung des öffentlich-rechtlichen Rundfunks. Thematisiert werden Programmauftrag, Rundfunkaufsicht und Parteieneinfluss, Binnenorganisation, Finanzen und Technik; Letztere auch mit Blick auf deren Auswirkungen auf Produktion und Distribution.

Im Anschluss blickt Marchal zurück auf die Geschichte des Rundfunks vor Ende des Zweiten Weltkriegs. Zu Recht begründet der Autor seine Ausführungen zum Rundfunk in der Weimarer Republik und im Dritten Reich damit, dass die Organisation des Mediums, wie sie von den (West-)Alliierten gegen den Widerstand deutscher Politiker durchgesetzt wurde, ohne dieses Kapitel nicht zu verstehen sei. Ausführlich befasst sich Marchal anschließend mit dem Hörfunk als Leitmedium bis in die 60er Jahre, für die er das »Ende der Alleinherrschaft« konstatiert. Zwei Kapitel später ist in einer Überschrift erneut vom »Ende der Alleinherrschaft« die Rede – diesmal aber bezogen auf

das Jahr 1984, als privat-kommerzielle Radio-Programmangebote dem öffentlich-rechtlichen Hörfunk ernsthaft Konkurrenz zu machen begannen.

Seinen Schwerpunkt setzt Marchal freilich auf den Zeitraum der 60er bis Mitte der 80er Jahre, wobei die Formulierung in der entsprechenden Überschrift »[...] bis in die Gegenwart« etwas unglücklich gewählt ist. Hier geht es ihm um die langsam beginnende Renaissance des älteren Mediums Hörfunk gegenüber dem jüngeren Medium Fernsehen. Welche Strategien zur Hörergewinnung dabei entwickelt wurden, dokumentieren Abschnitte, die von den wachsenden Pop-Angeboten für junge Hörer, über Live-Schaltungen, Magazine bis u.a. zur Regionalisierung und einer Umorientierung vom Einschalt- zum Begleitmedium handeln. Über die zweite Hälfte der 80er Jahre wird dann über die zunehmende Verspartung, beispielsweise mit Nachrichtenkanälen, Klassikradios und Jugendwellen informiert.

Das zum Schluss präsentierte, mehr als 70-seitige Literaturverzeichnis zeigt die breite Basis der Quellen auf, auf die sich der Autor gestützt hat. Hinzu kommt die Auswertung etlicher Interviews mit Programmachern, die in die Ergebnisse von Marchals Forschungen eingeflossen sind. Sie sollen demnächst in einem weiteren Band publiziert werden. Einem Handbuch kommt das zweibändige Kompendium auch insofern nahe, als es mit einer Chronik für die Jahre von 1945 bis 2004 endet und außerdem ein Sachregister die Benutzbarkeit enorm erleichtert.

Ansgar Diller, Hochheim am Main

Markus Moke

En Campaña.

Wahlkampf in Chile zwischen Modernität und Tradition (= Medien & Politik, Bd. 23)

Münster: LIT-Verlag 2004, 309 Seiten.

Wahlkämpfe bilden den Höhepunkt politischer Kommunikation und sind »ein beliebtes Setting innerhalb der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft«, wie der Autor zu Beginn seiner Studie schreibt. Mit der Analyse des chilenischen Wahlkampfes betritt er jedenfalls Neuland, weil im deutschsprachigen Raum hierzu noch keine Studien vorliegen. »En Campaña« schließt diese Lücke ein Stück und bietet eine deskriptive und empirische Analyse des chilenischen Wahlkampfes zu den Parlamentswahlen vom Dezember 1997.

Der Aufbau der Studie von Markus Moke gleicht einer vierstufigen Pyramide. Die Grundlage bildet die

Beschreibung des politischen Systems Chiles. Darin integriert Moke die politische Kultur, die sich auch in der Ausgestaltung von Wahlkämpfen widerspiegelt. Die zweite Stufe beschreibt die Struktur und die Eigentumsverhältnisse des chilenischen Mediensystems. Hierbei stellen die gesetzlichen Rahmenbedingungen der Wahlwerbung in Massenmedien für den Autor das verbindende Glied zwischen dem politischen und dem publizistischen System (Stufe eins und zwei) dar. Gewissermaßen als Schnittmenge aus diesen beiden Teilen schließt sich daran die Beschreibung des Wahlkampfes zu den Parlamentswahlen von 1997 als dritte Stufe an. Die Spitze der Pyramide bildet schließlich eine detaillierte Beschreibung der 147 unterschiedlichen Fernsehspots, die von den chilenischen Parteien zur Parlamentswahl 1997 produziert und gesendet wurden.

Der Autor legt nicht nur überzeugend dar, wie die politische Vergangenheit unter der Militärdiktatur Pinochets und die ökonomischen Zwänge der medialen Gegenwart dazu geführt haben, dass große Teile der chilenischen Bevölkerung politisch uninteressiert sind. Er untermauert diese zentrale Erkenntnis auch mit empirischen Daten aus der Forschung zur öffentlichen Meinung, etwa zum Vertrauen in staatliche Institutionen, zur Lektüre politischer Nachrichten und zur gefühlten Unehrlichkeit bei der Berichterstattung über diverse Themen. Chilenische Parteien, Wahlkämpfer und Politiker sehen sich so vor die schwierige Aufgabe gestellt, unpopuläre Inhalte an eine desinteressierte Öffentlichkeit zu vermitteln und gleichzeitig das Ziel der Stimmenmaximierung zu erreichen.

Die hierzu von Moke identifizierten Strategien erzeugen mit den Attributen »modern« und »traditionell« einen zunächst vagen, diffusen Eindruck, aber im Verlauf seiner Analyse erschließt sich die Logik hinter diesen vergleichsweise ‚weichen‘ Begriffen. Moderner Wahlkampf steht demnach für die Vermittlung von Inhalten über die Massenmedien oder durch Straßenplakate. Traditioneller Wahlkampf ist dagegen jede Form des persönlichen Kontakts der Kandidaten mit dem Elektorat, z.B. die Hausbesuche *puerta a puerta*.

Moke beschränkt sich in seiner Studie im Wesentlichen auf die Analyse der modernen Form des Wahlkampfes. Hierzu geht er auf gesetzliche Vorgaben und Finanzierungsmöglichkeiten sowie in einem Exkurs auf die Rolle externer Berater für den chilenischen Wahlkampf ein. Untermauert wird diese Analyse durch dreizehn Experteninterviews und eigene Beobachtungen. Dabei zieht sich die konsequente Betonung der großen Bedeutung des Fernsehens wie ein roter Faden durch die Argumentation. Insofern ist es nur schlüssig, dass sich an die allgemeine Analyse des Wahlkampfes eine detaillierte Studie

der Wahlwerbespots im Fernsehen anschließt. Diese werden in Argumentationseinheiten (Sequenzen) unterteilt und nach formalen, inhaltlichen und gestalterischen Kriterien analysiert.

Zugute kommt dem Autor dabei die aus Forschungssicht komfortable Gesetzgebung zum chilenischen Fernsehwahlkampf. In der *franja política* – einer in allen freien Sendern parallel ausgestrahlten Viertelstunde – können Parteien und Kandidaten zweimal pro Tag zu einer festen Uhrzeit kostenfrei ihre selbst produzierten Werbespots zeigen. Das Problem der Quellenverfügbarkeit, das grandiose Ideen der empirischen Medienforschung oft bereits im Ansatz paralyisiert, wird dadurch elegant gelöst.

In der Rückschau offenbart die Beschränkung des empirischen Teils auf die Analyse von Fernsehspots allerdings eine geschmälerte Aussagekraft darüber, was denn nun die Besonderheiten des chilenischen Wahlkampfes sind. Das heißt nicht, dass der Autor die Erwähnung dieser Besonderheiten versäumt – die Ergebnisse aus dreizehn Experteninterviews fließen in die Arbeit ein, ebenso wie Zeitungsberichte und wissenschaftliche Studien. Sie zeigen, dass die chilenischen Wähler mit sanften Argumenten umworben werden und dass keinerlei aggressiver Konkurrenzwahlkampf nach außen getragen wird. Jedoch fehlt der detaillierten Sequenzanalyse ein wenig die »Erdung«. Der Leser arbeitet sich durch die minutiöse Aufschlüsselung von unterschiedlichen Gestaltungstypen hindurch, erhält aber am Ende keine Gegenüberstellung, ob sich die Gestaltungsunterschiede auch tatsächlich in den Wahlergebnissen widerspiegeln. Der Autor kann jedoch verdeutlichen, dass die bereits zuvor belegten Erkenntnisse über den konfliktlosen Wahlkampf auch für die Wahlwerbespots im Fernsehen gelten.

Insgesamt aber ist diese Studie ein gelungener Überblick, der eine wenig beachtete Nische in der deutschen Forschung zur politischen Kommunikation beleuchtet. Sie ist stets angenehm lesbar, offenbart viel Neues und ist übersichtlich strukturiert. Wie der Autor in seinem Schlusswort selbst bemerkt, stehen vergleichende Studien, z.B. mit anderen lateinamerikanischen Wahlkämpfen oder mit den USA als ewigem Bezugspunkt der Wahlkampfforschung noch aus.

Henrike Viehrig, Köln

Antje Eichler
Protest im Radio. Die Berichterstattung des Bayerischen Rundfunks über die Studentenbewegung 1967/68

(= Studien zur Geschichte des Bayerischen Rundfunks Bd. 3)
 Frankfurt: Peter Lang 2005, 250 Seiten.

Die gesellschaftliche Bedeutung der Medien zu messen, ist ein schwieriges Unterfangen und das empirische Instrumentarium oft von begrenztem Wert. Die Rezeption von Sendungen ist in Bezug auf ihre Wirkmächtigkeit quantitativ kaum zu fassen, wie die immer wiederkehrenden Debatten um die Bedeutung von Politiker-Diskussionen im Fernsehen für einen anstehenden Wahlgang belegen.

Explizit versucht Antje Eichler es in ihrer Diplomarbeit nicht, hat aber die Frage, inwieweit die gesellschaftliche Bedeutung der Medien an der Entwicklung der Studentenbewegung über- bzw. unterschätzt wird, stets im Hinterkopf. Dennoch unternimmt sie es, sich mittels Inhaltsanalyse von Sendungen des Bayerischen Rundfunks einer Antwort zu nähern.

Im Vorfeld klärt Eichler die Anforderungen an den öffentlich-rechtlichen Rundfunk, wie sie sich aus den gesetzlichen Bestimmungen und diversen Verfassungsgerichts-Urteilen ergeben, wobei die Autorin insbesondere das Gebot von »Vielfalt« und »Ausgewogenheit« hervorhebt. Des Weiteren schickt sie einen historischen Überblick über die Ereignisse und Themen der Studentenbewegung voraus, die im Untersuchungszeitraum (vom 27.5.1967: Beginn der Aktionen gegen den Schah-Besuch in München bis 2.6.1968: Berichterstattung über die Verabschiedung der Notstandsgesetze und die Proteste dagegen) eine Rolle spielten, und schildert die organisatorischen und programmlichen Strukturen des BR in jener Zeit. Dann kommt Eichler zum Kern ihrer Untersuchung: der Inhaltsanalyse. Dabei bemüht sie sich um eine Vollerhebung aller noch vorhandenen Sendungen, wobei deren tatsächlicher Umfang nicht ganz klar wird. Eichler zieht 245 Sendungen mit 414 Beiträgen, die in einem wie auch immer gearteten Zusammenhang mit der Berichterstattung über die Studentenbewegung stehen, zur Untersuchung heran (Manuskripte und schriftliche Programmhinweise). Sie werden nach formalen Merkmalen gewichtet (Sendeformat, Dauer, Platzierung im Programm) und inhaltlichen Kriterien codiert (Kommunikatoren, vorgebrachte Argumente und Einstellungen). Das Ergebnis: Die Themen der Studentenbewegung, Hochschulreform, Notstandsgesetz, Vietnamkrieg, allgemeine Gesellschaftskritik und Protestformen, wurden breit, vielfältig und durchaus ausgewogen behandelt. Den eher links und studentenfreundlich orientierten Redakteuren standen eher rechts und

studentenkritische Politiker-Statements gegenüber. Die Analyse bestätigt dabei durchaus die Erinnerungen von Redakteuren wie Dieter Fuss, Walther von La Roche und Claus Martin, die Eichler als Zeitzeugen interviewt hat, sowie die erhaltenen Dokumente der administrativen Ebene (Intendanz, Rundfunkrat): Die journalistische Sorgfaltspflicht verhinderte eine einseitige Berichterstattung und bot ausreichenden Schutz gegen Versuche politischer Einflussnahme. Material für einen »Medien-Mythos«, der aus einer Fehleinschätzung der Bedeutung der Medien für die Studentenbewegung resultiere (so Eichler), bietet die Studie nicht, es wurde – zumindest im BR – angemessen berichtet, nach professionellen Standards und im Rahmen der legislativen Vorgaben. Aber ergäbe sich ein solcher »Mythos« ohnehin nicht erst aus dem Zusammenspiel der verschiedenen Medien, zu denen auch die Publikationen des heftig involvierten Springer-Verlages gehörten?

Es bleibt auch die Frage, inwieweit eine Inhaltsanalyse von Hörfunksendungen dem Medium gerecht wird, wenn sie sich ausschließlich auf schriftliche Dokumente stützt, zumal nicht erklärt wird, was erhalten ist und was nicht, mithin die Ausgangsbasis unklar ist. Und der Komplex der möglichen Einflussnahme – sowohl von Seiten der Politik als auch der Studenten – ließe sich ohnehin nur mit Hilfe historischer Dokumente und Zeitzeugen-Befragungen beantworten. Entsprechende Versuche gab es durchaus, sie konnten aber durch das Verhalten der Beteiligten abgewehrt werden.

Insgesamt liegt jedoch eine aufwändige Studie vor, die einen wichtigen Baustein liefern kann zu einer weitergehenden Betrachtung der gesellschaftlichen Bedeutung der Medien und der Medien-Kritik im Kontext der Studentenbewegung.

Wolfram Wessels, Mannheim

Evan Wright
Generation Kill.

Devil Dogs, Iceman, Captain America, and the New Face of American War
 New York: Putnam 2004, 354 Seiten.

Der Irakkrieg von 2003 hat etliche Kontroversen angefeuert, eine davon die um »eingebetteten Journalismus«. Den hat es im Grunde von Anbeginn der modernen Kriegsberichterstattung gegeben, etwa schon im Krimkrieg (1854-1856);¹ aber anlässlich der amerikanisch-britischen Invasion im Irak wurde das Thema von der öffentlichen Diskussion und auch von der Journalistik neu entdeckt.²

Der amerikanische Reporter Evan Wright hat sich während des Irakkriegs einbetten (aber keines-

wegs vereinnahmen) lassen, und zwar bei einer Aufklärungseinheit der US-Marines, die die Vorhut der Invasionstruppen bildete. Von Anfang März bis Anfang Mai 2003 fuhr er bei allen Einsätzen mit, beobachtete, führte Interviews, recherchierte unklare Zusammenhänge, schrieb alles auf. Detailgenau. Das Vorrücken der Truppe, ihre Kämpfe, das Handwerk des Tötens, auch das moralische Hadern der Soldaten und ihre Bewältigungsstrategien etwa nach dem versehentlichen Töten von Zivilisten. Wright lag mit den Marines förmlich im Graben, während die Geschosse des Gegners (zuweilen auch die der eigenen Seite) neben ihm einschlugen.

Entstanden ist keineswegs pathetische oder patriotische Erbauungsliteratur, sondern ein beeindruckend sachlicher, dennoch höchst lebendiger Bericht davon, was es heißt, Krieg zu führen. Nur an wenigen Stellen lässt der Autor seine eigenen Emotionen durchblicken, um so mehr dafür die der Soldaten, die der Leser mit vollem Namen, Wohnort und Biografie kennen lernt. Einige komplett unfähige und offenbar psychotisch veranlagte Befehlshaber werden gnädig nur mit ihrem Spitznamen vorgestellt – wohl schon aus rechtlichen Gründen. »Captain America« und »Encino Man« hätten sonst sicher einiges zu befürchten (oder gerade nicht, so ist zu vermuten: Das Militär scheint Inkompetenz zu befördern). Stets stellt Wright die verengte Front-Perspektive in den Gesamtkontext der Invasion. Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass die begleitete Truppeneinheit ihre Informationen über den Kriegsverlauf im Wesentlichen dem britischen Auslandsrundfunk verdankte: »The BBC [World Service] will emerge as the best source of information on the invasion in which the Marines are participating – even Battalion Commander Lt. Col. Ferrando relies on it« (S. 62). Wright berichtet noch viele weitere Absurditäten, die den Leser häufig genug erschauern lassen. Man möchte nicht dabei gewesen sein, aber es ist gut, davon zu lesen.

Wie bereits die berühmten und nicht minder beeindruckenden Reportagen von den Schlachtfeldern Vietnams – beispielhaft für viele: John Sack³ und Michael Herr⁴ – zeigt Evan Wrights Buch, dass »embedded journalism« nicht nur flachen Pseudojournalismus hervorbringen kann, der letztlich nur den Interessen der Militärs und Machthaber dient (davon war während des Irakkriegs viel zu lesen und zu sehen), sondern auch kritische Aufklärung. In den USA war das Buch ein Bestseller.

Nun ist das Buch unter dem Titel »Generation Kill: das neue Gesicht des amerikanischen Krieges« auch auf Deutsch erschienen.

Oliver Zöllner, Essen

- 1 Vgl. Phillip Knightley: *The First Casualty. From the Crimea to Vietnam: The War Correspondent as Hero, Propagandist, and Myth Maker*. New York 1975; aktualisierte Neuauflagen 2003, 2004.
- 2 Eine differenziert argumentierende Auseinandersetzung um »embedded journalism« im Irakkrieg bieten Howard Tumber/Jerry Palmer: *Media at War. The Iraq Crisis*. London u.a. 2004, S. 13-63.
- 3 John Sack: *M*. New York 1967.
- 4 Michael Herr: *Dispatches*. New York 1977.

Rainer Schützeichel
Soziologische Kommunikationstheorien.
 Konstanz: UVK 2004, 384 Seiten.

Rainer Schützeichels Band ist eine Einführung in verschiedene soziologische Kommunikationstheorien. Dabei handelt es sich keineswegs um ausschließlich originär soziologische Theorien – immer aber um solche mit sozialem Erklärungsanspruch. Schützeichel versteht den Band als Grundlegung einer eigenen Theorie der Kommunikation, deren Publikation er mehrfach ankündigt. Interessant ist zunächst die sorgfältige Auswahl der vorgestellten Ansätze: Es sind nicht, im Duktus vieler Theorie-Einführungen, ausschließlich die großen Klassiker, sondern auch seltener thematisierte Seitenstränge der kommunikationssoziologischen Diskussion. Um auch solche Leserinnen und Leser zu interessieren, die erst einen Zugang zum Thema suchen, beginnt der Autor mit einer Einführung in die Problematik geläufiger Alltagskonzepte. Fehler, Lücken, Probleme dieser pragmatisch-alltagsorientierten Vorstellungen bilden den Ausgangspunkt für einen ersten ideengeschichtlichen Abriss. Dabei greift Schützeichel Ansätze auf, die sonst in der Diskussion wenig vorkommen. Besonders erfreulich ist, dass diese z.T. philosophischen Konzepte knapp und nachvollziehbar expliziert werden. Beispielweise bildet Humboldts Konzept von Sprache als Tätigkeit (*energia*) anstatt Werk (*ergon*) den Anfang der theoriegeleiteten Überlegungen. Weiter werden Pierce, Saussure, Bühler, Jakobson und Morris vorgestellt. Zudem wird ein knapper Überblick zu Hermeneutik und Sprachsoziologie gegeben. Die Herangehensweise des Autors ist überaus systematisch: Er entwickelt aus den grundlegenden Fragen, die eine soziologisch angelegte Theorie beschäftigen müssen, eine analytische Matrix, an der die besprochenen Konzepte gemessen werden sollen. Die Grundfrage »Wie ist Kommunikation möglich?« wird nicht vorangestellt, sondern nachvollziehbar erarbeitet. Fünf Teilbedingungen bzw. -probleme werden spezifiziert, welche schließlich die analytische Matrix ausmachen. Dies sind prozessuale, mediale, Sozialitäts- und Wissensbedingungen sowie Selektionsprobleme der Kommunikation. In den darauf folgenden Kapiteln werden die theoretischen Ansätze vorgestellt, von kurzen Exkursen, die besagte Seitenwege ausleuchten, begleitet.

Das vierte Kapitel greift Cooley und Mead auf, um darüber den symbolischen Interaktionismus darzustellen. Der Autor weist darauf hin, dass Meads pragmatischer Interaktionismus als Vorläufer – nicht bereits als symbolischer – verstanden werden kann. Ein Hinweis, der sich in Überblicksdarstellungen selten findet und für die Genauigkeit des Autors spricht. Ein erster Exkurs (Kap. 5) gibt einen knappen Einblick in die Überlegungen von Grice: dessen Konversationsmaximen und die Kritik daran werden auf nur acht Seiten vorgestellt. Der phänomenologischen Soziologie von Schütz und Luckmann widmet sich ein weiteres Kapitel. Das Problem des Verstehens ist Gegenstand eines zweiten kurzen Exkurses (Kap. 7), der Begriffe wie z.B. Framing zur Erklärung der Reflexivität von Kommunikation einführt. Ethnomethodologie und Konversationsanalyse, verbunden mit Garfinkel und Sacks, werden mit zahlreichen längeren Zitaten und anhand gut gewählter Beispiele vorgestellt. Ein weiterer Exkurs wendet sich der Sprechakttheorie von Austin und Searle zu. Habermas' Theorie des kommunikativen Handelns ist ein längeres Kapitel gewidmet (Kap. 10). Die ideengeschichtlichen Wurzeln der Theorie (v. a. Popper, Bühler) werden dargestellt, die Typen von kommunikativen Akten erläutert, die Integration in das Modell sozialen Handelns wie auch das Problem der systemischen Kolonialisierung der kommunikativen Lebenswelt erklärt. Ebenso ausführlich wird die systemtheoretische Perspektive Luhmanns auf Kommunikation dargelegt. Dabei gelingt es Schützeichel, ohne tiefgreifende Erläuterungen des Theoriegebäudes, die hier wesentlichen Konzepte in ihrer Genese zu umreißen – ohne über die differenzierten Begriffskonstruktionen zu stolpern. Vor allem auf die Konzeption von Kommunikation als selbstreferentiellem System und auf die Theorie der symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien legt der Autor den Schwerpunkt seiner Ausführungen. Weiterhin wird Hartmut Essers Modell der nutzenmaximierenden Kommunikation als eine Werterwartungstheorie vorgestellt, die Mikro- und Makroebene methodologisch verbinden will. Sehr knapp widmet sich der Autor Bourdieu und seinen zentralen Begriffskonstrukten zur Machtkomponente von Kommunikation (Kap. 15).

Abschließend spielt Schützeichel jede der theoretischen Erklärungen am gleichen Beispiel durch – eine kurzweilige Angelegenheit, die gute »Merkformeln« für die Theorien liefert. Sehr knapp stellt er zu den einzelnen Punkten der analytischen Matrix die Positionen der einzelnen Theorieangebote zusammen. Diese Zusammenfassung ist dabei m.E. zu kurz geraten, der Verweis auf die Folgepublikation und die sehr guten Zwischenbilanzen am Ende jedes Kapitels mögen das entschuldigen. Besonders besagte Bilanzen machen das Buch zu einer sehr gelungenen Einführung in soziologische Kommunikationsthe-

orien: An dieser Stelle werden die einzelnen Aspekte der Matrix abgehandelt, die Theorien werden auch für soziologisch unerfahrenere LeserInnen vergleichbar. Zu jedem Kapitel ist zusätzlich zur wesentlichen Basis- auch Sekundärliteratur angegeben. Die Theorien werden trotz der notwendigen Kürze vor allem plausibel und in ihren Zusammenhängen erklärt.

Sascha Trültzsch, Halle (Saale)

Christoph Classen
**Faschismus und Antifaschismus.
 Die nationalsozialistische Vergangenheit im
 ostdeutschen Hörfunk 1945–1953**
 (= Zeithistorische Studien, Bd. 27).
 Köln u. a.: Böhlau 2004, 384 Seiten.

Die Analyse von Medienangeboten in Gesellschaften mit strikter Kommunikationskontrolle ist insbesondere für das Teilsegment der tagesaktuellen Information ein wenig dankbares Unternehmen. Sind die politischen bzw. ideologischen Vorgaben bekannt, ist die Suche nach Abweichungen von der Norm angesichts der erzwungenen Anpassung eine aufreibende und mühselige Arbeit. Da die Angebote nicht dem freien Spiel der Kräfte von Meinungen, Interpretationen ausgesetzt sind, sondern den Vorgaben von ‚oben‘ sowohl inhaltlich als auch bezüglich der Gestaltungsformen unterliegen, sind Ergebnisse bis zu einem gewissen Grade vorhersehbar. In dieser Hinsicht geht der Verfasser mit Blick auf den Rundfunk – und im weiteren Sinne auf das Mediensystem – der SBZ und frühen DDR von illusionslosen Ausgangsthesen aus und kommt zusammenfassend zu den bekannten Feststellungen in Bezug auf dessen propagandistische Funktion und unflexible Handhabung. Welche umso kontraproduktiver geriet, als eine teilweise wirklich schwierige publizistische Aufgabe zu bewältigen war. Gleichwohl kann die Instrumentalisierung der Medien und die Vermutung ihrer weitgehenden Wirkungslosigkeit im wissenschaftlichen Diskurs nicht einfach behauptet werden, vielmehr muss sie belegt werden. Darüber hinaus sollte sie in einen Zusammenhang mit den jeweils spezifischen Mechanismen der Unterdrückung in einen kausalen Zusammenhang gebracht werden. Dass man dabei auf überraschende Entwicklungen und Nuancierungen treffen kann, etwa in Programmnischen, ist nicht auszuschließen. Doch mit Überraschungen dieser Art kann der Verfasser nicht aufwarten.

Classen konzentriert sich in seiner Beschäftigung mit dem SBZ/DDR-Rundfunk auf eine verhältnismäßig überschaubare Überlieferung, d.h. auf die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus im Hörfunk der Nachkriegszeit. Die Beispiele dafür sind im Wesentlichen als Manuskripte, selten als originale Tondokumente erhalten geblieben. Der Verfasser bettet

diese medienspezifische Auseinandersetzung mit der für die Legitimation des zweiten deutschen Teilstaates zentralen Thematik in größere historische Zusammenhänge ein, damit diese in ihren Voraussetzungen bzw. Konsequenzen begründet und besser bewertet werden kann. Zu diesem Zweck prüft er erstens zentrale Begriffe und Kategorien aus dem Umfeld Medien und Erinnerungskultur, wie »Öffentlichkeit« und »Propaganda«, »politischer Mythos« und »symbolische Politik«, »kommunikatives Gedächtnis« oder »Geschichtskultur in der Moderne«, auf ihre Brauchbarkeit für seinen methodischen Ansatz. Ergänzt werden diese Analysen um generationentheoretische Ansätze und Ergebnisse dazu aus der DDR-Forschung. Letztere soll vor allem die Annäherungen des Autors an Nutzung und Wirkung der im Rundfunk stattfindenden Vergangenheitsbewältigung plausibel machen und deren Einschätzung als möglichen ‚Erfolg‘ bzw. ‚Mißerfolg‘ unterstützen helfen. Insgesamt drängt sich jedoch der Eindruck auf, dass der Verfasser alle möglichen gesellschafts- bzw. kulturgeschichtlichen Bezugfelder anspricht, die bei einer medialen Aussagenanalyse relevant werden könnten, ohne dass er sie dann schlussendlich in seine Interpretation einbezieht.

Zum Zweiten stellt Classen die Faschismusanalyse der SBZ/DDR-Medien in einen weiteren historischen Zusammenhang und fragt nach den Auswirkungen der Traditionen der kommunistischen Weltbewegung seit den 20er Jahren, »um die Entwicklung nach 1945 im Spannungsfeld von nationalen Erinnerungsbeständen, sowjetischen Einflüssen und traditionellen Deutungsmustern plausibel analysieren zu können« (S. 31). Drittens ist für ihn als methodischer Zugriff die »Verschränkung von institutioneller und Aussagegeschichte« wichtig, weil er in seiner Analyse das Selbstverständnis und die Mentalitäten der Beteiligten – der ‚Produzenten‘ in erster Linie – mit einbeziehen will: Welches Bild hatten sie vom Medium, seinen Hörern und ihrer eigenen Tätigkeit, wie sah die »Betriebskultur des Rundfunks, des Anleitungsapparates« aus. All dies soll erklären helfen, warum sich der Umgang mit dem Nationalsozialismus im DDR-Hörfunk in der geschilderten Weise vollzog (S. 32).

Wie eingangs vermutet, verläuft die Analyse des medialen Angebots zum Thema Nationalsozialismus, insbesondere nach dem endgültigen und umfassenden Zugriff durch SED-Parteigänger im Rundfunk seit etwa 1948/49, nicht überraschend. Die Ergebnisse lehnen sich nahtlos an die Faschismusanalyse der Partei und ihrer Instrumentalisierung im ideologischen Alltagsgeschäft an. Bis zu diesem Zeitpunkt stand für den Umgang mit der faschistischen Vergangenheit in Deutschland – wenn auch verkürzt und einseitig – die konkrete nationalsozialistische Diktatur im Zentrum der Darstellungen

und Bewertungen. Da diese geprägt waren von dem Druck sowjetischer Interessen an »einer Integration der zerrütteten deutschen Gesellschaft,« kam bis 1948/49 noch ein breiteres Spektrum von Betroffenen und damit Meinungen zu Wort wie auch die sowjetischen Besatzer selbst. Letztere gewannen in ihren Beiträgen oft keinen Abstand zu einem eher ‚oberlehrerhaften‘ Ton, mit dem sie den Deutschen deren totale Niederlage zu verdeutlichen suchten.

Interessant ist, dass – durchaus ähnlich wie in den Westzonen – von den deutschen Autoren die Opfer der Besiegten in den Vordergrund gestellt wurden, weniger ihre Mitverantwortung für das Geschehene oder eine Analyse der Ursachen der nationalsozialistischen Diktatur. Die Verfolgung und Vernichtung der Juden war auch in der SBZ kein Thema, das besonderen Raum einnahm. Geringer beachtet sowohl in Ost als auch in West wurde bei der Bevölkerung insgesamt der wenig angesehene Widerstand gegen Hitler. Schmerzlich für die Kommunisten war, dass ihre Opfer zurücktreten mussten wegen der zu dieser Zeit propagierten Politik der dezidierten Einbeziehung aller nichtkommunistischen Gruppierungen und Kräfte in den Wiederaufbau.

Nach der Säuberung des Rundfunkapparates und seiner strikten Anbindung an die SED-Parteiherrschaft 1948/49 gerann die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus zu einer pauschaleren Faschismusanalyse bzw. zum plakativ eingesetzten Vorwurf. Angepasst an die tagesaktuellen propagandistischen Erfordernisse und weitgehend enthistorisiert, diente der Bezug auf Nationalsozialismus und Faschismus in erster Linie dazu, alle Gegner bzw. Feinde des sozialistischen Lagers mit diesem Etikett zu versehen. »Es handelte sich demnach nicht mehr nur um Nationalsozialisten, sondern bevorzugt um Kapitalisten, denen ggf. auch Sozialdemokraten zur Hand gegangen waren. Gemeinsam war ihnen, dass nun die USA als Kernland des Kapitalismus seine schützende Hand über sie hielt« (S. 264). Assoziative Verbindungen zwischen ‚alten‘ Kriegserfahrungen und neuer Kriegsgefahr wurden hergestellt und fanden in gewisser Weise wohl auch Anklang. Im Übrigen zeichnete sich zu dieser Zeit auch ab, dass der konkrete Nationalsozialismus bzw. der Widerstand gegen ihn nun zu einem Abschnitt einer ‚Aufstiegs-erzählung‘ des Sozialismus in Deutschland mit der entscheidenden Zäsur nach 1945 mutierte.

Classen verzichtet ausdrücklich und zu Recht auf eine Rezeptions- bzw. Wirkungsanalyse des in Rede stehenden Angebots. Nicht zuletzt deshalb, weil ihm dafür ohnehin nahezu kein Quellenmaterial zur Verfügung stand. Vielmehr diskutiert er im Kontext dessen, was über die Mentalitätsgeschichte der Nachkriegszeit an Erkenntnissen vorliegt, die Anschlussfähigkeit der medialen Auseinandersetzung mit der NS-Ver-

gangenheit an die sonstigen ‚Diskurse‘ in der SBZ/DDR. Aus etlichen Puzzleteilen entwickelt er plausible Erklärungsansätze dafür, dass das konkrete Angebot wenig Interesse finden konnte und vor allem nach 1948/49 an den Vorstellungen und Empfindungen der meisten potentiellen Rezipienten vorbeigehen musste.

Zweifellos macht Classen einerseits aus der Not eine Tugend, indem er ein vergleichsweise schmales Textkorpus bearbeitet, das aber dennoch einigermaßen repräsentativ ein Thema widerspiegelt. Andererseits machen seine sorgfältig ausformulierten Argumentationslinien klar, welcher Aufwand letztlich bei jeder inhaltlichen Auseinandersetzung mit medialen bzw. Rundfunkangeboten zu treiben ist, will man über allzu simple Deskriptionen, die berüchtigten ‚Spiegelungen‘ von Ereignissen bzw. Entwicklungen in medialen Angeboten, hinaus gelangen. Classen hat diese Aufgabe in vorbildlicher Weise gelöst.

Edgar Lersch, Stuttgart

Simone Tippach-Schneider
**Tausend Tele-Tips. Das Werbefernsehen
 in der DDR 1959 bis 1976.**

Berlin: Schwarzkopf & Schwarzkopf Verlag 2004, 320 Seiten.

Das Werbefernsehen der DDR habe die Aufgabe, so ein Statut aus dem Jahre 1968, »die sozialistischen Warenproduzenten, den Handel und die Dienstleistungseinrichtungen bei der Ausnutzung der ökonomischen Gesetze der Ware-Geld-Beziehungen durch eine wirkungsvolle und vorausschauende Bearbeitung des Marktes zu unterstützen« (S. 14), überdies »bei der Weckung und Lenkung der Bedürfnisse auf Leitbilder zu orientieren, die dem entwickelten gesellschaftlichen System des Sozialismus entsprechen und den sich herausbildenden hohen Lebensstandards einer kulturvollen sozialistischen Gesellschaft in der DDR überzeugend widerspiegeln; durch unterhaltende, ideenreiche Sendungen das Vorfeld des politischen Abendprogramms für viele Zuschauer anziehend zu machen« und schließlich durch größtmögliche Einnahmen zur Finanzierung des Fernsehens der DDR beizutragen (S. 275).

Dieser ambitionierte Aufgabenkatalog war knapp zehn Jahre nach der Gründung des Werbefernsehens im Jahr 1959 und acht Jahre vor dessen Einstellung im Jahr 1976 publiziert worden: Vermochte das Werbefernsehen im Arbeiter-und-Bauern-Staat diesen Zielvorgaben gerecht zu werden? Auf der Grundlage von Wolfgang Rupperts Theorie der »industriellen Massenkultur« rekonstruiert die Autorin zunächst mit Akribie die Organisationsgeschichte der Fernsehwerbung, um anschließend mit Hilfe von Inhaltsana-

lysen ausgewählter Filmstreifen aus den sechziger Jahren signifikante Kommunikationsmuster heraus zu arbeiten.

Simone Tippach-Schneider unterscheidet in der Entwicklungsgeschichte des sozialistischen Werbefernsehens drei Epochen: Erstens die »Gründungsphase« von 1959 bis 1962. Zum Leiter der Redaktion Werbefernsehen des DFF wurde Hans Lockhoff bestellt, ein Werbefachmann, der seit Beginn der fünfziger Jahre in der Abteilung Agitation und Propaganda beim Zentralkomitee der SED gearbeitet hatte. Während dieser ersten Jahre scheint es hinsichtlich der Produktion der Werbestreifen zu einer Konkurrenz zwischen dem Werbefilmstudio der parteieigenen DEWAG und dem DEFA-Studio für populärwissenschaftliche Filme gekommen zu sein. Auf Beschluss der Partei wurde das Filmstudio der DEWAG 1962 aufgelöst, obwohl es über siebzig Prozent aller Filmbeiträge der Werbesendung »Tausend Tele-Tips« geliefert hatte. Damit glaubte man offenbar, die Produktion von Werbefilmen künftig politisch im Griff zu haben.

Während der »Integrationsphase« von 1963 bis 1971 kam es jedoch zu einem verstärkten Bedarf der sich modernisierenden und prosperierenden DDR, sich auch mit Hilfe von Industrie- und Werbefilmen zu präsentieren, und daher sogar zur Zulassung von Arbeitsgemeinschaften freischaffender Filmproduzenten. Ende der sechziger Jahre waren nicht weniger als 15 solcher Privatproduzenten tätig.

Der Macht- und Paradigmenwechsel von Walter Ulbricht zu Erich Honecker, vor allem aber die sich in den siebziger Jahren verschärfenden Probleme bei der Bereitstellung von Waren bilden für die Autorin die entscheidenden Beweggründe für das plötzliche und radikale Verbot der Binnenwerbung, das am Ende des dritten Intervalls, am Ende der »Stagnationsphase« von 1972 bis 1976, seitens der Parteiführung beschlossen wurde. Für die beiden im Jahr 1975 ergangenen Anordnungen des Ministerrats, welche Werbung sogar unter Strafe stellten, gab es keine offizielle Begründung.

Die anschließende exemplarische Analyse von über achtzig Werbefilmen aus den Jahren 1963 bis 1971 wurde mit der Auswertung weiterer Quellen zur Werbegeschichte rückgekoppelt: mit den Storys aus zweihundert noch vorhandenen Drehbüchern für Werbespots, mit Beiträgen aus der einschlägigen Fachliteratur, insbesondere mit Texten aus der Zeitschrift ‚Neue Werbung‘, sowie mit zeitgenössischen Printanzeigen, die sich zahlreich im Buch dokumentiert finden. Die präzise Inhaltsanalyse von Werbefilmen aus dem ‚goldenen Jahrzehnt‘ der DDR bestätigt einmal mehr die These, dass in der Regel nicht

mustergültige, ‚bewusste sozialistische Persönlichkeiten‘ die Protagonisten dieser Werbewelten abgaben, sondern Figuren einer Moderne, die ihrem Gestus und Habitus nach ebenso gut im westdeutschen Fernsehen hätten auftreten können. Es zeigt sich, dass es den politischen Agitatoren der Partei nicht gelang, in der Werbung eine typisch sozialistische Konsumkultur und Lebensweise zu präsentieren. Stattdessen wurden Symbole eines hohen Lebensstandards gezeigt, dessen Ingredienzien schier ohne Abstriche westlichen Vorbildern folgten. »Die Büfettis waren üppig mit Südfrüchten und Sekt dekoriert, die Badezimmer grundsätzlich gefliest und die Einkaufsräume als zentrale Orte durch Drehtüren sowie Schaufenster transparent gemacht. Städtisches Flair, Autos und Motorräder auf den Straßen bestimmten das Tempo. Lustvoll und mit Stil wurde getanzt, gefeiert, gereist und eingekauft« (S. 185). Die werblichen Äußerungen im Sozialismus entzogen sich sozusagen einer politisch-propagandistischen Indienststellung. Warum? Tippach-Schneider führt das auf die sehr eingeschränkten Kommunikationsabsichten von Handelseinrichtungen zurück, die beispielsweise aufgrund von Überplanbeständen zur Werbung für bestimmte Waren geradezu gedrängt wurden. Für Möbel oder Spielwaren dagegen seien beispielsweise kaum Werbemaßnahmen umgesetzt worden. Und das Frauenbild, das die volkseigene Elektroindustrie propagierte, habe über Jahrzehnte das konservative Leitbild einer ‚vielseitigen‘ Hausfrau gestützt.

Werbepostschaften haben in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts unpolitisch zu sein: Ein vergleichender Blick auf die Werbegeschichte des Westens belegt, dass die Geschichte der Produktkommunikation nach dem Zweiten Weltkrieg einen Medialisierungsprozess und einen Prozess der Entpolitisierung durchgemacht hat: Das ‚Publikum‘ erwartete von werblichen Äußerungen spätestens seit den sechziger Jahren keine expliziten politischen Zumutungen mehr – das galt sowohl für die Werbekonsumenten in der Bundesrepublik wie in der DDR. Schließlich orientierten sich die DDR-Bürger auch in dieser Hinsicht an den konsumtiven und medialen Entwicklungen im Westen.

Rainer Gries, Wien

Heimo Godler/Manfred Jochum/
Reinhard Schlögl/Alfred Treiber (Hrsg.)
**Vom Dampfradio zur Klangtapete.
Beiträge zu 80 Jahren Hörfunk in Österreich.**
Wien u.a.: Böhlau 2004, 272 Seiten.

Österreich 2005 – ein Jahr, in dem zahlreiche Jubiläen in unzähligen Publikationen und Ausstellungen gefeiert werden: Kriegsende und Befreiung, Staats-

vertrag, zehn Jahre Mitgliedschaft in der Europäischen Union. Für die offizielle Politik ein willkommener Anlass, Österreich als Erfolgsmodell im Vorfeld der EU-Präsidentschaft 2006 zu präsentieren. Die Art der Inszenierung des Jubiläumsjahres hat in der akademischen Zunft aber auch Unbehagen ausgelöst: besonders das von Presse und Politik genüsslich zelebrierte Schlagwort »Österreich – das bessere Deutschland«. Weder aufgrund der aktuellen wirtschafts- und bildungspolitischen Lage, noch aufgrund der in den Jahren 2002/2003 vorgelegten Berichte der Historikerkommission zur Rolle Österreichs während der NS-Zeit, besteht Anlass zu triumphieren.

Auch für den öffentlich-rechtlichen Rundfunk bestand 2004/2005 gleich doppelt Anlass zum Feiern: 80 Jahre Radio seit der Gründung der RAVAG (Österreichischen Radio Verkehrs AG) im Oktober 1924 und 50 Jahre seit dem Start des Programmfernsehens im August 1955. Eine gute Gelegenheit, um das Thema Unternehmensgeschichte wieder aufzugreifen. Mit dem von Franz Ferdinand Wolf 2001 verfassten fünften Band zur Geschichte des ORF¹, der mit dem erfassten Zeitraum von 1975-2000 etwas schmal, aber umso bunter ausfiel, war die Hausgeschichte vorerst einmal abgeschlossen. Gleich zwei Bücher reflektieren nun in diesem Jahr die Geschichte des österreichischen Fernsehens: ein illustrierter Band, der vom ehemaligen Leiter des TV-Magazins »Horizonte« Kurt Tozzer und seinem Kollegen Martin Majnaric gestaltet wurde, sowie die Erinnerungen von Ex-ORF-Intendant Thaddäus Podgorski, ORF-„Urgestein“ seit 1955.²

Das öffentlich-rechtliche Radio, seit einem halben Jahrzehnt der Konkurrenz durch private Regionalradios ausgesetzt, wollte da nicht hinten anstehen. In einer gemeinsamen Publikation mit dem Fernsehen wäre das Radio wohl unter die Räder gekommen. Der vorliegende Band mit dem etwas schnoddrigen Titel versammelt Beiträge von 24 Autoren, die verschiedene Aspekte der politischen Entwicklung und Programmgeschichte der ORF-Radios seit 1924 bis zur Gegenwart beleuchten. Keine durchgeschriebene Geschichte also. Der ansehnlich illustrierte Band wird abgerundet durch eine Chronik zur Geschichte des Hörfunks sowie mit wichtigen rundfunkpolitischen Daten. Er enthält eine Liste »legendärer Radiosendungen« (leider nur mit Titelangabe, ohne Nennung von Gestaltern und relevanten Sendedaten) und die heute fast schon obligate CD mit 45 historischen Aufnahmen aus allen Lebensbereichen.

Von wenigen Ausnahmen abgesehen, wurden die Buchbeiträge von ORF-Mitarbeitern verfasst. Manches kennt man auch schon aus anderen Publikationen. So etwa die von Joseph Braunbeck, ehemals Di-

rektor im Technischen Museum, und Reinhard Schlögl gebotene Darstellung zur Vorgeschichte, Gründung der RAVAG und deren Entwicklung bis 1930, die leider zu sehr auf die Technikentwicklung Bezug nimmt und das Programm weitgehend ausblendet. Auch die Frage, wie und warum das Sendemonopol der RAVAG zustande kam, bleibt ausgespart, obwohl Alfred Treiber, Initiator und Mitherausgeber der Publikation, in seiner Einleitung nonchalant gegen die private Konkurrenz zu Felde zieht. Deren Vielfalt wird nur in einem Tableau ganz am Schluss der Publikation zur Kenntnis genommen.

Manfred Jochum erinnert an die erst vor wenigen Jahren wieder entdeckte erste große Hörerbefragung. Sie wurde von Paul Bellac, dem späteren SRG-Fernsehponier, der 1938 vom NS-Regime vertrieben wurde, sowie dem späteren Programmdirektor Rudolf Henz 1931 in Auftrag gegeben und von Paul Felix Lazarsfeld geleitet. Jochum stellt einen Konnex zwischen der Studie und dem ebenfalls 1931 eingeleiteten Ende der Abstinenz gesellschaftspolitischer Themen im Radioprogramm her. Allerdings wurden Fragen nach den politischen Programmwünschen der Hörer aus der damaligen Befragung ausgeklammert, weil das Medium sich aus dem politischen Tagesstreit heraushalten sollte. Das änderte sich freilich unter den Regierungen Dollfuß und Schuschnigg, die den Rundfunk während des ab 1933 geführten »Rundfunkkrieges« zu einem schlagkräftigen ideologischen Abwehrinstrument gegen den nationalsozialistischen Ansturm zu formen versuchten. Dieses Kapitel reißt Jochum nur kurz an wie auch die Tatsache, dass die RAVAG als erste europäische Anstalt im Juli Ziel eines Umsturzversuchs war.

Peter Dusek, der Leiter des ORF-Fernseharchivs, schildert auf wenigen Seiten das Ende der RAVAG nach dem 11. März 1938, die Übernahme durch die Reichs-Rundfunk-Gesellschaft (RRG) und die Stellung des nunmehrigen »Reichssenders Wien« im Konzert der RRG. Fünfzig Jahre nach Kriegsende hätte man auch in einer offiziellen Darstellung einige Sätze darüber erwartet, welche Rolle Österreicher im Rahmen des NS-Rundfunks und im Rundfunk der von der Wehrmacht besetzten Gebiete spielten. Gleichzeitig fehlt eine Auseinandersetzung zu dem Beitrag, den zahlreiche Emigranten für die Wiedererrichtung eines demokratischen Österreichs durch deutschsprachige Sendungen im Rahmen der BBC, bei Radio Moskau, in den USA, in Frankreich u. a. Staaten leisteten.

Der ehemalige Leiter des Aktuellen Dienstes von Radio Wien, Hans Szuszkiewicz, erinnert sich an die Anfänge der aktuellen Berichterstattung im Nachkriegsrundfunk und streift dabei lediglich am Rande das Problem, dass damals drei der vier alliierten Mächte

(mit Ausnahme der Sowjets) fast zehn Jahre lang eigene Sender etablierten. Diese Periode und die Wiedererrichtung eines gesamtösterreichischen ORF im Jahre 1957, begleitet von einer jahrelangen intensiven rundfunkpolitischen Debatte, in der auch das ORF-Monopol leise in Frage gestellt wurde, wären erwähnenswert gewesen. Auch die darauf folgenden Jahre, in denen sich der ORF dem fast schrankenlosen politischen Zugriff der Großparteien ausgesetzt sah, bleiben in der Publikation weitgehend ausgeblendet. Hugo Portisch zieht in seinem Beitrag die Bilanz der Jahre von Hermann Stöger, der 1964 das Rundfunk-Volksbegehren organisierte. Stöger verlieh in seinem Buch »Schwarze Welle, roter Schirm« den parteipolitischen Sünden dieser Jahre einen griffigen Ausdruck. Es sei als vertiefende Lektüre zu Portischs Beitrag empfohlen.³

Eine gründliche Aufarbeitung der Nach-Besatzungsgeschichte des ORF steht nach wie vor aus. Bis heute ist der Mythos von Gerd Bachers Rundfunkreform prägend für das Selbstverständnis des ORF, auch wenn dieser sich im Rückblick mehrfach kritisch sowohl über seine Nachfolger als auch über die letzte ORF-Reform unter Wolfgang Schüssel äußerte. Der langjährige Hörfunkintendant und »Erfinder« des Pop-Senders Ö 3 Ernst Grisseemann, der amtierende Hörfunk-Direktor Kurt Rammerstorfer und der altgediente Nachrichtenmann Roland Machatschke würdigen zu Recht die unter Bacher 1967 begonnene und erst 15 Jahre später abgeschlossene umfassende Reform der innenpolitischen, internationalen, aber auch regionalen und lokalen Berichterstattung. Die mit der Reform einhergehende Stärkung der Unabhängigkeit des ORF von den Parteien hob nicht nur die internationale Wertschätzung der Anstalt, sondern auch das Selbstbewusstsein der ORF-Mitarbeiter. Zu ergänzen wäre freilich, dass Bachers erste Amtszeit auch durch zahlreiche personalpolitische Konflikte geprägt war, die zu seinem Sturz 1974 beitrugen.

In Bachers Konzept kam neben dem Informationsauftrag des ORF dem Kulturauftrag die zweitwichtigste Bedeutung zu. Auf diesem Gebiet räumte der wertkonservative Generalintendant den Programmgestaltern überraschend weite Freiräume ein, die unter seinem sonst eher konturlosen Nachfolger Otto Oberhammer sogar noch ausgeweitet wurden. Götz Fritschs sehr differenzierte, nüchterne Bilanz der Geschichte des Hörspiels im ORF, Christian Scheibs Darstellung über die häufig nachlässige Pflege der modernen Musik und Richard Golls launige Erzählung über die Grabenkämpfe zur Etablierung einer Feature-Produktion sind die aus Sicht des Rezensenten informativsten Beiträge dieses Sammelbands. Dazu zählen auch der Beitrag von Rainer Rosenberg und Petra Herczeg über den Wandel der Kindersend-

dungen. Der Rezensent hat dabei allerdings schmerzlich eine Würdigung der Geschichte der »Musicbox« vermisst, der wichtigsten kritischen Jugendsendung in der Geschichte des ORF-Hörfunks, zu deren Erfindern Hubert Gaisbauer und zu deren maßgeblichen Gestaltern jahrelang u. a. der Chef der Sendereihe »Diagonal« und heutige Direktor des Wiener Historischen Museums Wolfgang Kos zählten. Die Sendung leistete sowohl für die Jugend- und die Musikkultur in diesem Lande zwei Jahrzehnte lang einen wohl nicht minder wichtigen Beitrag.

Den dritten Schwerpunkt des Buches bildet ein Rückblick auf die ORF-Reformen seit 1967 in Gestalt eines bemerkenswerten »Runden Tisches«. Alfred Treiber gelang das Kunststück, die fünf Ex-Generalintendanten Gerd Bacher, Otto Oberhammer, Teddy Podgorski, Gerhard Weis, Gerhard Zeiler sowie die amtierende ORF-Generaldirektorin Monika Lindner zu versammeln, um vier Jahrzehnte ORF-Reform im innenpolitischen Kontext zu diskutieren. Ein gelungenes Unterfangen, weil trotz bekannter Standpunkte die Programme, Erfolge und Misserfolge der Diskutanten schärfer, wenn auch durch den Abstand vom Amt gemildert zum Ausdruck kommen. Paul Twaroch, Bacher-Generalsekretär und Ex-Intendant, fasst die Entwicklung des ORF-Rundfunkrechts von 1967-2002 zusammen.

Den Schluss bilden drei Versuche, die Zukunft des Hörfunks als kulturelles Medium im Angesicht der technischen Veränderungen und Herausforderungen und der sich daraus ergebenden Folgen abzuschätzen. Insgesamt ist ein interessanter Sammelband entstanden, auch wenn man der im Vorwort ausgedrückten Überzeugung von Herausgeber Alfred Treiber, dass Geschichte und aktuelle Befindlichkeit des Hörfunks am besten von Mitarbeitern des Hauses dargestellt werden könnten, nicht immer zustimmen vermag.

Theodor Venus, Wien

1 Franz Ferdinand Wolf: 25 Jahre ORF: 1975–2000. Salzburg 2001.

2 Kurt Tozzer/Martin Majnaric: Achtung Sendung: Höhepunkte, Stars und exklusive Bilder aus 50 Jahren Fernsehen. Wien 2005.; Thaddäus Podgorski: Die große Illusion. Erinnerungen an 50 Jahre mit dem Fernsehen. Wien 2005.

3 Hermann Stöger: Schwarze Welle, roter Schirm. Der Proporz am Beispiel Rundfunk. Wien 1965.

Margrit Fröhlich/Hanno Loewy/
Heinz Steinert (Hrsg.)
**Lachen über Hitler – Auschwitz-Gelächter?
Filmkomödie, Satire und Holocaust**

(= Schriftenreihe des Fritz Bauer Instituts 19).
München: Edition Text + Kritik im Richard Boorberg Verlag 2003, 386 Seiten.

Die jüngsten Debatten um Besucher-Regeln für das Holocaust-Mahnmal in Berlin haben einmal mehr gezeigt, wie unsicher das Verhältnis der Deutschen zum Holocaust ist: Soll es sich um einen geschützten, quasi sakralen Raum handeln, oder soll die An eignung jedem frei stehen? Vieles spricht dafür, dass dieser Konflikt auf einen tiefer liegenden Umbruch in der Erinnerungskultur verweist, mit dem das Verhältnis zum Nationalsozialismus und zum Holocaust zwischen den Generationen neu bestimmt wird. Dafür spricht nicht zuletzt auch die öffentliche Erregung, die Roberto Benignis Komödie »La vita è bella« (»Das Leben ist schön«, Italien 1997) auslöste: Darf man eine so ernste Sache wie den Holocaust wirklich in Form einer Komödie abhandeln? Hier setzt der vorliegende Tagungsband ein: Untersucht wird die Tendenz zu satirischen Auseinandersetzungen im Film, die sich in den 90er Jahren auch an zahlreichen anderen Produktionen ablesen lässt. Das »tragische« Narrativ scheint durch dasjenige der Komödie bzw. der Satire abgelöst oder ergänzt zu werden.

Ihre Einleitung nutzen die Herausgeber nicht nur, um dieses Phänomen zu beschreiben. Vielmehr ergreifen sie auch explizit Partei, indem sie mit Imre Kertész den auf »Authentizität« zielenden »Holocaust-Konformismus« zurückweisen. Kunstwerke, so die Autoren, tragen eine eigene »Wahrheit« in sich, die nicht in der Vermittlung von Informationen aufgehe, sondern auch Vorstellungen, Wünsche und Phantasien repräsentiere (S. 16f.). Daher plädieren sie für eine Entgrenzung der NS- und Holocaust-Repräsentationen gerade auch im Hinblick auf satirische Genres: »Lachen darf man nicht, lachen muss man«, so der programmatische Titel. Aus dieser Positionierung ergeben sich die zentralen Fragestellungen, die sich mehr oder minder explizit durch den Band ziehen: Wann kann eine Darstellung für sich in Anspruch nehmen, dem historischen Gegenstand gegenüber »angemessen« zu sein, und welche spezifische Leistung kommt satirischen Genres bei der Darstellung zu? Die Verschiebung der diskursiven Grenzen, also des Sag- und Zeigbaren, sowie die Potenziale und Grenzen unterschiedlicher narrativer Muster sind das Thema der ersten Aufsätze. Für die israelische Filmwissenschaftlerin Yosefa Loshitzky bleibt auch Benignis Universalisierung des Holocaust zu einer Metapher für den Sieg der Menschlichkeit über »das Böse« dem Tabu verhaftet, sich den Holocaust vorzustellen. Aus ihrer Perspektive bildet der Film daher zusam-

men mit Spielbergs »fiktionaler Inszenierung des Unvorstellbaren« und Claude Lanzmanns Tabu direkter visueller Repräsentationen eine aufeinander aufbauende »Holocaust-Filmtrilogie des 20. Jahrhunderts«, deren »merkwürdige, gar nicht so heilige Trinität« (S. 34) es erst noch zu durchbrechen gelte.

Weniger skeptisch fällt der Blick Hanno Loewys und Joachim Paechs auf die Holocaust-Komödien aus. Während Ersterer die Affinität konventioneller Holocaust-Erzählungen zum Genre der Romanze herausarbeitet, unterstreicht Letzterer das aufklärerische Potenzial satirischer Annäherungen an das Thema und erhofft sich davon, dass die Auseinandersetzung mit dem Holocaust »nicht mehr auf den durch Rituale der Ernsthaftigkeit geschützten Bereich der Schulstunden, Versammlungen und Gedenkveranstaltungen« beschränkt bleibe (S. 66). In beiden Aufsätzen werden jedoch zugleich die hohen Voraussetzungen des Lachens problematisiert: Es sei, so Loewy, immer an ein gemeinsames »kulturelles Wissen« gebunden, das in fragmentierten Öffentlichkeiten ein prekäres Gut ist (S. 61f.).

Der zweite Abschnitt des Buches beschäftigt sich mit zeitgenössischen Satiren über den Nationalsozialismus aus den 40er Jahren. Burkhardt Lindner analysiert hier die beiden Chaplin-Filme »The Great Dictator« (USA 1940) und »Monsieur Verdoux« (USA 1947) und fragt nach dem Zusammenhang zwischen der strukturellen Amnesie beim Lachen und der Verdrängung des Genozids. Stephan Braese widmet sich am Beispiel von Heinrich Manns »Filmroman« »Lidice« (1942) den Möglichkeiten von Literatur und Satire im Angesicht des nationalsozialistischen Terrors, und Ronny Loewy untersucht amerikanische Anti-Nazi-Filme aus dem Zweiten Weltkrieg. Diese eher werkimmanent angelegten Aufsätze leisten nicht immer eine hinreichende historische Kontextualisierung. Am instruktivsten ist hier noch Ronny Loewys knappe Skizze, die zeigt, wie stark sich die Präsentation der Feinde am normativen Mainstream des (klein)bürgerlichen Amerikas orientierte: Die Nazis wurden in den Hollywood-Produktionen als verantwortungslose und latent schwule Junggesellen gezeichnet, die es auf die Zerstörung der amerikanischen Familie abgesehen hätten.

Der dritte Abschnitt des Buches wirft die zentrale Frage nach der Bedeutung von Generationen für den Wandel der Vergangenheitsdarstellungen auf. Die engere Frage nach dem Umgang mit deutscher Schuld thematisiert neben Thomas Elsässers wenig kontextualisierter Auseinandersetzung mit Herbert Achternbuschs avantgardistischem Film »Das letzte Loch« (BRD 1981) insbesondere Christian Schneider in seiner psychoanalytisch fundierten Analyse von »La vita è bella«. Er interpretiert den Film als »maßgeschneidertes Angebot« an die »zweite Generation«

(S. 142), also die Kinder der NS-Täter, die die veröhnende, regressiv-befreiende Botschaft des Filmes von ihrem Schuldkomplex befreien könne. So scharfsinnig viele von Schneiders Beobachtungen sind, so einschränkend erscheint hier die psychoanalytische Fixierung auf Schuld und Elternbeziehungen: Zum einen kann sich dies praktisch nur auf den deutschen Kontext beziehen und erklärt somit kaum die Anlage und Wirkung des (italienischen) Films, zum anderen wäre selbst für Deutschland erst noch zu belegen, dass das Gefühl von Schuld tatsächlich über Minderheiten hinaus einen generationellen Erfahrungszusammenhang im Sinne Karl Mannheims konstituiert hat.

Im vierten Kapitel werden vor allem neuere Satiren und Remakes der 90er Jahre in den Blick genommen. Besonders hervorzuheben ist hier Margit Fröhlichs Analyse des Originals und des Remakes von »Jacob der Lügner« nach Jurek Beckers berühmtem Roman. Fröhlich zeigt eindrucksvoll, wie die Absage an alles Heroische und den »Mythos des Authentischen«, die die DEFA-Verfilmung durch Frank Beyer 1974 ausgezeichnete, in der amerikanischen Neuverfilmung von 1999 in ihr Gegenteil verkehrt wurde. Neben einer Abhandlung über die Komödien von Mel Brooks (Kathy Laster und Heinz Steinert) und einer Untersuchung der narrativen Struktur von »Train de vie« von 1998 (Géraldine Kortmann) findet sich hier ein Aufsatz von Ruth Libermann, die anhand verschiedener Beispiele aus Film, Kunst und Literatur den Potenzialen und Gefahren einer »karnevalesken« Darstellung des Holocaust nachgeht. Schließlich widmet sich Lutz Koenig den deutsch-jüdischen Melodramen der späten 90er Jahre wie »Comedian Harmonists« (1997) und »Aimée und Jaguar« (1998), deren satirische Grenzverschiebungen und Versöhnungsinszenierungen er kritisch als Ausdruck nationaler Normalisierungswünsche interpretiert. Eine umfangreiche Filmografie zur Komödie und Satire in der Repräsentation des Holocaust rundet den Band ab.

Insgesamt bietet das Buch eine Fülle anregender Erkenntnisse und Interpretationen, und wer sich über satirische Filme zum Nationalsozialismus und zum Holocaust informieren möchte, wird hier gut bedient. Eine Schwäche liegt vor allem darin, dass Bezüge zu neueren Erinnerungskultur-Forschungen, wie sie aus sozialpsychologischer, historisch-kulturwissenschaftlicher und politologischer Richtung vorgelegt worden sind, nur punktuell und auch nur von einigen Autoren hergestellt werden. Anstatt die Bedingungen einer sich verändernden Erinnerungskultur zu reflektieren, die unter anderem durch Transnationalisierung, Aufmerksamkeitszyklen und Kommerzialisierungstendenzen, geschichts- und identitätspolitische Interessen sowie die Ablösung von der Primärerfahrung geprägt ist, verstehen sich zahlrei-

che Beiträge offenbar eher als Parteinahmen in den aktuellen Debatten. Besonders die Abwehr von Authentizitätsansprüchen führt bisweilen zu einem unkritischen Blick auf die aktuellen Tendenzen, deren Kosten etwas unterbelichtet erscheinen – etwa im Hinblick auf die Entkonkretisierung und Vermarktung der NS-Erinnerung.

Christoph Classen, Potsdam

Erstveröffentlichung: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2005-3-085>>

Christiane Fritsche

Vergangenheitsbewältigung im Fernsehen. Westdeutsche Filme über den Nationalsozialismus in den 1950er und 60er Jahren.

München: Martin Meidenbauer Verlagsbuchhandlung 2003, 232 Seiten.

Bis heute ist die Annahme, dass sich bei hoher Einschaltquote massenhafte Aufklärung einstellt, lediglich eine Unterstellung. Den Beweis dafür ist auch Guido Knopp schuldig geblieben, der zur Rechtfertigung einer bestimmten ästhetischen Gestaltungsform von Geschichtsdarstellung formulierte: »Aufklärung braucht Reichweite«. Auch der Verfasserin der hier anzuzeigenden, in gedruckter Form zugänglichen Magisterarbeit ist die Frage nach der Wirkung von Geschichtsdarstellungen im Fernsehen sehr wichtig (S.9f.). Doch erhebt sie keinen Anspruch darauf, sie in ihrer Untersuchung auch nur im Ansatz zu beantworten. Ihr geht es vielmehr um den Zusammenhang zwischen TV-Sendungen über den Nationalsozialismus in den 1950er und 1960er Jahren und ihren gesellschaftlichen sowie medieninstitutionellen Kontexten.

Die Arbeit stützt sich in ihrer Argumentation neben einer Aufarbeitung der vorhandenen Literatur auf drei Produktionen: den 1955 ausgestrahlten Spielfilm von Helmut Käutner »In jenen Tagen«, der 1947 gedreht wurde; die von SDR und WDR gemeinsam produzierte und 1960/61 im Ersten Programm ausgestrahlte 13-teilige Fernsehserie »Das Dritte Reich« sowie den Fernsehfilm von Joachim Fest »Hitler – Versuch eines Porträts« (1969). Die Detailanalyse der Gestaltungsformen und der Vergleich mit dem jeweiligen wissenschaftlichen Forschungsstand zum Nationalsozialismus münden in zwei übergeordneten Fragestellungen: Einerseits geht es darum, »inwieweit sich die drei Sendungen in die Vergangenheitsbewältigung der Bundesrepublik in ihren einzelnen Phasen einfügten. Außerdem wird die Wechselwirkung zwischen Fernsehsendungen und Gesellschaft untersucht; hier soll die Frage beantwortet werden, ob Fernsehsendungen die Gesellschaft beeinflussen oder ob das Fernsehen lediglich die Tendenzen auf-

greift, die bereits in der öffentlichen Meinung vorhanden waren« (S. 15).

Es verwundert nicht, dass im Rahmen einer Magisterarbeit dieses anspruchsvolle Programm nicht zureichend bearbeitet und solche überzeugenden Belege beigebracht werden können, die über den vorhandenen, durchaus aber verbesserungswürdigen Forschungsstand, viel weiter hinausreichen. Dies gilt einmal für die großen Linien der kollektiven Einstellungen gegenüber der nationalsozialistischen Vergangenheit, und dies gilt erst recht für die in Bezug auf die untersuchten Sendungen getroffene Feststellung, dass Fernsehsendungen nur dann auf Zustimmung stießen, »wenn sie die in ihrer Entstehungszeit dominierende Sichtweise« aufgriffen. Dafür ist die gesamte Argumentationskette viel zu grobmaschig, reicht die Zahl der Beispiele nicht aus, die dem Typus der Arbeit andererseits angemessen ist. Es hätte reflektiert werden müssen, in welchem Wechselverhältnis die Vorstellungen der ‚Macher‘ und ihre Gestaltungsroutinen, der Stand der wissenschaftlichen historischen Forschung zum Gegenstand und die Rezeption bzw. die Akzeptanz miteinander stehen. Zudem wird nicht diskutiert, dass Rezeption und Akzeptanz hier im Wesentlichen vom Medienprodukt selbst sowie aus der Fernsehkritik der Tages- und Wochenpresse abgeleitet werden – und nicht aus unabhängigen Akzeptanzstudien.

Darüber hinaus ist Weiteres kritisch anzumerken. Die Werkanalyse der 1955 erfolgten Fernsehausstrahlung des bereits acht Jahre vorher unter ganz anderen Bedingungen gedrehten Käutnerfilms und dessen Akzeptanz auf Basis der Pressekritiken als Beleg für die Hauptthese heranzuziehen, überzeugt nicht. Außerdem geht die Verfasserin von ihrem methodischen Prinzip ab, zur Interpretation auch die Quellen heranzuziehen, die die Herstellung und den Fernseheinsatz dokumentieren (ein großer Teil muss – darauf wird hingewiesen – als verloren gelten). Auch bei der Untersuchung des Fest-Films wird die Verfasserin ihrem methodischen Ansatz untreu. Als Begründung für die generelle Ablehnung des Films zieht Fritsche lediglich einen Aspekt der Presseresonanz auf die Fernsehdokumentation heran: die differierende Haltung des Autors und der Kritik zum so genannten funktionalistischen Ansatz, einem zweifellos wichtigen, aber keineswegs alles beherrschenden Trend der zeitgenössischen wissenschaftlichen Forschung. Weshalb herstellungskontextuelle Materialien nicht herangezogen werden, begründet die Verfasserin nicht. Auch hätte es für das Ende der 60er Jahre einer umfassenderen Analyse der öffentlichen bzw. veröffentlichten Meinung zur Haltung gegenüber dem Nationalsozialismus bedurft. Schon allein angesichts der Tatsache, dass mit den Ereignissen des Jahres 1968 Veränderungen eingetreten waren, die das Bild gegenüber

früher sehr viel unschärfer werden lassen und damit Pauschalurteile wie das der Verfasserin eigentlich nicht mehr tragbar sind.

Am überzeugendsten – auch auf Basis der Materiallage – sind die Ausführungen der Verfasserin zum SDR/WDR-Projekt »Das Dritte Reich«. Hier belegt sie auf Basis der vorhandenen Archivunterlagen den Einfluss der wissenschaftlichen Forschung (des Instituts für Zeitgeschichte und der einflussreichen Rothfels-Schule) auf die Produktion und kann bis zu einem gewissen Grade auch einen Zusammenhang herstellen zwischen der zeitgenössischen Dokumenten- und Bildüberlieferung zur NS-Geschichte und deren Verwertung in den Filmen. Dass wissenschaftliche Interpretation und die Einstellung der Rezipienten damals nicht so weit auseinander lagen, mag seine Ursache darin gehabt haben, dass Wissenschaftler, Fernsehautoren und die Mehrheit der Zuschauer Zeitzeugen des Dritten Reiches waren und sie alle sich gegenseitig nicht ‚überforderten‘. Dies kann von der Verfasserin nicht zuletzt auf Basis der von den Sendeanstalten vergleichsweise intensiv betriebenen Resonanzanalyse plausibler, wenn auch nicht schlüssig, belegt werden als bei den anderen beiden Produktionen.

Auf etliche medienanalytische Fehlgriffe, rundfunkgeschichtliche Fehler und Fehldeutungen, deren Richtigstellung jedoch an der grundsätzlichen Kritik einer unzureichenden argumentativen Basis nichts ändert, wird hier im Detail nicht weiter eingegangen. Weitere Forschungen zu dem Thema sollten aus Gründen der Materialzusammenstellung auf eine Einsichtnahme in die Publikation dennoch nicht verzichten. Einen weiterführenden Beitrag zum Thema »Vergangenheitsbewältigung im Fernsehen« und erst recht zum Problem Geschichtsdarstellungen im TV stellt die Arbeit von Christiane Fritsche leider nicht dar.

Edgar Lersch, Stuttgart

Hörspiel 1952–1953. Eine Dokumentation.

Zusammengestellt und bearbeitet von Ulrike Schlieper unter Mitwirkung von Rolf Geserick, Susanne Höschel, Bernd Löw, Carmen Vosgröne und Annette Woschée und einer Einführung von Ulrike Schlieper (=Veröffentlichungen des Deutschen Rundfunkarchivs Bd. 39). Potsdam: Verlag für Berlin-Brandenburg 2004, 757 Seiten.

Es war in der Tat die große Zeit des Hörspiels. Zumindest quantitativ, wie der dritte Band der Dokumentation zur Hörspielgeschichte nach 1945 nahe legt. Reichte für die fünf Jahre zwischen 1945–1949 noch ein Band aus, um über 1600 Titel zu erfassen,

passten in die nächsten beiden nur die Bestände von je zwei Jahren. Für 1950/51 wurden 1386 Titel erfasst, für 1952/53 noch einmal rund 300 mehr, 1692 um genau zu sein. Wieder entstand ein Werk, das in gewohnt exakter Weise die Hörspiele alphabetisch nach Titeln auflistet mit allen verfügbaren Daten: vom Autor über die Mitwirkenden, eine Inhaltsangabe bis hin zum Standort des Tondokuments – soweit noch vorhanden. Und wieder war die Arbeitsstelle Medienforschung an der Universität Osnabrück, neben dem DRA natürlich, an der Entstehung der Publikation beteiligt. Erfreulich ist, dass nicht nur die Produkte der Hörspiel-Redaktionen der ARD und des Radios der DDR berücksichtigt werden, sondern auch der Abteilungen für Unterhaltung, Mundartdichtung, Schulfunk, Kinder- und Jugendprogramm. Familien- und Krimi-Serien (»Familie Hesselbach«, »Die Humoristen«, »Kommissar Maigret«, »Gestatten, mein Name ist Cox«) werden damit auch erschließbar und selbst ein Hörspiel von Gottfried Benn, das im Heimatfunk von Radio Bremen lief, ging nicht verloren. Die Vielfalt des Dargebotenen erschließt sich rasch beim Blick ins Register: Unter den »Reihen und Serien« findet sich neben Unterhaltendem auch an alte Traditionen Anknüpfendes, wie »Das Schauspiel im Rundfunk« oder »Wir gehen ins Theater«, aber auch Vorausweisendes wie »Das Funkstudio«, in dem u.a. Martin Walser einen Arno-Schmidt-Text adaptierte. Der Blick in das Register »Typen/Genres« zeigt, dass Bearbeitungen nach wie vor einen breiten Raum einnahmen und die Zahl der ausgewiesenen Originalhörspiele weit übertraf. Dass nur zwei Kinderhörspiele in dem Band auftauchen, entspricht wohl nicht dem Bestand, sondern liegt vermutlich daran, dass nicht mehr ausdrücklich so bezeichnet wurden. Die Angaben beruhen schließlich auf den Selbstanzeigen der Produzenten. Der Begriff »Originalentwicklung« findet sich beispielsweise nur bei DDR-Produktionen, im Westen hieß das Gleiche »Originalhörspiel«.

Hilfreich ist auch wieder die nach Sendern gegliederte chronologische Auflistung der Hörspiele sowie das selbstverständliche Personen- und Sachregister. Sie bieten vielfältige Möglichkeiten, in das Material einzusteigen. Ergänzend wäre natürlich auch ein Literaturverzeichnis wünschenswert, wie es die aktuellen Hörspieldokumentationen seit 1981 enthalten. Uwe Rosenbaums Bibliographie von 1974 etwa wäre zumindest einen Hinweis wert gewesen. Immerhin liefert Ulrike Schlieper in ihrer Einführung erste Einschätzungen zur historischen Bedeutung dieses Zeitraums, indem sie die Aufmerksamkeit auf herausragende Produktionen der beiden Jahre lenkt: auf Fred von Hoerschelmanns »Das Schiff Esperanza«, das später zur Schullektüre avancierte; auf Arbeiten von Dürrenmatt, Frisch, Böll, Kaschnitz und Eich, dessen »Die andere und ich« 1953 den Hörspielpreis

der Kriegsblinden erhielt. Die Auszeichnung wurde erst zum zweiten Mal vergeben, nachdem sie Erwin Wickert 1952 zum ersten Mal für »Darfst Du die Stunde rufen« zugesprochen worden war. Zum Prix Italia, an dem sich Deutschland 1953 erstmals beteiligte, wurde Peter Lotars »Das Bild des Menschen« eingereicht, allerdings ohne Erfolg. Schlieper nennt Themenschwerpunkte und geht dann auf die Hörerforschung des NWDR ein.¹

Hörspiele waren in den frühen 50er Jahren beim Publikum äußerst beliebt und die Dramaturgen suchten den Kontakt zu ihm, nicht nur über die Hörerforschung, auch über die direkte Hörerbeteiligung an einzelnen Sendungen. Es gibt einiges zu entdecken für die Programmverantwortlichen heute, für Rundfunkhistoriker und Hörspielfreunde. Sicher warten sie schon auf die nächsten Bände, die dann ein vollständiges Bild dieses wichtigen Kapitels der Mediengeschichte ergeben dürften.

Wolfram Wessels, Mannheim

1 Vgl.: Schlieper, Ulrike: Das Hörspiel der 50er Jahre im Spiegel von Hörerbefragungen. In: RuG Jg. 30 (2004), H. 3/4, S.93ff.

Andreas Hepp, Friedrich Krotz,
Carsten Winter (Hrsg.)
**Globalisierung der Medienkommunikation.
Eine Einführung.**

Wiesbaden: VS Verlag 2005, 350 Seiten.

Lehrbücher verkaufen sich oft recht gut, und so drucken Verlage – und das in letzter Zeit nicht nur beim hier besprochenen Band – gern in dicken Lettern das entsprechende Wort auf die Umschlagseiten. Was aus Marketingsicht durchaus sinnvoll ist: Den eigenen Studenten sind Lehrbücher leicht als Pflichtlektüre zu empfehlen, den Bibliotheken zur Anschaffung im Dutzend.

Um es gleich vorweg zu sagen: Andreas Hepp, Friedrich Krotz und Carsten Winter haben kein schlechtes Buch zusammengestellt. Mehr als das: Es ist sogar sehr lohnenswert und lehrreich. Aber ist es ein »Lehrbuch«, wie der Verlag behauptet? Für dieses Attribut fehlt noch etwas, aber dazu später.

Die Globalisierung, an sich ja kein neuer Prozess, ist seit einigen Jahren auch akademisch en vogue. Hepp et alii gehen daran, dieses Phänomen aus Sicht der Kommunikationswissenschaft zu sortieren. Dies erfolgt in vier Themenblöcken. Der erste, »Theoretische Zugänge« überschrieben, bietet Einführungen in wesentliche Theorien und Interpretationsrahmen von weltweiten, vernetzten und verdichteten Austauschbeziehungen und der Rolle von Medien hierbei. Friedrich Krotz beschreibt den Weg »von Modernisierungs- über Dependenz- zu Globalisierungstheorien«, Alexander Görke den Übergang »von marxis-

tischen Weltsystemtheorien zur Weltgesellschaft«. Dies sind sehr gründliche und dennoch kompakte Artikel. Wie Carsten Winter die Entwicklung »von der Globalisierungstheorie zur Medienkulturforschung« darstellt, ist ebenso gründlich, dennoch nicht unproblematisch eingedenk des Anspruches, einem »Lehrbuch« zuzuarbeiten. Die Medienkultur(-forschung) bleibt hier unscharf und etwas beliebig, weil der Autor schlicht zu viele Perspektiven und Ansätze nebeneinander stellt, deren Verschaltung nicht recht klar wird. Außer natürlich, man ist bereits Experte und kann Winters wissenschaftstheoretischem Parcours voraussetzungslos folgen; aber dann braucht man kein »Lehrbuch« mehr.

Teil 2 des Bandes stellt drei »Problemfelder« vor: Medienpolitik (Hans J. Kleinsteuber), Medienökonomie (Günter Lang/Carsten Winter) und Medienkultur (Andreas Hepp) – einmal mehr materialreiche, stringent präsentierte Artikel, deren Lektüre sehr anregend ist. Aber wieso behandeln sie »Problemfelder«? Wohl ein sehr deutsches Problem der Nomenklatur. Eher geht es doch um Querschnittsfelder oder – um eine Lieblingsvokabel der Herausgeber einfließen zu lassen – transdisziplinäre »Konnektivitäten«.

Auch die beiden folgenden Teile des Buches scheinen mir etwas unglücklich, jedenfalls nicht trennscharf überschrieben zu sein, wiewohl die enthaltenen Beiträge vorzüglich sind. Der Abschnitt »Empirische Zugänge« (Teil 3) versammelt zwei Artikel: von Gerd Hallenberger zur »vergleichenden Fernsehprodukt- und Programmforschung« und von Dorle Dracklé zur »vergleichenden Medienethnografie«. Die »Fallbeispiele« (Teil 4) präsentieren eine sehr lesenswerte Studie zur normativen Stakeholder-Theorie am Beispiel der Vermarktung – und letztlich Interpretationshegemonie – von »Harry Potter« (Michael Neuner/Swaran Sandhu), eine Analyse der Organisations- und Kommunikationsstrukturen von Attac (Andreas Hepp/Waldemar Vogelgesang), eine Betrachtung des hochdynamischen asiatischen Medienmarktes, vornehmlich am Beispiel des Großexporteurs Indien (Jörg Becker/Kurt Luger), sowie eine Untersuchung des Bildes von fremden Kulturen im britischen, deutschen und französischen Fernsehen (Sonja Kretzschmar). »Empirische Zugänge« wäre sicher auch ein passender Titel für Teil 4 gewesen, eine Wortkombination mit dem Stichwort »methodologisch« hätte dagegen Teil 3 treffender überschrieben. Nun ja: Details, und angesichts der ansonsten ganz und gar gelungenen (und überdies sorgfältig redaktionell betreuten) Zusammenstellung sicher eine eher zu vernachlässigende Kritik.

Damit zurück zur Ausgangsfrage: Lehrbuch oder nicht? Das Glossar der zentralen Begriffe und das Stichwortverzeichnis im Anhang sind nützlich und

lobenswert. Jeder Beitrag wird mit drei Titeln »weiterführender Literatur« abgeschlossen. Das ist nicht schlecht, aber didaktisch für ein echtes Lehrbuch noch nicht ausreichend, zumal unkommentiert. Wo bleiben zum Beispiel (Lern-)Zielsetzungen am Anfang der Artikel oder Abschnitte? Hervorgehobene Zusammenfassungen? Grafische Auflockerungen? Übungen zur eigenständigen Lernerfolgskontrolle und zur Weiterarbeit per Selbststudium? James Watson ist dies unlängst in seinem monografischen Lehrbuch zur Medienkommunikation (das übrigens viele Themen des rezensierten Sammelbandes sehr systematisch ebenfalls nahe bringt) Vorbildlich gelungen.¹ Dieser Einwurf schmälert aber nicht den insgesamt sehr guten Eindruck des besprochenen Sammelbandes, der sein Thema facettenreich und – im besten Sinne des Wortes – tief schürfend darstellt und eine Anschaffung lohnt.

Oliver Zöllner, Essen

¹ James Watson: Media Communication. An Introduction to Theory and Process. Basingstoke, New York ©2003.

Jost-Arend Bösenberg
**Die Aktuelle Kamera (1952–1990).
 Lenkungsmechanismen im Fernsehen
 der DDR.**

(= Veröffentlichungen des DRA, Bd. 38).
 Potsdam: Verlag für Berlin-Brandenburg 2004,
 346 Seiten.

Rund 38 Jahre lang gehörte die Nachrichtensendung »Aktuelle Kamera« zu den wichtigsten Utensilien des SED-Staates. Nicht nur welche Flagge das Frontschiff des DDR-Fernsehens hisste, sondern wer als Kapitän fungierte, wie die Deckoffiziere lavierten und die Kommandostrukturen verliefen – das untersuchte Jost-Arend Bösenberg in seiner umfassenden Studie zur DDR-Nachrichtensendung. Die Analyse der Lenkungsprozesse hinsichtlich der »Aktuellen Kamera« kontextualisierte Bösenberg in drei Problemkreisen. Erstens hinsichtlich der Entwicklung des Machtmonopols der SED und der Bedingungen medienpolitischer Kontrolle in der DDR, zweitens der Strukturen und Mechanismen dirigistischer Eingriffe und drittens bezüglich des Selbstverständnisses journalistischer Arbeit, einschließlich der Profilbildung und Konditionierung von Journalisten für die »Aktuelle Kamera« und damit für eine abgesicherte Umsetzung parteipolitischer Ziele (vgl. S. 16f. bzw. 309ff.).

Diese Problemkreise stellen nicht nur Abschnitte seiner Schrift dar, sondern systematisieren essentielle Komponenten des gesamten Funktionszusammenhangs. Mit der Struktur des Leitungsapparates, mit den lenkenden und gelenkten Journalisten als »Funktionäre der Arbeiterklasse« und vor allem mit

den Anleitungsmechanismen und den Schaltstellen wie Agitationskommission, Sekretär Agitation und Büro Geggel erhellt Bösenberg die Entscheidungswege und Anleitungsmechanismen. Damit liegt erstmals für die »Aktuelle Kamera« eine Studie vor, die das Lenkungssystem über sämtliche hierarchische Ebenen verfolgt. Hier verbindet der Autor nicht mechanisch die Makroebene der großen Politik mit dem redaktionellen Handeln, sondern er eruiert die real vollzogenen Prozesse und die entscheidenden Figuren.

Nachdem der Autor die Mechanik der Anleitung und der einhellig gewollten Umsetzung transparent gemacht hat, beleuchtet er das konkrete Funktionieren in zweierlei Weise. Zum einem in konkreten Inhalten, in Form und Gestaltung der »Aktuellen Kamera« als journalistisches Produkt, zum anderen in der Widerspiegelung politischer Interessenlagen zu Schlüsseldaten der DDR-Geschichte. Da sich ein Sendezeitraum von knapp vierzig Jahren gegen einen inhaltsanalytischen Längsschnitt sperrt, rekurriert der Autor auf die gar nicht mal wenigen Untersuchungen zur »Aktuellen Kamera« in West (wie Wilfried Scharf¹) und Ost (wie Klaus Preisigke²). In vier eigenen Fallstudien (17. Juni 1953, 13. August 1961, 11. Plenum 1965 und VIII. Parteitag 1971) rekapituliert Bösenberg dann, wie Großereignisse, vor allem aber Krisen, Inhalt und Struktur der »Aktuellen Kamera« prägten.

Dass der 17. Juni 1953 für Hörfunk und Kinowochenschau, für Printmedien sowieso, ein Medienereignis war, ist Allgemeingut. Dieses Datum auch fürs kindliche DDR-Fernsehen mit gerade einem halben Jahr Versuchsprogramm als »Zäsur« zu nehmen, mutet dagegen kühn an. Die »Aktuelle Kamera« wurde 1953/54 für rund 17 Monate eingestellt, so der unbestrittene Befund. Für einen spektakulären Zusammenhang zum 17. Juni hat allerdings auch Bösenberg »keinen archivierten Hinweis« gefunden (S. 235). Hier zeigt sich nicht zum ersten Mal, wie allgemeine Geschichtsdaten mit zunehmender Spezialität des Bezugsobjektes ihrer Relevanz verlustig gehen. Das apostrophierte 11. Plenum des Zentralkomitees der SED 1965 verdammt bekanntlich DEFA-Produktionen. Das Fernsehen kam noch mal glimpflich davon, bis 1978 ein vergleichbares Parteidonnerwetter über »Ursula«³ und »Die geschlossene Gesellschaft«⁴ hereinbrach. Und selbst bei der bedeutenden Zäsur des VIII. Parteitags der SED 1971 – war er oder waren die weit feudaler inszenierten Parteirituale der 80er Jahre prototypisch für die »Aktuelle Kamera«?

Bevor Bösenberg im Abschlusskapitel Konzept und Aufbau des Medienkontrollapparates in der DDR rekapituliert und dessen Scheitern bewertet, stellt er noch dar, wie parteistaatlich gelenkte Nachrichten in

Sachen Wirkung überprüft wurden und sich 1989 die Auflösung der »Aktuellen Kamera« als Instrument des SED-Staates vollzog.

Manche Formulierung ist ein Schnellschuss, zumal wenn Generelles zur untergegangenen DDR ausgesagt wird. Der gutwillige Leser wird derartige Verallgemeinerungen als eine prononcierte Meinung schätzen. Dem Historiker dürfte solche Toleranz schon schwerer fallen, wenn Pauschalurteile davon ablenken, die Verhältnisse zu sezieren. Ein Beispiel: »Die DDR wurde zu einem System ohne intermediäre Organisationen, mit Ausnahme der Kirchen.« (S. 310) Hatte nicht der SED-Staat eine ganze Reihe vermittelnder Organisationen (in dessen Ideologie »Transmissionsriemen«)? Gewerkschaften, Berufsverbände, Vereine, auch die nichtkommunistischen Parteien CDU, LDPD usw. waren solche Bindeglieder der Indoktrination und Formatierung und gleichzeitig der Therapie und der Nischenidentität. Ein Funktionsprinzip der DDR-Gesellschaft war immerhin der Konsens. Die Hardcore-Sendungen »Aktuelle Kamera« und »Schwarzer Kanal« versprachen keine Entlastung, keinen Ausgleich. Doch wie konziliant war das Unterhaltungsangebot des Ostfernsehens? Oder gar der montägliche Film aus dem UFA-Fundus? Diese von Bösenberg – sicher zu Recht – hier nicht tangierten »Fernsehbereiche« würden zeigen, dass die Modifikation der Lenkungsmechanismen und erst recht der transportierten Inhalte schon im eigenen Haus, dem DDR-Fernsehen, einsetzte.

Die Arbeit ist geprägt von umfassender, akribischer Quellenarbeit, man spürt die nachhaltige Unterstützung durch das DRA Babelsberg. Zahlreiche Tabellen zum Lenkungsapparat, zur Struktur des Fernsehens und der »Aktuellen Kamera« bringen Transparenz ins Gefüge. Zur Nachhaltigkeit der Schrift von Bösenberg tragen zudem die von ihm geführten Zeitzeugengespräche bei. Macher wie die Chefredakteure (so Günter Nerlich, Heinz Grote, Ulrich Meier und Klaus Schickhelm) sowie Lenker (wie Eberhard Fensch und Klaus Raddatz) wurden interviewt. Die verschriftlichten Gespräche sind diesem Buch auf einer CD beigelegt und stellen wahrlich eine höchst aufschlussreiche Quelle dar.

Die Materialfülle der Arbeit ist beachtlich, die Breite des Herangehens bewundernswert. Vereinzelt wird jedoch die historiografische Aufarbeitung von normativen Bewertungen touchiert, dies vielleicht auch, weil kommunikationswissenschaftliche Denkmodelle eher referiert, denn genutzt wurden. Bösenberg konstatiert, dass für die »Aktuelle Kamera«, von den in »westlich-pluralen Mediensystemen« gültigen Nachrichtenfaktoren wenige relevant gewesen seien (S. 199f., auch S. 312). Zu monieren ist dabei nicht eine unhistorische Bewertung, son-

dern die Verwechslung von wissenschaftlichen Modellen (hier zur Nachrichtenselektion) mit Normativem. Und anders betrachtet: Die Macher und Lenker der »Aktuellen Kamera« folgten natürlich Nachrichtenfaktoren bzw. generierten in ihrem Tun und Lassen solche. Involvierung von Honecker, Beteiligung von Politbüromitgliedern, Nähe zur Sowjetunion, Negativum im Westen (Unglück ...), Betroffenheit von »sozialistischen Werten« (Solidarität ...). Es wäre spannend gewesen, die praktizierten Nachrichtenfaktoren der »Aktuellen Kamera« zu erfahren.

Der große historische Bogen über fast vier Jahrzehnte und die Ganzheitlichkeit der untersuchten Medienlenkung von der Partei- und Staatsspitze bis zu redaktionellen Abläufen macht die Studie von Bösenberg zu einem wichtigen Baustein in der Analyse des SED-Staates und der Geschichte des DDR-Fernsehens. Die Studie von Bösenberg ist der 38. Band der Veröffentlichungen des Deutschen Rundfunkarchivs, das sich gerade in den letzten Jahren um eine zusammenschauende Mediengeschichte zum geteilten Deutschland verdient gemacht hat.

Tilo Prase, Leipzig

- 1 Vgl. u.a. Scharf, Wilfried 1981. Nachrichten im Fernsehen der Bundesrepublik Deutschland und der DDR: Objektivität oder Parteilichkeit in der Berichterstattung. Frankfurt am Main.
- 2 Preisigke, Klaus (Ltg. Forschergruppe) 1979. Erfordernisse und Möglichkeiten des Einsatzes fernsehspezifischer Mittel für eine wirkungsvolle Information und Argumentation zur Wirtschafts- und Sozialpolitik. Forschungsbericht. Karl-Marx-Universität Leipzig.
- 3 Die 1978 entstandene Literaturverfilmung »Ursula« als Koproduktion zwischen DDR-Fernsehen und Schweizer Fernsehen geriet aufgrund ihrer formalen und inhaltlichen Gestaltung des Reformationszeitalters und offensichtlichen Parallelen zur DDR-Gesellschaft in heftige Kritik. Vgl. Beutelschmidt, Thomas; Widmer, Franziska 2005. Zwischen den Stühlen. Die Geschichte der Literaturverfilmung URSULA von Egon Günther – eine Koproduktion des Fernsehens der DDR und der Schweiz. Leipzig.
- 4 In dem von Klaus Poche und Frank Beyer produzierten Film »Geschlossene Gesellschaft« spiegelte sich in der Beziehungskrise eines Ehepaares die Entfremdung der DDR-Gesellschaft.

Albert Kümmel/Leander Scholz/
Eckhard Schumacher (Hrsg.)
Einführung in die Geschichte der Medien.
Paderborn: Wilhelm Fink Verlag 2004, 282 Seiten.

Es mag sein, dass der Titel des hier zu besprechenden Sammelbandes nur eine Verlagsentscheidung war, um einen breiteren Käuferkreis anzusprechen. Die Herausgeber stellen nämlich einleitend klar: »Dieser Band erzählt keine Geschichte der Medien, er analysiert Mediendiskurse« (S. 9). Sie folgen damit einem vor allem unter philologisch orientierten Medienwissenschaftlern beliebten Ansatz, nicht

die Ereignisse selbst, sondern nur deren öffentliche Diskussion in den Mittelpunkt der Untersuchung zu rücken. Mediengeschichtlich gewendet: »Wir gehen nicht von einem A priori technischer Erfindungen aus, also von medialen Innovationen, die von Diskursen lediglich begleitet werden. Vielmehr werden technische Innovationen erst im Diskurs zum Ereignis« (S. 7). Von dieser Position aus liegt dann aber doch schon die Gefahr nahe, die Differenz zwischen Mediengeschichte und Mediendiskursgeschichte einzu-ebnen. Was dabei allzu leicht auf der Strecke bleibt, ist der Blick auf die Praxis der Mediennutzung, die sich in aller Regel nicht den Vorgaben der Diskurse fügt, sondern mehr oder minder eigensinnig ganz eigenen, nur empirisch erforschbaren Regeln folgt. Es kann daher nicht nachdrücklich genug darauf bestanden werden, Mediengeschichte und Mediendiskursgeschichte nicht gleichzusetzen.

Beschränkt man sich von vornherein auf die Diskursgeschichte, macht es Sinn, nach der »Wiederkehr weniger Argumentationsmuster und rhetorischer Figuren innerhalb historisch differenter Mediendiskurse« zu fragen (S. 8). Die Antworten fallen in den zehn Beiträgen, die der in Konstanz als Juniorprofessor für Digitale Medien lehrende Albert Kümmel und seine beiden Kölner Kollegen in ihrem Band versammelt haben, jedoch sehr unterschiedlich aus. Vom Anspruch, »Mediendiskurse aufeinander abzubilden« (S. 8), bleibt nicht mehr als ein durchgängig verwendetes Begriffssystem: In jedem Fallbeispiel werden die Möglichkeiten neuer Datenorganisation (»Selektion«), erweiterter Nutzung (»Partizipation«), Erweiterung menschlicher Sinnesfähigkeiten (»Externalisierung«), der Umstrukturierung vorhandener Wissensbestände (»Wissensordnung«), der »Speicherung« und der wachsenden »Aktualität« thematisiert.

Die Einzeluntersuchungen sind nicht nur den zu erwartenden und gängigen Themen Buchdruck, Zeitung, Fotografie, Kino, Radio und Fernsehen gewidmet, sondern auch Ausgefallenerem: der Lithographie, dem Telefon, Video und Internet. Während es Christian Kassung mit seinen »Anmerkungen zur Lithographie« jedoch gelingt, ein plastisches Bild seines Gegenstandes und von dessen Entwicklung seit dem frühen 18. Jahrhundert zu zeichnen, liefert Eckhard Schumacher trotz seiner Einschränkung auf »Hypertext und World Wide Web« zum Thema Internet nur ein eindimensionales Konstrukt, an dem am deutlichsten die Grenzen des gesamten Ansatzes abzulesen sind: Es ist das eine, die wichtigsten programmatischen Aussagen zum Thema zu analysieren, ein anderes, die Praxis zu untersuchen. Was dem Internet vor allem zu seiner Durchsetzung verhalf, war die vergleichsweise triviale E-Mail-Funktion, die bei Schumacher mit keinem Wort Erwähnung findet.

Auch bei der Diskursgeschichte wird die Theorie in der Praxis nur selten eingelöst. Zu schwierig wird es, die gerade im 20. Jahrhundert ausufernden Diskussionen wirklich umfassend zu überblicken. Wenn etwa Christina Bartz die Anfänge der Diskussion über das bundesdeutsche Fernsehen untersucht, bilden ihre Textbasis nicht viel mehr als ein paar Artikel aus den »Fernseh-Informationen« und dem »Spiegel«. Dadurch können schnell gravierende Verzerrungen eintreten, beispielsweise in Form der Behauptung, »dass gerade die Ausweitung des eigenen Programms bis hin zur Gründung des ZDF der Nutzung des ‚ostzonalen‘ Angebots entgegenwirken« sollten (S. 205). Kein Wort fällt in diesem Zusammenhang zu den tatsächlich viel breiter diskutierten Plänen des privaten Fernsehens, die durch entsprechende Entwicklungen in Großbritannien erheblichen Auftrieb erfahren hatten.

Alles in allem bietet der Band sicherlich etliche interessante Detailsinsichten (und eine Fülle von weiterführenden Literaturhinweisen); als überzeugende »Einführung in die Geschichte der Medien« vermag er jedoch kaum zu dienen.

Konrad Dussel, Forst

Internet-Rezension

Der Klick zur Geschichte. Die Web-Angebote von ARD und ZDF zum 60. Jahrestag des Kriegsendes in Europa

Das historische Jubiläum zum Ende des Nationalsozialismus war in diesem Jahr nicht nur Anlass für viele Sondersendungen sowohl auf privaten als auch öffentlich-rechtlichen Kanälen. Es entstand auch eine Vielzahl an online-Angeboten.¹ Neben eigenen Projekten der ARD-Sendeanstalten gab es ein Gemeinschaftsprojekt von BR, NDR, RBB, SR, SWR und WDR sowie einen von der ZDF-Redaktion »Politik und Zeitgeschehen« gestalteten Webspecial. Beide sind für den »Prix Europa« nominiert, mit dem jedes Jahr die besten europäischen Fernseh-, Radio- und Internetproduktionen ausgezeichnet werden.

Bei der ARD ist der Titel der Website »60 Jahre Kriegsende. Mosaik der Erinnerungen« Programm. Die Startseite collagiert eine Vielzahl von briefmarkengroßen Abbildungen, die historische Figuren wie Joseph Goebbels oder Sophie Scholl, Porträts von malträtierten Soldaten, Kriegs- und Kampfszenen, Bilder von Deutschland nach dem Krieg oder Szenen der Vertreibung zeigen. Hinter den anklickbaren Bildern verbergen sich vergleichsweise ausführliche Informationen zu den einzelnen Themen. Die Texte sind von Redakteuren autorisiert. Zudem werden Zeitzeugenberichte in Text- oder Audioformat zur Verfügung gestellt, zusätzliche Bildgalerien

oder weiterführende Literatur- und Sendungshinweise. Dabei ist ein eindeutiger Zusammenhang zwischen den Mosaik-Bildern und verlinktem Thema nicht immer ersichtlich, d.h. der Nutzer muss eher intuitiv vorgehen. Ein Bild von Heinz Rühmann etwa dient als Aufhänger für die Darstellung der kulturellen Situation während des Krieges sowie Joseph Goebbels Kulturpolitik. In diesem »Mosaik der Erinnerungen« existiert keine lineare Struktur, sondern jeder Nutzer stellt sich interaktiv ein eigenes Erinnerungs-menü zusammen – je nach Verweildauer, Ladezeiten und Interesse.

Ein strukturierterer Zugang zu dem umfangreichen Projekt ist jedoch auch über die im oberen Feld der Startseite sichtbare Unterteilung in »Chronologie«, »Schauplätze« und »Themen« möglich. Die aufbereitete Chronologie umfasst die Kriegsjahre 1939 bis 1945. Der Button »Schauplätze« führt über eine Landkarte von Europa mit zusätzlichen Ausschnitten von Pearl Harbour, Quebec und Al Alamein zu einzelnen Orten des Geschehens. Die Landkarte gleicht allerdings eher einem Spielfeld, mit dem sich die Nutzer wie beim »Mosaik der Erinnerungen« intuitiv durch das Geschehen klicken können. Zudem erscheint die Auswahl der Schauplätze aus historischer Sicht recht willkürlich. Der Bereich »Themen« unterteilt die Retrospektive noch einmal in sechs Teile: Kriegsverlauf, Bombenkrieg, Kriegsalltag, Holocaust, Widerstand, Vertreibung. Hinter dem chronologischen Abriss, den Schauplätzen und Themen sind die Texte und Bilder wieder zu finden, die über das »Mosaik« zugänglich sind, aber auch zusätzliche und weitergehende Informationen. Das grafische und textliche Gesamtangebot der ARD-Website ist dabei sehr stark miteinander verlinkt. So steht etwa bei jeder Anwendung die Landkarte von Europa zur Verfügung, auf der das jeweilige nachzulesende Geschehen geografisch nachvollzogen werden kann. Darüber hinaus führen Links auf der Startseite der Webseite zu weiteren Angeboten von anderen Sendeanstalten oder Bildungsinstitutionen wie der Bundeszentrale für politische Bildung (bpb), des Deutschen Historischen Museums (DHM) usw. Darunter befinden sich Zeitzeugenberichte in Textform, Kurzfilme oder Dossiers. Mit Programmhinweisen auf Sendungen der ARD zum Thema oder entsprechende Veranstaltungen wird die Seite der ARD ständig aktualisiert.

Das ZDF nutzt unter der Leitung von Guido Knopp das Netz für einen Webspecial mit dem Titel »Schicksalsjahr 1945«. Das klingt unheilvoll, obwohl die etwas unglücklich formulierte Aufforderung »Klicken Sie sich durch das >Schicksalsjahr 1945<! « dann doch zum Schmunzeln anregt. Beim ZDF setzt man auf einen weitaus emotionaleren Zugang zum Thema als bei der ARD, wobei man sich insbesondere

um die Gestaltung von Bild- und Tonebene bemüht. Das gereicht der Website aus ganz pragmatischen Gründen nicht unbedingt zum Vorteil, da die Ladezeiten für die Kurzfilme weit über das hinausreichen, was man zeitlich auch beim Lesen erfahren hätte.

Die sehr aufwändig gestaltete Multimedia-Collage des ZDF wird, nachdem der Titel langsam vor schwarzem Hintergrund in weißen Buchstaben einblendet wurde, von Guido Knopp persönlich eingeleitet. Während Knopp, auf der rechten Seite in einem kleinen Fenster einblendet, eine Bilanz der Opfer zieht, werden auf der linken Seite Opfer-Bilder gezeigt: Öfen in einem Krematorium, zerstörte Städte, Trümmerfrauen, Leichenberge, Flüchtlingstrecken. Guido Knopp betont dabei die Brisanz der Ereignisse eindringlich, sodass der Nutzer eine Minute konzentrierte Dramatik bekommt. Hinzu kommt eine auf Dauer schwer zu ertragende tragisch-niederdrückende Hintergrundmusik. Während des Intros steht dem Nutzer ein Steuerpult mit zahlreichen Funktionen zur Regulierung der Einleitung zur Verfügung. Es ist fraglich, ob diese Anwendungen wirklich nötig sind oder ob man hier nur einer überzogenen Interaktivitätsvorstellung Rechnung trägt.

Nach dem Intro wird der Nutzer in eine Art imaginäres Rondell versetzt, indem sich vor seinem Auge eine als Menü konzipierte Bildmontage abwechselnd von links nach rechts bewegt. Dabei führen Bildausschnitte von Kriegs-, Nachkriegs- oder Flüchtlings-szenen, die vor einem tiefen, wolkenverhangenen Himmel montiert wurden, zu einzelnen Kapiteln. Dem Verlauf der Bildmontage folgend, ergibt sich so etwas wie eine Ereignischronologie, die mit »Die letzten Tage des Nazi-Regimes« beginnt, über »Bombardierung und Zerstörung«, »Kapitulation und Befreiung der KZ« weitergeführt wird und mit dem »Nachkriegsalltag« endet. Im Gegensatz zum »Mosaik der Erinnerungen« der ARD-Website, in dem auch der Kriegsverlauf als ‚Vorgeschichte‘ des Ereignisjahres 1945 thematisiert wird, fokussiert das ZDF stärker das Kriegsende und die Nachkriegszeit in Deutschland.

‚Gefüllt‘ wurden die einzelnen Kapitel mit Augenzeugenberichten, Bildserien, interaktivem Kartenmaterial sowie historischen Audiobeiträgen. Die Augenzeugenberichte bestehen aus jeweils kurzen Filmsequenzen, in denen von Zeitzeugen kurze Statements geliefert oder Geschichten erzählt werden. In den Bilderserien wird historisches Geschehen anhand von Bildmaterial, das mit ein bis zwei Sätzen kommentiert ist, nacherzählt. So sieht man in der Bildserie »Die letzten Tage des Nazi-Regimes« allgemein bekannte Bilder, auf denen Hitler Kinder-Soldaten die Hand reicht oder letzte ‚menschliche Reserven‘ für den Endsieg zum »Volkssturm« notdürftig ausgebildet werden. Das Ende dieser Bildse-

rie zeigt dabei, dass die redaktionelle Entscheidung für die fast ausschließliche Bebilderung des historischen Geschehens nicht immer greift. So wirkt der Abschluss an dieser Stelle, eine Aufnahme aus einer Kampfszene in Schlesien im Frühjahr 1945, etwas verlegen. Auch der Kommentar erzählt nichts vom Schicksal der zuvor eingeführten ‚letzten Helden‘.

Ärgerlich für den historisch interessierten Nutzer sind vor allem die fehlenden Quellenangaben der Bilder und Audiobeiträge. Während Quellen zu Letzteren völlig fehlen, lassen sich Bildnachweise erst ex post im Abspann nachlesen. Dieses Manko offenbart sich insbesondere mit der im Audioformat zur Verfügung gestellten letzten Neujahrsansprache Adolf Hitlers. In dem Ausschnitt appelliert Hitler an die Bevölkerung durchzuhalten und das Letzte zu geben. Seinen Worten werden Aufnahmen von kämpfenden Kindern, zerstörten Straßenzügen, Flüchtenden und Ausgebombten gegenübergestellt. Weiterreichende, distanzierende Kommentare fehlen. Die Bild-Quellen, Umstände der Entstehung oder Bild-Inhalte werden nicht weiter ausgeführt. Es bleibt die Aussage eines Wahnsinnigen, der das Martyrium seines Volkes unnütz verlängert.

Das ZDF ermöglicht dem Nutzer hauptsächlich, sich in die Umstände des »Schicksalsjahres 1945« einzufühlen. Die schreckliche Bilanz der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft wird über viel Bildmaterial und Zeitzeugenberichte vermittelt. Die Möglichkeit der Einfühlung hat der Nutzer des ARD-Webangebots auch, wobei man jedoch vordergründig auf die Vermittlung historischer Fakten setzt, die thematisch breiter als beim ZDF angelegt sind und auch über Angebote anderer Institutionen einzuholen sind. Während beim ZDF Geschichtskennntnisse vorausgesetzt werden, ordnen bei der ARD journalistische Kommentare die Ereignisse ein. Die textliche Ausgestaltung der Website erlaubt dabei eine gewisse Tiefgründigkeit der Sachverhalte. So entsteht beim ZDF ein Bild einer nie da gewesenen, allgemeinen Katastrophe, während das »Mosaik der Erinnerungen« durch die Themenbreite differenzierter auf Ursache und Wirkung der Katastrophe eingeht. Dabei setzen beide Websites wiederum auf Ereignisgeschichte.

Zudem zeigt sich beim ZDF und bei der ARD sehr deutlich ein Perspektivenwechsel bei der Betrachtung der Opfer des Nationalsozialismus respektive des Zweiten Weltkrieges. Seit 1985, dem 40. Jahrestag der Befreiung, verlagert sich der »Fokus des kritischen Interesses« von den Fragen nach den Ursachen für den Aufstieg der NSDAP hin zu den nationalsozialistischen Verbrechen während des Krieges. Dabei wurde auch zunehmend der Opferstatus der Deutschen ins Blickfeld gerückt. Insbesondere Norbert Frei warnte davor, in einer »pathetischen Psychohys-

terie«, unterschiedslos Zeitzeugen der Kriegsgeneration zu Wort kommen zu lassen und nicht mehr vordergründig die Verfolgten des Naziregimes.² Sowohl im »Mosaik der Erinnerungen« als auch im Themenfeld des »Schicksalsjahres 1945« stehen Verfolgte des Naziregimes neben Zeitzeugen der Kriegsgeneration. In beiden Intros werden ihre Opferbilder aneinander montiert. Ihre Schicksale sind gleich gewichtet abrufbar. Eine stärkere Trennung wäre nicht nur wünschenswert, sondern könnte auch das Maß an Orientierung bieten, welches der Nicht-Historiker erwartet.

Thomas Wilke/Claudia Kusebauch, Halle (Saale)

ARD-Projekt „Mosaik der Erinnerungen“:

<http://kriegsende.ard.de/>

ZDF: <http://www.zdf.de/ZDFxt/module/Kriegsende>

1 Das Portal <http://www.kriegsende.politische-bildung.de> bietet einen hervorragenden Einstieg in die aktuellen Webangebote zum Thema.

2 Vgl. Norbert Frei: 1945 und wir. Das Dritte Reich im Bewußtsein der Deutschen. München 2005.

Daniel Krausnick

Das deutsche Rundfunksystem unter dem Einfluss des Europarechts

(= Tübinger Schriften zum internationalen und europäischen Recht, Bd. 74).

Berlin: Verlag Duncker & Humblot 2005, 447 Seiten.

Die privaten Rundfunkveranstalter in Deutschland bemühen sich, mit Hilfe des Europarechts gegenüber ARD und ZDF rundfunkpolitisch und wirtschaftlich an Boden zu gewinnen. Der Präsident des Verbandes Privater Rundfunk und Telekommunikation (VPRT), Jürgen Doetz, nennt das »die Brüsseler Karte ziehen«. Auch aus diesem Grund ist es hilfreich, diesen Sachverhalt genau zu untersuchen, den Daniel Krausnick mit dem Titel seiner Dissertation (bei Thomas Oppermann, Tübingen) versieht: »Das deutsche Rundfunksystem unter dem Einfluss des Europarechts«. Die zentrale Frage ist dabei: Ist das System in seinem gegenwärtigen Bestand europarechtskonform?

Krausnick stellt zunächst in seiner breit angelegten, äußerst gründlichen Studie die Charakteristika der deutschen dualen Rundfunkordnung dar, die maßgeblich durch die Rechtsprechung des Bundesverfassungsgerichts geprägt ist. Er hebt dabei hervor, dass die vom öffentlich-rechtlichen Rundfunk zu leistende Grundversorgung »in Marktferne, aber nicht in Marktastinenz« zu erbringen sei. Untersucht werden sodann die Entwicklung der Rundfunkpolitik der Europäischen Union (EU), die Vereinbarkeit der maßgeblichen Regelungen des deutschen Rundfunkrechts mit den Grundfreiheiten des Vertrages über die Europäische Gemeinschaft (EG), die

Rundfunkkompetenz der Gemeinschaft und die Bedeutung ihrer wettbewerbsrechtlichen Befugnisse für den Rundfunk. Ferner wird erörtert, ob die deutsche Rundfunkgebühr nach Europarecht als staatliche Beihilfe anzusehen ist und ob der öffentlich-rechtliche Rundfunk in Deutschland an die Transparenzrichtlinie der Gemeinschaft gebunden ist.

Die Darstellung des dualen Systems schließt mit einem Ausblick auf seine Entwicklung im digitalen Zeitalter. Eine Gefahr für die publizistische und die wirtschaftliche Vielfalt ergebe sich, so Krausnick, aus dem »Exklusivwerden meinungsbildender Inhalte«. Ihr sei durch die Pflicht des Gesetzgebers zu begegnen, den Zugang zu Inhalten möglichst für alle Rundfunkveranstalter offen zu halten. Die EG-Fernsehrichtlinie kommt diesem Gebot nach, indem sie den Mitgliedstaaten ermöglicht, Listen von Ereignissen mit erheblicher gesellschaftlicher Bedeutung zu erstellen, deren exklusive Übertragung im Pay-TV unzulässig ist. Bis Mitte der siebziger Jahre hatte sich die Europäische Gemeinschaft nicht mit Rundfunk befasst. Danach ging es immer wieder um die Frage, ob dem öffentlich-rechtlichen Rundfunk wegen seiner Bedeutung für die demokratische Ordnung und seiner kulturellen Dimension eine Sonderrolle einzuräumen sei. Dafür setzte sich das Europäische Parlament nachdrücklich ein. Die Kommission rückte in dem Bestreben, einen gemeinsamen Rundfunkmarkt zu schaffen, die wirtschaftliche Seite des Rundfunks in den Vordergrund, während die deutschen Bundesländer und das Bundesverfassungsgericht die publizistisch-kulturelle Bedeutung betonten.

Krausnick stellt fest, nunmehr seien sich beide Seiten darin einig, dass Rundfunk ein publizistischer und wirtschaftlicher Mischtatbestand sei. Maßgeblichen Anteil an der Annäherung habe das Amsterdamer Protokoll gehabt, das die Sonderstellung des öffentlich-rechtlichen Rundfunks auf europäischer Ebene berücksichtigt, indem es die Befugnisse der Mitgliedstaaten sichert, den öffentlich-rechtlichen Rundfunk zu finanzieren.

Der »Mischtatbestand« bedeute aber auch: »Mittlerweile lässt sich nicht mehr vertreten, dass der Rundfunk aufgrund seines in erster Linie demokratisch-kulturellen Charakters dem Zugriff des Gemeinschaftsrechts generell entzogen ist«. Für den Rundfunk hat die Gemeinschaft keine Allzuständigkeit, sondern eine begrenzte Einzelzuständigkeit. Hier ergeben sich einige Unvereinbarkeiten zwischen deutschem und europäischem Rundfunkrecht sowie Einschätzungsunterschiede. Krausnick kommt zu dem Schluss, dass die Regelungen zur Ausgestaltung des deutschen Rundfunksystems mit der Niederlassungs- und Dienstleistungsfreiheit nach Europarecht größtenteils vereinbar seien. Er zählt eine

Reihe von Bestimmungen auf, die er für europarechtlich unzulässig hält. Darunter sind das Verbot einer mehrfachen Programmträgerschaft und Programmzahlbeschränkungen (wie etwa nach § 3 des Staatsvertrages über den Südwestrundfunk), das generelle Verbot für Nachrichtensprecher, in Werbe- und Teleshopping-Sendungen aufzutreten, sowie Regelungen, die bei der Kabeleinspeisung Programme bevorzugen, deren Veranstalter sich in dem betreffenden Bundesland medienwirtschaftlich engagieren. Einschätzungsunterschiede spielen eine Rolle bei den Fragen, ob die deutsche Rundfunkgebühr eine staatliche Beihilfe ist, und ob die Transparenzrichtlinie der Gemeinschaft für ARD und ZDF gilt. Brüssel bejaht beides, während die deutsche Seite auf jeden Fall den Beihilfecharakter bestreitet. Krausnick verneint den Beihilfecharakter, schon weil es sich nicht um eine staatliche Zuwendung handele (die Gebühr gelangt vom Gebührenzahler zu den Anstalten ohne den Weg über einen staatlichen Haushalt), meint dann aber, wenn man die Gebühr für eine Beihilfe halte, dann sei sie eine nach Europarecht gerechtfertigte. Da die Rundfunkgebühr keine Beihilfe sei, gelte die Transparenzrichtlinie, nach der Unternehmen ihre finanziellen Beziehungen zur öffentlichen Hand und ihre unternehmensinternen Finanzströme durchsichtig zu machen haben, nicht für ARD und ZDF. Mache man sich aber die Meinung der Kommission zu Eigen, dass sie doch gelte, dann sei ihre Umsetzung in die Praxis durchaus möglich; dies müsse jedoch staatsfrei geschehen.

Der Einfluss des Europarechts auf das deutsche Rundfunksystem wird besonders deutlich auf dem Gebiet der Fusionskontrolle. Bei 22 der 50 Fälle, in denen sich die Brüsseler Kommission mit Fusionen auseinanderzusetzen hatte, ging es um private Firmen, die auf deutschen Rundfunkmärkten aktiv sind. Einer der markantesten Fälle war das Verbot des Zusammenschlusses von Bertelsmann und Kirch im deutschen Pay-TV. Mit ihren Entscheidungen hat die Kommission den publizistischen Pluralismus durch Offenhalten der Märkte mittelbar geschützt.

Als Gesamtergebnis hält Krausnick fest, »dass das deutsche Rundfunksystem dem Einfluss des Gemeinschaftsrechts weitgehend standhält«, auf jeden Fall uneingeschränkt in der Grundkonzeption. Die »derzeitige Rolle« der öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten sei europarechtskonform. Die Brüsseler Karte »sticht« demnach nicht so, wie es sich die privaten Veranstalter gewünscht haben. Dass der öffentlich-rechtliche Rundfunk dabei unter Rechtfertigungsdruck geraten ist, hält der Autor für einen positiven Beitrag zur Vermeidung einer »Schiefelage«.

Dietrich Schwarzkopf, Starnberg

Ronald Kurt
Hermeneutik.
Eine sozialwissenschaftliche Einführung.

Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft 2004,
 279 Seiten.

Es ist keine Neuigkeit, dass die Hermeneutiker und die Sozialwissenschaftler in puncto ‚Methode‘ eher selten einer Meinung sind. Einigkeit herrscht allerdings zwischen den beiden Seiten bezüglich des Rufs nach interdisziplinären Ansätzen. Ronald Kurts Buch »Hermeneutik. Eine sozialwissenschaftliche Einführung« ist eine mögliche Antwort auf diesen Ruf. Er versteht sein Buch »als Wegbegleiter zu den Quellen des hermeneutischen Denkens, [so] kann es [...] möglicherweise die Voraussetzungen dafür schaffen, dass sich die Soziologie noch mehr auf die Hermeneutik einlässt als bisher«. (S. 236) Ein ‚Brückenbuch‘ also, das nicht nur die Interdisziplinarität fordert, sondern sie zu praktizieren trachtet – ein aktueller, dringlicher und wünschenswerter Beitrag.

Die Publikation lässt sich in drei Teile gliedern. Der erste Teil mit den Kapiteln 1–4 beinhaltet eine allgemeine Annäherung an das Idiom Hermeneutik: etymologische Genese, mythologischer Hintergrund sowie die Bedingungen und Konsequenzen einer hermeneutischen Haltung werden hier auf 40 Seiten konzis dargestellt.

Der zweite und umfangreichste Teil der Einführung ist der ideengeschichtlichen Rekonstruktion von der Lehre des Verstehens gewidmet. Den roten Faden des 130 Seiten starken Kapitels bilden die ur-hermeneutischen Fragen nach der Möglichkeit des kohärenten Verstehens. Beginnend bei Platons Disput um die Interpretation Homers, gelingt es dem Autor, die Entwicklung der Antworten auf diese Fragen während der letzten 2000 Jahre dar- und entsprechend akzentuiert vorzustellen sowie sie als thematische Konstante für das Denken der abendländischen Philosophie, Theologie und der Geisteswissenschaften einzuführen.

Die interdisziplinäre Leistung des Textes findet im dritten Teil des Buches statt, in welchem Kurt die verstehende Soziologie und ihre Protagonisten der ersten Stunde, Max Weber, Georg Simmel und Alfred Schütz, vorstellt. Kurt übersieht dabei nicht, dass sich keiner von ihnen jemals selbst als Hermeneutiker verstanden hat. Umso interessanter ist es, seinen Ausführungen zu folgen, in welchen er hermeneutische Denkweisen (z.B. durch Bezüge auf Schleiermacher oder Husserl) bei allen drei Denkern aufzeigt.

Der dritte Teil der Publikation umfasst neben der Einführung in die verstehende Soziologie auch das Kapitel »Die Praxis der Auslegung«, welches sich

der Hermeneutik als Methode in der sozialwissenschaftlichen Praxis anhand eines Beispiels widmet. Wünschenswert wäre für die Einführung eine ausgewogenere Gewichtung zwischen Theorie und methodischer Exemplifikation. Schließlich entzündet sich der Methodenstreit zwischen Hermeneutik und Sozialwissenschaften vor allem auch an der unterschiedlichen Einstufung des Verhältnisses von Theorie und Praxis.

Ronald Kurt ist mit seiner sozialwissenschaftlichen Einführung in die Hermeneutik ein gut lesbares und verständliches Buch gelungen, welches Studienanfänger und Fachfremden einen schnellen Einstieg in die Thematik ermöglicht. Ihm gelingt es, eine hohe inhaltliche Dichte übersichtlich zu strukturieren. Die schlüssige Argumentationsstruktur entspricht den Ansprüchen an eine Einführung.

Bedauerlich ist, dass die kritische Diskussion um die Hermeneutik völlig ausgespart wird. Warum haben sich die Sozialwissenschaften so lange gegen sie gesperrt? Worum ging es im Streit zwischen Gadamer und Habermas (S. 166)? Gerade weil diese Fragen hier angesprochen werden, hätten sie zumindest den Versuch einer Klärung verdient.

Obwohl der Autor häufig methodisch kontrollierte Verfahren anmahnt, bleibt doch sein eigenes Vorgehen weitgehend undurchsichtig. Zum einen zeigt sich sein Bemühen um methodische Genauigkeit teilweise geradezu peinlich korrekt (S. 47: auf eineinhalb Seiten wird die begriffliche Unschärfe einer Überschrift wie »Die Geschichte der Hermeneutik« besprochen), zum anderen allerdings wird bei der Auswahl der Autoren für die ideengeschichtlichen Kapitel fünf und sechs nur darauf verwiesen, dass »die Rekonstruktion der Geschichte der Hermeneutik einer gewissen Perspektivität und Selektivität« (S. 11) bedürfe. Natürlich kann bei einem solchen Vorhaben nicht das Ideal der Vollständigkeit eingeklagt werden. Aber genau diese selbstverständliche Perspektivität und Selektivität der Hermeneutik machen sie aus Sicht der empirisch fixierten Sozialwissenschaft so angreifbar. Zu diesem Brennpunkt des methodischen Disputs hätte man Konkretes von Kurt erwartet – auch in Bezug auf sein eigenes methodisches Vorgehen.

Das Herzstück der Einführung bleibt die umfassende ideengeschichtliche Rekonstruktion von der Lehre des Verstehens.

Anja Peltzer, Augsburg

Claudia Fraas/Michael Klemm (Hrsg.)
Mediendiskurse.
Bestandsaufnahme und Perspektiven

(= Reihe Bonner Beiträge zur
 Medienwissenschaft, Bd. 4)
 Frankfurt/Main: Lang Verlag 2005,
 370 Seiten.

Diskurse sind medial geprägt, vermittelt, rezipiert und gespeichert. Diese mittlerweile fast zum Gemeinplatz gewordene These lässt in erwartungsfroher Haltung auf eine Differenzierung des Sachverhalts den Band »Mediendiskurse« zur Hand nehmen. Die Publikation gliedert sich in einen von den Herausgebern verfassten einleitenden Aufsatz, einen sechs Aufsätze umfassenden Theorieteil sowie einen umfangreicheren empirischen Teil mit zehn Fallstudien.

In dem einleitenden Aufsatz geben die Herausgeber einen Überblick über den aktuellen Forschungsstand zur Diskursanalyse und formulieren hier den Leitgedanken für den Band. Sie verknüpfen den Foucaultschen Diskursbegriff mit dem der angloamerikanischen Tradition, die stellvertretend für eine kommunikative Mikro- und Makroebene stehen. Damit wollen die Autoren Perspektiven »für eine Weiterentwicklung der linguistischen Diskursanalyse« eröffnen (S. 1f.). Die sich ergebenden Schnittstellen zwischen Mikro- und Makroebene stehen im Vordergrund des analytischen Interesses.

Auf der Basis dieses Leitgedankens stellt sich der vorliegende Band vier zentrale Fragen: Wie lässt sich erstens »der Diskursbegriff linguistisch präziser fassen und gewinnbringend [...] operationalisieren« (S.1)? Zweitens wird die Frage nach geeigneten Methoden gestellt, um »Diskurse als komplexe intertextuelle und intermediale Phänomene« zu beschreiben. Explizit wollen die Autoren dabei »Bilder und andere semiotische Phänomene als Träger von Diskursen systematisch in die Analyse einbeziehen« (S.1). Drittens fragen die Herausgeber nach den »Leitmedien« einer ausdifferenzierten Mediengesellschaft und deren Beitrag zum kollektiven Wissen und kulturellen Gedächtnis. Der vierte Teil schließlich beschäftigt sich damit, ob Internet-Kommunikation als Teil gesellschaftlicher Diskurse bewertet werden kann und ob durch Internet-Kommunikation kollektives Wissen entsteht.

Der theoretisch-methodische Teil deckt ein breites Themenspektrum ab, der Diskursbegriff wird gut operationalisiert, für Teilaspekte präziser gefasst und Schnittstellen zwischen Mikro- und Makroebene modelliert. Klaus-Peter Konehdings Beitrag über »Diskurse, Themen und soziale Topik« entwickelt ein intertextuelles Modell, mit dem sich thematische Verbindungen zwischen einzelnen Texten und the-

matische Bindungen von Texten in Diskursen präziser erfassen lassen. Christoph Sauer untersucht den Mediengebrauch in anthropologischer Perspektive und fragt nach der Bedeutung von sinnlicher Wahrnehmung bei der Genese von »Wissen«. Unter Berücksichtigung Foucaultscher Termini deckt Sauer Trennungslinien auf, entlang derer sich »Wissensverhältnisse« organisieren.

Gleichwohl fehlt hier eine Klärung des Medienbegriffs und seiner Gewichtung für Einzelaspekte. Die Beiträge von Claudia Fraas, Franc Wagner und Stefan Meier beschäftigen sich etwa unter unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen ausschließlich mit dem Netzdiskurs respektive der Kommunikation im Internet. Diese Fokussierung auf das Medium Internet, die sich sowohl über den theoretischen als auch praktischen Teil des Bandes erstreckt, wird vor allem dem sehr anspruchsvollen Titel des Bandes »Mediendiskurse«, aber auch den Leitgedanken und Leitfragen nicht gerecht. Diese Eingrenzung torpediert dann auch eine Klärung der anfangs gestellten Frage, inwieweit sich nun das Internet in einer ausdifferenzierten Mediengesellschaft als »Leitmedium« anbietet.

Weiterhin geht der lobenswerte Anspruch, auch in der linguistischen Analyse interdisziplinär vorzugehen und vor allem die Bildebene einzubeziehen, mit der Realisierung keineswegs Hand in Hand. Lediglich ein Beitrag des Bandes bezieht die Bildanalyse explizit ein und verharrt dessen ungeachtet dennoch auf der Textebene. Stefan Meier betrachtet das »Zeichenlesen im Netzdiskurs« am Beispiel der Wehrmachtsausstellung. Er vergleicht das Angebot der Ausstellung vor Ort, die Präsentation im Internet sowie thematisch ähnlich gelagerte Websites. Seine Überlegungen zur Diskursanalyse multimedialer Kommunikation bleiben allerdings linguistischer Natur, obwohl er bestrebt ist, »semiotische Subsysteme« wie Farb-, Formgebung oder Layout und Typografie in die Analyse einzubeziehen. Aus Sicht des Medienwissenschaftlers wird hier bedauerlicherweise eine Chance vertan, interdisziplinär die Möglichkeiten der Bildanalyse mit linguistischen Untersuchungspraktiken zu verknüpfen. Weiterhin vermisst der Rezensent systematische Ansätze zur Diskursanalyse, die über den Diskurs-Präzedenzfall »Wehrmachtsausstellung« hinausgehen bzw. wäre dieser ein hervorragendes Beispiel für die Analyse der Intermedialität von Mediendiskursen gewesen.

Überhaupt entbehren die Fallbeispiele der im theoretischen Teil ausgeführten Heuristik zur Diskursanalyse. Die Fallbeispiele, die sich vornehmlich dem Thema Krieg und Terrorismus widmen, bieten nicht mehr, aber auch nicht weniger, als linguistische Einzelanalysen. Es bleibt unklar, um noch einmal die vierte Frage nach dem Status und der Funktion von

Internet-Kommunikation aufzugreifen, ob nun durch das thematische Übergewicht des Irakkriegs, selbiger sich durch die Internet-Kommunikation als Teil des gesellschaftlichen Diskurses manifestiert. Dieser Schluss bleibt dem Leser überlassen.

Dem Band »Mediendiskurse« fehlen vor allem die Fragen danach, wie und durch wen mediale Diskurse geprägt, beeinflusst und verändert werden. Dabei hätte sich das Internet als Analyseobjekt durchaus angeboten, da dieses als ein neues Medium unweigerlich Paradigmenwechsel in Bezug auf herkömmliche Medien nach sich zieht. Eine Ausnahme bildet der Beitrag von Steffen Papperts, der »Vorgeprägte Formen und Strukturen als Formulierungsressourcen im Mediendiskurs der DDR« analysiert, um spezifische Machtverhältnisse hinterfragen zu können. Dem Rezensenten erscheint es durchaus wünschenswert, den Ansatz unter einer Forcierung von Interdisziplinarität und Intermedialität weiterzuführen.

Thomas Wilke, Halle/Saale

Klaus Arnold / Christoph Classen (Hrsg.)
Zwischen Pop und Propaganda.

Radio in der DDR.

Berlin: Ch. Links Verlag 2004, 382 Seiten.

Mehr als 40 Jahre standen das westliche und das östliche Deutschland in Systemkonkurrenz zueinander – das galt ganz besonders für die an keiner Demarkationslinie Halt machenden elektronischen Medien. Einem der beiden, dem Radio, galt eine Tagung im März 2004 in Berlin. Die dort gehaltenen Vorträge liegen nun nach relativ kurzer Zeit bereits in publizierter Form vor.

In ihrem einleitenden Beitrag kommen die Herausgeber (und Tagungsorganisatoren) sofort auf das Grundproblem der DDR zu sprechen. Die Programmierer hatten auf der einen Seite den ideologischen Vorgaben der SED nachzukommen, auf der anderen Seite aber attraktive Sendungen anzubieten, so dass die Hörer auf den Wellen des ostdeutschen Rundfunks blieben und nicht zu westdeutschen Sendestationen abwanderten. Publikumswünsche zu befriedigen und der Quotenkonkurrenz des Westens zu trotzen – das waren nach Arnold/Classen die ausschlaggebenden Faktoren für den Programmerfolg. So musste der ostdeutsche Rundfunk notgedrungen Bunte Abende, Tanzmusik und Schlager – Wünsche, die bereits in den 20er Jahren von den Hörern geäußert worden waren – bringen. Allerdings gaben die DDR-Machthaber den Anspruch, die Bevölkerung nach ihren politischen Vorstellungen zu prägen, nicht auf – verbunden mit Nachrichtenunterdrückung und Fälschungen.

In den rund 20 Beiträgen wird die kaum kontinuierlich zu nennende Entwicklung des DDR-Hörfunks nach-

gezeichnet. Die Autoren befassen sich mit den institutionellen Rahmenbedingungen des Rundfunks in der SBZ und der frühen DDR, als das Medium nach sowjetischem Vorbild umorganisiert wurde, sowie mit Unterhaltungssendungen, die zwischen altbekannten Formaten und gesellschaftsrevolutionären Zielen mit Massenliedern, Betriebsabenden und Bekenntnissen der Künstler zum Sozialismus changierten. Der 17. Juni 1953 stellte für den Rundfunk der DDR eine Zäsur dar, übten doch namhafte Redakteure, beispielsweise Karl-Eduard von Schnitzler, bei der Aufarbeitung ihres Versagens Selbstkritik. Es schlossen sich Beiträge über den Zeitraum vom Mauerbau 1961 bis in die Nachwendezeit Anfang der 90er Jahre, zu Zielgruppenprogrammen (u. a. Deutschlandsender, Jugendstudio DT 64 und Deutscher Soldatensender 935) sowie zum Geheimsender Radio Moldau, mit dem die DDR den »Prager Frühling« von 1968 bekämpfte, an. Mit »Vergleichs- und Rezeptionsaspekte« ist ein abschließendes Kapitel eines Bandes überschrieben, in dem die meisten Autoren prägnant und präzise ihre teilweise länger zurückliegenden Forschungen – Insidern natürlich längst bekannt – nunmehr erneut und einem breiteren Publikum darlegen können.

Ansgar Diller, Hochheim am Main

Bibliografie

Zeitschriftenlese 91 (1.7.–31.12.2004)

25-Jahr-Feier des Dortmunder Instituts für Journalistik: [4 Beiträge]/SIMONE SZYDLAK u.a. In: Journalistik Journal/Hrsg.: Institut für Journalistik, Universität Dortmund. Jg. 5. 2002. H. 1. S. 9–12.

80 Jahre Radio : [Themenheft]/JOHANNA DORER u.a. In: Medien & Zeit. Jg. 19. 2004. H. 3. S. 1–68. Beiträge zur Geschichte des Hörfunks in Österreich.

JOHANNA DORER: Another communication is possible. Triales Rundfunksystem und die Geschichte der Freien Radios in Österreich.

MATTHIAS MARSCHIK: Die Geburt der Nation aus dem Unterseekabel. Eine Momentaufnahme aus Österreichs Rundfunkgeschichte.

GISELA SÄCKL: Erich Kunsti - Wegbereiter »lebendiger« Radioberichterstattung. »Je mehr es Banales gibt, desto mehr sehnen sich die Leute nach etwas Vernünftigerem.« Ö 1-Chef Alfred Treiber im Gespräch mit Iris Hajicsek und Fritz Hausjell

HARTMUT W. BÖSE: Das Kurzwelle-Radio in Österreich. Erinnerungen an ein Kapitel österreichischer Rundfunkgeschichte.

WOLFGANG DUCHKOWITSCH, VERENA WAHL: Versunkene Radiowelt. Kulinarische und andere Empfehlungen für eine neue Rundfunkgeschichte. Gaby Falböck, Bernd Semrad: »Graue Radiotheorie« Frühe Beiträge zur Rundfunkforschung am Institut für Zeitungswissenschaft der Universität Wien.

ALBERT, MECHTHILD: Idee des Radios in Spanien. In: Die Idee des Radios: von den Anfängen in Europa und den USA bis 1933 (Jahrbuch Medien und Geschichte. 4. 2004)/Edgar Lersch; Helmut Schanze (Hrsg.). Konstanz 2004. S. 119–135.

Zur Frühgeschichte des Hörfunks in Spanien.

ANGERMANN, KLAUS: Eine Sportjournalistin aus Leidenschaft: zum Tode von Magdalena Müller. In: ZDF Kontakt. 2004. H. 10. S. 46–47.

Magdalena Müller, 1940–2004, von 1963 bis 1996 Sportreporterin und Redakteurin des ZDF.

APPEL, REINHARD: Die sportliche Substanz des ZDF: zum Tode von Alfons Spiegel. In: ZDF Kontakt. 2004. H. 10. S. 45.

Alfons Spiegel, 1928–2004, von 1963 bis 1984 Redakteur bzw. Redaktionsleiter Hauptredaktion Sport des ZDF. Nachruf auf der Trauerfeier am 19.8.2004 in Wiesbaden.

ARETZ, CHRISTA, IRENE SCHOOR: Black Gate Cologne: die Anfänge der Videokunst in Köln. In: Aretz,

Christa; Irene Schoor: Köln im Film: Filmgeschichte(n) einer Stadt. Köln 2004. S. 282–284.

Unter Berücksichtigung der Bedeutung der Kunstredaktion des WDR (Wibke von Bonin) für die Videokunst.

ARETZ, CHRISTA, IRENE SCHOOR: »Die Stadt ist ein Knäuel von Behinderungen«: Fernsehbilder aus Kölner Hinterhöfen. In: Aretz, Christa; Irene Schoor: Köln im Film: Filmgeschichte(n) einer Stadt. Köln 2004. S. 189–195.

Zur Darstellung Kölns in Fernsehinformationssendungen, Dokumentationen und Fernsehspielen (Beispiel: »Der Unfall« von Peter Beauvais, Drehbuch: Dieter Waldmann) des WDR in den 60er Jahren.

ARETZ, CHRISTA, IRENE SCHOOR: Die Wahl zwischen »Pest« und »Pizza Colonia«: Köln-Filme der Fernsehanstalten. In: Aretz, Christa; Irene Schoor: Köln im Film: Filmgeschichte(n) einer Stadt. Köln 2004. S. 319–322.

Über Köln als Motiv und Location für Fernsehfilme der 90er Jahre.

ARETZ, CHRISTA, IRENE SCHOOR: »Weihnachtsgeschenk für Mutter Colonia«: die ersten Fernsehberichte über Köln. In: Aretz, Christa; Irene Schoor: Köln im Film: Filmgeschichte(n) einer Stadt. Köln 2004. S. 167–175.

Zur Darstellung Kölns im frühen Nachkriegsfernsehen der 50er Jahre in Dokumentationen und im Regionalprogramm des WDR.

BEHMER, MARKUS: Rundfunkgeschichte als interdisziplinäres Anliegen: Bericht von der Jahrestagung der DGPK-Fachgruppe Kommunikationsgeschichte (München, 15. bis 17. Januar 2004). In: Medien & Zeit. Jg. 19. 2004. H. 3. S. 69–70.

BENTELE, GÜNTER: Karin Böhme-Dürr (16.2.1949–14.6.2004): Nachruf. In: Publizistik. Jg. 49. 2004. H. 3. S. 348–349.

Kommunikationswissenschaftlerin.

BERENS, HOLGER: Medienrecht und Medienfreiheit – Die Rolle des Bundesverfassungsgerichts bei der Entwicklung des Medienrechts anhand der Fernsehentscheidungen. In: Kommunikation oder Unterhaltung? Aufgabenstellungen der Medien/Martin Gertler (Hrsg.). Baden-Baden 2004. S. 65–80. Chronologischer Überblick über die Rundfunkurteile des BVerfG 1961 bis 1998.

- BERGMANN, WOLFGANG:** *Five more years: ZDF* the-aterkanal feiert Geburtstag. In: ZDF Kontakt. 2004. H. 12. S. 15.
- BERNARD, BIRGIT:** Das Gästebuch der Westdeutschen Rundfunk AG und des Reichssenders Köln (1929/31–1941). In: Geschichte in Köln. H. 51. 2004. S. 216–225.
- BERTHOUD, JEAN-MICHEL:** Nicolas Lombard, Direktor swissinfo/SRI: »Das Radio hört zu früh auf. Wir hätten niemals so schnell ausscheiden dürfen«. In: Radio-Kurier – weltweit hören. 2004. H. 23/24. S. 13.
Zur Geschichte des Schweizer Auslandsrundfunks SRI (Schweizer Radio International) von 1935 bis 2004. Die Funktion des Senders wird seitdem über das Internet fortgeführt.
- BIENER, HANSJÖRG:** Letzte Reste von AWR Costa Rica verschwunden. In: Radio-Kurier - weltweit hören. 2004. H. 23/24. S. 17.
Zur Situation des Missionssenders Adventist World Radio in Lateinamerika nach der Schließung seiner Niederlassung in Costa Rica 2004.
- BIENER, HANSJÖRG:** 10 Jahre Radio Singapore International. In: Radio-Kurier – weltweit hören. 2004. H. 17/18. S. 15.
- BRAUN, RAINER:** Echtes Aushängeschild: 10 Jahre Radio Multikulti. In: Funkkorrespondenz. 2004. H. 38. S. 27.
Über die multikulturelle Hörfunkwelle des Rundfunks Berlin-Brandenburg.
- CÁBELOVÁ, LENKA:** Die Anfänge des Rundfunks in der Tschechoslowakei. In: Die Idee des Radios: von den Anfängen in Europa und den USA bis 1933 (Jahrbuch Medien und Geschichte. 4. 2004)/Edgar Lersch; Helmut Schanze (Hrsg.). Konstanz 2004. S. 137–163.
Zur Frühgeschichte des Hörfunks und seiner Regulierung in der Tschechoslowakei.
- CEZANNE, STEPHAN:** »Kanzel der Moderne«. Seit 25 Jahren überträgt das ZDF Fernsehgottesdienste. In: epd medien. 2004. H. 93. S. 9.
- CONRAD, SUSANNE:** 15 Jahre »Mittagsmagazin«/ Interview mit Moderatorin Susanne Conrad: Katharina Riwola. In: ZDF Kontakt. 2004. H. 10. S. 10–11.
Über Zielsetzung, Konzeption und journalistischen Anspruch des ZDF-Mittagsmagazins (seit 2. Oktober 1989).
- DHOEST, ALEXANDER:** Negotiating images of the nation: the production of Flemish TV drama, 1953–1989. In: Media, culture and society Vol. 26. 2004. Nr 3. S. 393–408.
- Zur Konstruktion nationaler Identität im flämischen Fernsehfilm Belgiens (VRT/BRT).
- DÖHL, REINHARD:** Le travail radiophonique de Walter Benjamin. In: Relais et passages: fonctions de la radio en contexte germanophone/textes réunis par Claudia Krebs et Christine Meyer. Paris 2004. S. 73–106.
Über die Rundfunkarbeit Walter Benjamins: Kinder-sendungen, Hörspiele, Literaturkritik u.a.
- DRECKMANN, HANS-JOSEF:** »Du bist in Afrika immer Außenseiter«: H.-J. Dreckmann stand 27 Jahre im Dienst der ARD/Interview: Ruth Reichstein. In: Journalistik Journal/Hrsg: Institut für Journalistik, Universität Dortmund. Jg. 5. 2002. H. 1. S. 16–17.
Porträt des Auslandskorrespondenten mit dem Schwerpunkt Afrika anlässlich seines Eintritts in den Ruhestand 2002.
- DROSDATIS, REGINA:** Brückenbauer: als der Deutsche Fernsehfunk 1990 3sat beiträt. In: ZDF Kontakt. 2004. H. 12. S. 32.
Zur Kooperation des DDR-Fernsehens Deutscher Fernsehfunk (DFF) mit 3sat zwischen November 1989 und Dezember 1991.
- DUSEK, PETER:** Das Fernseharchiv des ORF. In: Mediensammlungen in Deutschland im internationalen Vergleich: Bestände und Zugänge: Symposium des Netzwerks Mediatheken am 7. und 8. Oktober 2003/ Netzwerk Mediatheken/Hrsg: Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland in Kooperation mit dem Deutschen Rundfunkarchiv. Bonn 2004. S. 109–116.
- DUVAL, RENÉ:** La naissance d'un nouveau media en France. In: Die Idee des Radios: von den Anfängen in Europa und den USA bis 1933 (Jahrbuch Medien und Geschichte. 4. 2004)/Edgar Lersch; Helmut Schanze (Hrsg.). Konstanz 2004. S. 95–110.
Zur frühen Hörfunkgeschichte in Frankreich.
- EBERT, MATTHIAS:** Bunte Basis. Die Medienlandschaft in Litauen. In: epd medien. 2004. H. 74. S. 5–6.
- EBERT, MATTHIAS:** Multi-Segmente. Die Medienlandschaft in Lettland. In: epd medien. 2004. H. 78. S. 5–8.
- EID, MAHMOUD:** Paul Lazarsfeld's ideational network and contribution to the field of communication research. In: Communications: the European journal of communication research. Vol. 29. 2004. Nr. 2. S. 199–233.

ERBRING, LUTZ: Hans-Jürgen Weiß 60 Jahre. In: Publizistik. Jg. 49. 2004. H. 3. S. 343–344.

Kommunikationswissenschaftler, geb. 2.5.1944.

Der Evangeliums-Rundfunk wird 45 Jahre alt: ERF soll der Sender der guten Nachrichten bleiben. In: Radio-Kurier – weltweit hören. 2004. H. 19/20. S. 14–15.

Der 1959 in Wetzlar gegründete Evangeliums-Rundfunk vertritt als eigenständiger TWR-Partner »die christliche Radiomission Trans World Radio (TWR) in allen Ländern, in denen Deutsch gesprochen wird«. Geschichte (Chronik) und ERF in Zahlen.

FEILHAUER, INGEBORG: »Fummeleien« am Montagabend: erotische Grenzgänge mit den »Sommer-nachtsphantasien«. In: ZDF Kontakt. 2004. H. 7. S. 20–21.

Zur Konzeption der sommerlichen Erotik-Film-Reihe des ZDF seit 1993.

FILLIÉS, EBERHARD: Wir lassen die Kirche im globalen Dorf: 25 Jahre Gottesdienst-Übertragungen im ZDF. In: ZDF Kontakt. 2004. H. 6. S. 8–9.

FINKE, NICOLAS: Karl May und das deutsche Fernsehen: T. 1–3. In: Karl May & Co. Das Karl-May-Magazin. 2003. H. 92. S. 39–41, 2004, H. 2 (96). S. 64–69, H. 3 (97). S. 66–73.

1. Akte »Karl-May-Vorhaben/NDR«. Wie der Norddeutsche Rundfunk Winnetou verfilmen wollte [Zur Planung einer neunteiligen Fernsehserie 1961]. 2. Freilichtspektakel im Wohnzimmer. T. 1: Wie Bad Segebergers Karl-May-Spiele ins Fernsehen kamen. 3. Freilichtspektakel im Wohnzimmer. T. 2: Zur »TV-Karriere« der Bad Segeberger Karl-May-Spiele.

Fischer, Jörg-Uwe: »Aufgepasst - es folgt sogleich Bauer Knolles neuester Streich«: Puppenfiguren in den agrarpolitischen Sendungen des DDR-Fernsehens. In: Info 7: Medien, Archive, Information. Jg. 19. 2004. H. 2. S. 111–113.

FRIEDRICH, JASPER A., KATJA GEHLFUß: Olympisches Rennen um die Zuschauer. Die DDR-Berichterstattung 1972 aus München: ostdeutsche Fernsehplaner hatten stets die westdeutschen Sender zum Maßstab. Auch 1972. In: Journalistik Journal/Hrsg.: Institut für Journalistik, Universität Dortmund. Jg. 7. 2004. H. 2. S. 21.

FRITSCH, GÖTZ: Das Hörspiel boomt. In: Vom Dampfradio zur Klangtapete: Beiträge zu 80 Jahren Hörfunk in Österreich/Haimo Godler u.a. (Hrsg.). Wien; Köln; Weimar 2004. S. 97–105.

Zur Geschichte des Hörspiels im deutschsprachigen Raum mit dem Schwerpunkt Österreich.

GLEICH, ULI: Marianne Grewe-Partsch (6.1.1913–22.2.1004). In: Publizistik. Jg. 49. 2004. H. 2. S. 215–216.

Kommunikationswissenschaftlerin, Medienpädagogin.

GODFRIED, NATHAN: »Fellow traveler of the air«: Rod Holmgren and leftist radio news commentary in American Cold War. In: Historical journal of film, radio and television. Vol. 24. 2004. Nr 2. S. 233–251.

Zur Unterdrückung links(radikaler) amerikanischer Hörfunk-Kommentatoren im Kalten Krieg am Beispiel von Rod Holmgren und seiner Situation beim Sender WCFL.

GÖDEKE, PETER: Vom »Bunten Nachmittag« zur packenden Reportage: Mediengeschichte: Pioniere der Sportberichterstattung. In: Journalistik Journal/Hrsg.: Institut für Journalistik, Universität Dortmund. Jg. 7. 2004. H. 2. S. 32–34.

Über die Anfänge der Hörfunk-Sportberichterstattung in der Weimarer Republik.

GRABE, HANS-DIETER: »Rücksichtnahme und Respekt.« Ein Interview mit dem Dokumentarfilmer Hans-Dieter Grabe (ehemals ZDF): Mark Obert. In: epd medien. 2004. H. 90. S. 3–9.

Hans-Dieter Grabe (geb. 1937) war der letzte fest angestellte Dokumentarfilmer des ZDF. Er drehte zahlreiche Magazin-Beiträge und 55 Dokumentarfilme.

GRANVILLE, JOHANNA: Radio Free Europe and international decision-making during the Hungarian crisis of 1956. In: Historical journal of film, radio and television. Vol. 24. 2004. Nr 4. S. 589–611.

GRIFFEN-FOLEY, BRIDGET: From Tit-Bits to Big Brother: a century of audience participation in the media. In: Media, culture and society. Vol. 26. 2004. Nr. 4. S. 533–548.

Zur Geschichte der partizipatorischen Massenmedien vom späten 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart anhand von Beispielen aus Australien, Großbritannien und den USA.

GRUNDMANN, HEIDI: Bemerkungen zur Radiokunst. In: Vom Dampfradio zur Klangtapete: Beiträge zu 80 Jahren Hörfunk in Österreich/Haimo Godler u.a. (Hrsg.). Wien; Köln; Weimar 2004. S. 131–137.

Zur Geschichte der akustischen Kunst im deutschsprachigen Raum mit dem Schwerpunkt Österreich.

GÜNTHER, JOACHIM: 40 Jahre »ZDF SPORTstudio« (40 Jahre Programm ZDF). In: ZDF Jahrbuch 2003. Mainz 2004. S. 90–91.

HAAREN, MARION VON: Paris, 31 rue de Colisée. In: WDR print. Nr. 339. 2004. S. 6–7. Zum 40-jährigen Bestehen des ARD-Studios Paris.

Mit Beiträgen von: Ernst Weisenfeld, Heiko Engelkes, Ulrich Wickert, Sonia Mikich, Helga Kirchner [über Bodo Morawe].

HARTJE, HANS: Paul Pörtner et la radio: un jeu sans frontières? In: Relais et passages: fonctions de la radio en contexte germanophone/textes réunis par Claudia Krebs et Christine Meyer. Paris 2004. S. 55–63.

Über die akustische Kunst (Hörspiele/Schallspiele) von Paul Pörtner.

HEINRICH, RÜDIGER: Arutz Sheva: Piraten oder Patrioten? In: Radio-Kurier - weltweit hören. 2004. H. 15/16. S. 12–13.

Zur Geschichte des ehemaligen israelischen Senders »Arutz Sheva« (»Kanal 7«). Der ehemalige Piratensender wurde 1999 lizenziert und durfte bis zum Verbot 2003 von Land aus senden. Seitdem wird das »radikal-zionistische Programm«, das hauptsächlich die israelischen Siedler in den eroberten Gebieten vertritt, nur noch über Internet verbreitet.

HELL, PETER: Eine kleine rundfunkhistorische Geschichte aus dem Saarland. In: Radio-Kurier - weltweit hören. 2004. H. 23/24. S. 64–65.

Über einen illegalen Propagandasender für das europäische Statut der Saar vor dem Saar-Referendum 1955.

HEMPEL, HEIKE: Glück gehabt! Das kleine Fernsehspiel wird 40 - eine Geburtstagsrede (40 Jahre Programm ZDF). In: ZDF Jahrbuch 2003. Mainz 2004. S. 92–96.

HICKETHIER, KNUT: »Das Wunder der Technik«: die Genese eines Mediums durch die Erprobung anderer Medienparadigmen. Das Fernsehen zwischen Telegrafie, Tonfilm und Radio. In: Die Medien und ihre Technik: Theorien, Modelle, Geschichte/Harro Segeberg (Hrsg.). Marburg 2004. S. 183–206.

HILMES, MICHELE: The origins of the commercial broadcasting system of the United States. In: Die Idee des Radios: von den Anfängen in Europa und den USA bis 1933 (Jahrbuch Medien und Geschichte. 4. 2004)/Edgar Lersch; Helmut Schanze (Hrsg.). Konstanz 2004. S. 73–81.

Zur Frühgeschichte des privaten Hörfunks und seiner Regulierung in den USA.

HÖMBERG, WALTER: Vom Menü zum Buffet. Entwicklungstrends des Fernsehens. In: epd medien. 2004. H. 100. S. 21–25. Referat der Tagung »(K)ein Grund zum Feiern – 20 Jahre dualer Rundfunk« der

Akademie für politische Bildung in Tutzing am 17./18. September 2004.

»20 Jahre dualer Rundfunk waren 2004 nicht nur Anlass zum Feiern und zum Blick zurück. Immer wieder stellte sich auch die Frage, wie sehr sich nicht nur das Medien-, sondern auch das gesellschaftliche Wertesystem insgesamt durch den »Urknall« der Einführung der Privatsender geändert hat.«

HOHLFELD, RALF: Auswahlbibliographie Walter Hömberg 1965–2004: ein Schriftenverzeichnis zum 60. Geburtstag. In: Publizistik. Jg. 49. 2004. H. 3. S. 352–367.

Kommunikationswissenschaftler, geb. 11.8.1944.

HÜSGEN, KLAUS: Sender Langenberg: fast 80 Jahre alt und noch immer auf der Höhe: T. 1–2. In: Radio-Kurier - weltweit hören. 2004. H. 21/22. S. 10–12, H. 23/24. S. 32–34.

HUNTEMANN, HANNE: Große Themen vom kleinen Glück. Zehn Jahre »37°« - eine Erfolgsgeschichte. In: ZDF Kontakt. 2004. H. 10. S. 12–13.

JAEDICKE, HORST: 50 Jahre Fernsehen im Südwesten. In: Doppelpfeil: das Unternehmensmagazin des Südwestrundfunks. 2004. H. 6. S. 16–21.

KAPFER, HERBERT: Zwischen »Hörfunk« und »Hybridisierung«: Hörspiel im medialen und künstlerischen Kontext. In: ARD-Jahrbuch. Jg. 36. 2004/2005. S. 93–98.

Darin: Vom Sendespiel zur Medienkunst; zu historischer und aktueller Intermedialität.

KASPAR, FRANK: Den Dichter beim Denken hören: Rolf-Dieter Brinkmann zeigt sich in einem Radio-Selbstporträt als Pionier des Pop-Hörspiels. In: Theater heute. Jg. 45. 2004. H. 8/9. S. 88–90.

Über Rolf-Dieter Brinkmanns Hörfunk-Feature »Die Wörter sind böse« (1974).

KELLER, HARALD: Der Faktor Telegenität. Kennedy gegen Nixon: Eine Fernsehdebatte und ihre fragwürdige Legende. In: Funkkorrespondenz. 2004. H. 51. S. 6–7.

Zu den ersten Wahlkampf-Fernsehdebatten in den USA zwischen John F. Kennedy und Richard Nixon 1960.

KIEFER, MARIE LUISE: 20 Jahre privater Rundfunk in Deutschland. Versuch einer Bestandsaufnahme aus medienökonomischer Perspektive. In: Media Perspektiven 2004. H. 12. S. 558–568.

KLAUS, ELISABETH: Michael Schmolke 70 Jahre. In: Publizistik. Jg. 49. 2004. H. 2. S. 208–209.

Kommunikationswissenschaftler, geb. 1934, von 1973

bis 2002 Ordinarius am Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Salzburg.

KLUGE, ALEXANDER: Günter Gaus. In: Blätter für deutsche und internationale Politik. Jg. 49. 2004. H. 7. S. 802.

KNOP, KARIN: Von Flower Power zur Pril-Blume: Werbung und Werbemedien der 70er Jahre. In: Die Kultur der siebziger Jahre (Kulturgeschichte des 20. Jahrhunderts). Hrsg. von Werner Faulstich. München 2004. S. 211–231.

KOHSEK-SPOHN, CHRISTIANE: Radio Strasbourg et le réveil de l'identité Alsacienne. In: Relais et passages: fonctions de la radio en contexte germanophone/textes réunis par Claudia Krebs et Christine Meyer. Paris 2004. S. 199–226.

Kommunikationsgeschichte in neuen EU-Ländern II: [Themenheft]/JAN JIRÁK; BARBARA KÖPPLOVÁ u.a. In: Medien & Zeit. Jg. 19. 2004. H. 2. S. 1–43.

Beiträge zur »Geschichte und Entwicklung, Theorie und Methodologie, Etablierung und Institutionalisierung sowie den Zukunftsperspektiven des in allen Fällen erst nach der >Wende< in dieser Form entstandenen Fachs« Kommunikations-/ Mediengeschichte in den neuen osteuropäischen EU-Ländern; Vorstellung konkreter Forschungsbemühungen mit dem Schwerpunkt Transformationsforschung. Beispiele aus Tschechien, der Slowakei und Ungarn.

KREBS, CLAUDIA: Le feuilleton »Paul Temple« de Francis Durbridge (1949–1968): enquête sur un modèle. In: Relais et passages: fonctions de la radio en contexte germanophone/textes réunis par Claudia Krebs et Christine Meyer. Paris 2004. S. 227–250.

Über die von 1949 bis 1959 in acht Staffeln ausgestrahlte Kriminalhörspielserie »Paul Temple« (NWDR/WDR).

KÜBLER, HANS-DIETER: Die eigene Welt der Kinder: zur Entstehung von Kinderkultur und Kindermedien in den siebziger Jahren. In: Die Kultur der siebziger Jahre (Kulturgeschichte des 20. Jahrhunderts)/Hrsg. von Werner Faulstich. München 2004. S. 65–80.

LANGENSTEIN, GOTTFRIED: Avantgarde auch zur Primetime: 3sat – 20 Jahre anders fernsehen. Interview. In: ZDF Kontakt. 2004. H. 7. S. 12–14.

LANGENSTEIN, GOTTFRIED: Mit Anspruch erfolgreich sein: zu 20 Jahren 3sat/Fragen an Gottfried Langenstein: Rudi Gültner und Michael Sommer. In: ZDF Kontakt. 2004. H. 12. S. 3–5.

LEDER, DIETRICH: Krieg, Krach und Kampagne: das Fernsehjahr 2003 in 9 Analysen, 10 Bildern und 25 Be-

griffen. In: Jahrbuch Fernsehen. 2004. Marl u.a. 2004. S. 71–98.

LEDER, DIETRICH: Vom Verlust der Distanz: die Geschichte der Fußballübertragungen im deutschen Fernsehen. In: Die Visualisierung des Sports in den Medien/Thomas Schierl (Hrsg.). Köln 2004. S. 40–81.

Die Anfänge: 1936–1954; Die Formatierung: 1954–1988; Die Kinematographisierung: 1988–1996; Die Krise: 1996–2004.

LENDZIAN, MAJA: Monika Paetow. Abschied von der Mutter der Lindenstraße. In: WDR print. Nr. 343. 2004. S. 12.

Anlässlich des Eintritts der WDR-Fernsehfilmredakteurin in den Ruhestand.

LERSCH, EDGAR: Bredows »Unterhaltungsrundfunk«: ein deutscher »Sonderweg« oder die Idee des Radios in der Zwischenkriegszeit? In: Die Idee des Radios: von den Anfängen in Europa und den USA bis 1933 (Jahrbuch Medien und Geschichte. 4. 2004)/Edgar Lersch; Helmut Schanze (Hrsg.). Konstanz 2004. S. 29–45.

Zum frühen Hörfunk in Deutschland und seiner Regulierung in der Weimarer Republik.

LILIENTHAL, VOLKER: Ein Ermöglicher. Mehr als »Fernsehgermanist«: zum Tode von Helmut Kreuzer. In: epd medien. 2004. H. 61. S. 5–6.

Helmut Kreuzer, Germanist und Medienwissenschaftler, Gründungssenator der Universität-(Gesamthochschule) Siegen, Sprecher des Sonderforschungsbereichs Bildschirmmedien (SFB 240) der Deutschen Forschungsgemeinschaft.

LINDENBERGER, THOMAS: Vergangenes Hören und Sehen: Zeitgeschichte und ihre Herausforderung durch die audiovisuellen Medien. In: Zeithistorische Forschungen; Studies in contemporary history. Jg. 1. 2004. H. 1. (Zeitgeschichte heute – Stand und Perspektiven). S. 72–85.

Über die audiovisuellen Medien als Gegenstand und Quelle (als Teil der Oral History) der Zeitgeschichtsforschung.

LINDENMEYER, CHRISTOPH: »Vermeintliche Agonie.« Literatur/Formate im öffentlich-rechtlichen Rundfunk. In: epd medien. 2004. H. 68. S. 21–28.

Referat auf der Jahrestagung des deutschen PEN-Zentrums (Schwerpunktthema: Kulturpräsenz in den Medien) am 15. Mai 2004 zum Thema Literatur und Kultur im Hörfunk heute und unter historischem Aspekt.

MCNICHOLAS, ANTHONY: Wrenching the machine around: EastEnders, the BBC and institutional change. In: Media, culture and society. Vol. 26. 2004. Nr. 4. S. 491–512.

Über die englische Soap opera »EastEnders« als Antwort der BBC auf den Zuschauerschwund im Wettbewerb mit kommerziellen Anbietern in den 80er Jahren.

MARTENSTEIN, HARALD: Populismus lohnt sich: wie das Privatfernsehen Deutschland verändert hat. In: Jahrbuch Fernsehen 2004. Marl u.a. 2004. S. 9–18.

Über die Veränderungen des Fernsehprogramms in Deutschland seit Einführung des dualen Rundfunks.

MATZEN, CHRISTIANE: Chronik der Medienentwicklung in Deutschland 2003. In: Medien & Kommunikationswissenschaft. Jg. 52. 2004. H. 4. S. 694–720.

MESSINGFELD, PETER: CAROLINE: Eine Dame wird 40. In: Radio-Kurier - weltweit hören. 2004. H. 15/16. S. 10–11.

Rückblick auf die Feierlichkeiten und auf die Geschichte des ehemaligen Piratensenders Radio Caroline. Mit kurzer Chronik.

MEYEN, MICHAEL: Von der Doktorfabrik zum Kloster der Sozialwissenschaft: Münchener Institut für Kommunikationswissenschaft und Medienforschung feiert 80. Geburtstag. In: Publizistik. Jg. 49. 2004. H. 3. S. 350–351.

MEYEN, MICHAEL: Wer wird Professor für Kommunikationswissenschaft und Journalistik? Ein Beitrag zur Entwicklung einer Wissenschaftsdisziplin in Deutschland. In: Publizistik. Jg. 49. 2004. H. 2. S. 194–206.

MOCHMANN, EKKEHARD: In memoriam: Erwin K. Scheuch (1928–2003). In: Communications: the European journal of communication research. Vol. 29. 2004. Nr. 2. S. 267–269.

MÖLLER, CHRISTIAN, ALEXANDRA POPESCU: Transformation des Journalismussystems: die Implementierung des Prinzips Unabhängigkeit in osteuropäischen Staaten seit 1989. In: Leitbild Unabhängigkeit: zur Sicherung publizistischer Verantwortung/Freimut Duve; Michael Haller (Hrsg.). Konstanz 2004. S. 53–64.

MÜNDEL, DANIELA: Als »deutscher Kennedy« zum Sieg?: Willy Brandt, die USA und die Medien. In: Zeit-historische Forschungen; Studies in contemporary history. Jg. 1. 2004. H. 2. (Mediengeschichte(n)). S. 172–194.

Über Willy Brandt als »Medienpolitiker«, als Politiker, der Medien nutzte und sie für seine Politik und Person instrumentalisierte.

NOWOTTNY, FRIEDRICH: Klaus Altmann. Ein Besessener beim Thema »Soziales«. In: WDR print. Nr. 343. 2004. S. 10.

Langjähriger Korrespondent und Redakteur im Bonner ARD-Studio mit dem Schwerpunkt Arbeits- und Sozialpolitik.

OSTROGORSKI, WLADIMIR: Gedanken zum Jubiläum: zum 75. Jahrestag der Stimme Russlands. In: Radio-Kurier – weltweit hören. 2004. H. 17/18. S. 18–20.

Zur Geschichte des deutschsprachigen Dienstes von Radio Moskau.

PERSONNAZ, MAUD: Fahrerflucht d'Alfred Andersch (1957) et le film noir Américain. In: Relais et passages: fonctions de la radio en contexte germanophone/textes réunis par Claudia Krebs et Christine Meyer. Paris 2004. S. 153–174.

Über die Einflüsse des Film noir in Anderschs Hörspiel »Fahrerflucht«.

PIKE, ROBERT, DWAYNE WINSECK: The politics of global media reform 1907–1923. In: Media, culture and society. Vol. 26. 2004. Nr. 5. S. 643–675.

Zur Entwicklung eines globalen Mediensystems zwischen 1860 und 1920 durch die Entstehung und den Aufschwung der Kabelkommunikation.

PLOG, JOBST: Brief des ARD-Vorsitzenden Jobst Plog zum 70. Geburtstag von Dieter Stolte. In: Funkkorrespondenz. 2004. H. 38. S. 3–4.

PÖTTKER, HORST: Kurt Koszyk 75 Jahre – Dortmunder Journalistik würdigt ihren Begründer. In: Publizistik. Jg. 49. 2004. H. 3. S. 345–346.

Kommunikationswissenschaftler, geb. 31.5.1929, Gründer des Diplom-Studiengangs Journalistik an der Universität Dortmund Mitte der 70er Jahre.

RAUPP, JULIANA: Barbara Baerns 65 Jahre. In: Publizistik. Jg. 49. 2004. H. 2. S. 207.

Kommunikationswissenschaftlerin, geb. 1939, von 1989 bis 2004 Professorin für Theorie und Praxis des Journalismus und der Öffentlichkeitsarbeit an der FU Berlin.

ROBSON, NEIL: Living pictures out of space: the forlorn hopes for television in pre-1939 London. In: Historical journal of film, radio and television. Vol. 24. 2004. Nr. 2. S. 223–232.

Zum Start des Fernsehens der BBC in den 30er Jahren (1936–1939).

ROHRBACH, GÜNTER: Der Autor. Über Peter Märthesheimer. In: WDR print. Nr. 340. 2004. S. 13. Peter Märthesheimer (1937–2004), Fernsehfilm-Redakteur, Produzent und Drehbuchautor für Fernsehen und Kino (WDR, Bavaria).

RÜDELL, CHRISTIANE: Das Sandmännchen ist da. In: Film & TV Kameramann. Jg. 53. 2004. H. 12. S. 136–137. Zur 45-jährigen Geschichte (DDR: 1959, BRD: 1962) der seit 1992 gesamtdeutschen Kleinkindersendung »Unser Sandmännchen« (Sandmann/Sandmännchen).

Mit einem Interview mit Winfried Kujas: »40 Millionen Mark für das Kinderfernsehen der DDR jährlich«

SABLER, WOLFGANG: Brecht et la radio: le cas de Lucullus. In: Relais et passages: fonctions de la radio en contexte germanophone/textes réunis par Claudia Krebs et Christine Meyer. Paris 2004. S. 107–125.

Zur Mediengeschichte des »Lukullus«-Stoffes bei Bertolt Brecht: »Das Verhör des Lukullus«. Ein Radiostück (1940), »Die Verurteilung des Lukullus« (Funkoper, Musik: Paul Dessau, 1951).

SAXER, ULRICH: Louis Bosshart 60 Jahre. In: Publizistik. Jg. 49. 2004. H. 3. S. 342–343.

Kommunikationswissenschaftler, geb. 7.1.1944.

SCANNELL, PADDY: Technology and utopia: British radio in the 1920s. In: Die Idee des Radios: von den Anfängen in Europa und den USA bis 1933 (Jahrbuch Medien und Geschichte. 4. 2004)/Edgar Lersch; Helmut Schanze (Hrsg.). Konstanz 2004. S. 83–93.

SCHADE, EDZARD, URSULA GANZ-BLÄTTLER: Die Anfänge der Rundfunkpolitik in der Schweiz: Das Radio als Hort interkultureller Verständigung - mehr als ein Mythos? In: Die Idee des Radios: von den Anfängen in Europa und den USA bis 1933 (Jahrbuch Medien und Geschichte. 4. 2004)/Edgar Lersch; Helmut Schanze (Hrsg.). Konstanz 2004. S. 205–237.

SCHÄCHTER, MARKUS: Sich selbst und seiner Linie treu. Zum 70. Geburtstag von Dieter Stolte. In: Funkkorrespondenz. 2004. H. 38. S. 3–4. In: Die politische Meinung. Jg. 49. 2004. H. 418. S. 84–86.

SCHÄCHTER, MARKUS: Zum Tode von Bodo H. Hauser. In: ZDF Kontakt. 2004. H. 8/9. S. 46–47.

SCHÄFER, HORST: »Tatorte und Drehorte«: Köln in TV-Serien. Eine Übersicht. In: Aretz, Christa; Irene Schoor: Köln im Film: Filmgeschichte(n) einer Stadt. Köln 2004. S. 323–338.

Über Köln als Motiv und Location für Fernsehkrimis und Fernsehserien.

SCHEFFLER, INGRID: Kultur- und Literaturvermittlung im Kölner Hörfunk: der NWDR/WDR Köln im Prozess regionaler Identitätsbildung in der Zeit von 1945 bis Anfang der 1960er Jahre. In: Geschichte in Köln. H. 51. 2004. S. 147–168.

SCHINDELBECK, DIRK: Elf Millionäre wollt ihr sein! Fußball, Geld und Medien – eine etwas andere Sozialgeschichte. Fußball, Medien und Kommerz. In: Universitas. Jg. 59. 2004. H. 8 (698). S. 793–807.

SCHMID, BEAT: Peter Glotz 65 Jahre. In: Publizistik. Jg. 49. 2004. H. 3. S. 344–345.

Kommunikationswissenschaftler, geb. 6.3.1939.

SCHNEIDER, IRMELA: La pièce radiophonique en Europe: historique et perspectives. In: Relais et passages: fonctions de la radio en contexte germanophone/textes réunis par Claudia Krebs et Christine Meyer. Paris 2004. S. 21–39.

SCHWARZKOPF, DIETRICH: Der Rundfunkphilosoph. Dieter Stoltes Buch »Wie das Fernsehen das Menschenbild verändert« [München, Beck 2004]. In: Funkkorrespondenz. 2004. H. 34. S. 3–6.

Zur Veränderung des Menschenbildes, zum »Werteverfall« und zum Verlust der Menschenwürde im deutschen Fernsehen infolge der »Eroberung des Bildschirms« durch Private und Privates im privaten Fernsehen.

SEEGERS, LU: Fernsehstars und »freie Liebe«: zur Karriere der Programmzeitschrift »HÖR ZU« (1965–1974). In: Zeithistorische Forschungen; Studies in contemporary history. Jg. 1. 2004. H. 2. (Mediengeschichte(n)). S. 214–235.

Die Autorin untersucht, »welche neuen Wert- und Denkmuster im Bereich von Ehe, Familie und privater Lebensführung postuliert wurden«.

SIEGLOCH, KLAUS-PETER: 40 Jahre »heute«-Nachrichten: (40 Jahre Programm ZDF). In: ZDF Jahrbuch 2003 Mainz 2004. S. 87–89.

Der Spitzenreiter. Seit 20 Jahren läuft im WDR Fernsehen die »Lokalzeit«: Inzwischen für neun Regionen in NRW. In: WDR print. Nr. 341. 2004. S. 1–15.

STEINMETZ, RÜDIGER: Weiße Flecken auf der Forschungslandkarte: das DFG-Projekt »Programmgeschichte des DDR-Fernsehens - komparativ«. In: apropos: Film. Das Jahrbuch der DEFA-Stiftung/Hrsg. von der DEFA-Stiftung. Bd. 5. Berlin 2004. S. 293–306.

STENERT, UTE: Die Gründung des Südwestrundfunks - Ein rundfunkpolitisches Lehrstück? In: Communicatio socialis. Jg. 37. 2004. H. 3. S. 261–276.

Vorgeschichte der Fusion; Rundfunkpolitischer Durchbruch; die Fusion von SDR und SWF als Vorbild für weitere ARD-Reformen?

STIEHLER, HANS-JÖRG, JASPER A. FRIEDRICH: »Sparwasser – Tor – 1:0« - Im Sport zählen die Fak-

ten: eine Chronik des friedlichen Wettbewerbs. In der Sportberichterstattung der DDR herrschte überwiegend Sachlichkeit. In: *Journalistik Journal*/Hrsg.: Institut für Journalistik, Universität Dortmund. Jg. 7. 2004. H. 2. S. 18–20.

Geschichte der Sportberichterstattung im Fernsehen der DDR.

STÖBER, RUDOLF: What media evolution is: a theoretical approach to the history of New Media. In: *European journal of communication*. Vol. 19. 2004. Nr. 4. S. 483–505.

Zur Begriffsdefinition und zur Entwicklung Neuer Medien.

STUCKE, FRANK: Exil sur les ondes: ‚Les Lettres du Caporal Adolf Hirnschal‘ de Robert Lucas (1940–1945). In: *Relais et passages: fonctions de la radio en contexte germanophone/textes réunis par Claudia Krebs et Christine Meyer*. Paris 2004. S. 177–198.

Über die Satire-Reihe »Die Briefe des Gefreiten Adolf Hirnschal« als Beitrag des Widerstands im deutschsprachigen Dienst der BBC während des Zweiten Weltkriegs.

STÜLB, HANS-GERHARD: Das Deutsche Rundfunkarchiv und seine Einbettung in die deutsche Medienarchivlandschaft. In: *Mediensammlungen in Deutschland im internationalen Vergleich: Bestände und Zugänge*. Symposium des Netzwerks Mediatheken am 7. und 8. Oktober 2003/Netzwerk Mediatheken/Hrsg.: Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland in Kooperation mit dem Deutschen Rundfunkarchiv. Bonn 2004. S. 88–96.

SÜLE, GISELA: Die Archive des WDR: sieben Schatzkammern. In: *Mediensammlungen in Deutschland im internationalen Vergleich. Bestände und Zugänge*. Symposium des Netzwerks Mediatheken am 7. und 8. Oktober 2003/Netzwerk Mediatheken. Hrsg.: Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland in Kooperation mit dem Deutschen Rundfunkarchiv. Bonn 2004. S. 97–108.

TETZNER, KARL: Die Loewe-Story. Sharp bei der letzten deutschen Fernsehgeräte-Firma beteiligt. In: *Fernseh-Informationen*. Jg. 55. 2004. H. 7. S. 30–32.

Zur Geschichte der Rundfunkfirma Loewe Radio AG/Fernseh AG. Im Mittelpunkt steht ihr Beitrag zur Entwicklung der Fernsehgeräte.

THIELMANN, TRISTAN: Von schwarzen, grauen und roten Löchern im Programm: eine kleine Trailer-geschichte. In: *Navigationen. Siegener Beiträge zur Medien- und Kulturwissenschaft*. Jg. 4. 2004. H. 1/2. S. 187–198.

TÖPPER, BERNHARD: Gerd Jauch zum runden Geburtstag. In: *ZDF Kontakt*. 2004. H. 12. S. 48.

Porträt des früheren ZDF-Nachrichtenleiters und Leiters der Hauptredaktion Gesellschafts- und Bildungspolitik anlässlich seines 80. Geburtstags am 27. November 2004. Jauch gilt als Nestor der Rechts- und Gerichtsberichterstattung im deutschen Fernsehen.

ULMANN-MAURIAT, CAROLINE: Die Geburt des Rundfunks in Frankreich. In: *Die Idee des Radios: von den Anfängen in Europa und den USA bis 1933 (Jahrbuch Medien und Geschichte. 4. 2004)*/Edgar Lersch; Helmut Schanze (Hrsg.). Konstanz 2004. S. 111–118.

Zur Frühgeschichte des Hörfunks und seiner Regulierung in Frankreich.

VENUS, THEODOR: Das österreichische Beispiel - Rundfunkpolitische Weichenstellungen von den Anfängen des Funks bis zur Gründung der RAVAG. In: *Die Idee des Radios: von den Anfängen in Europa und den USA bis 1933 (Jahrbuch Medien und Geschichte. 4. 2004)*/Edgar Lersch; Helmut Schanze (Hrsg.). Konstanz 2004. S. 165–204.

VIEWEG, CHRISTINE: di Lorenzo mit Krawatte. 30 Jahre »3 nach 9« von Radio Bremen. In: *Fernseh-Informationen*. Jg. 55. 2004. H. 11. S. 17–18.

VIEWEG, CHRISTINE: Qualität gegen den Mainstream. 10 Jahre DeutschlandRadio. In: *Fernseh-Informationen*. Jg. 55. 2004. H. 7. S. 11–14.

VOLLBERG, SUSANNE: Fernsehen geht auch anders. 3sat feiert sein 20-jähriges Jubiläum. In: *Fernseh-Informationen*. Jg. 55. 2004. H. 8. S. 18–21.

VOSS, PETER: Respekt und Dank. Rede auf der Trauerfeier für Willibald Hilf. In: *Funkkorrespondenz*. 2004. H. 34. S. 7–9.

Willibald Hilf (1931–2004), 1976–1993 Intendant des Südwestfunks.

WERNECKE, KLAUS: »Freie Radios« - alternative Radiokultur. In: *Die Kultur der siebziger Jahre (Kulturgeschichte des 20. Jahrhunderts)*/Hrsg. von Werner Faulstich. München 2004. S. 165–173.

WIEBEL, MARTIN: Zutrauen und Zumutung. Hartwig Schmidt (80). In: *WDR print*. Nr. 339. 2004. S. 15.
Zum 80. Geburtstag des ehemaligen WDR-Fernsehfilmredakteurs.

WINTERS, PETER JOCHEN: Zum Tod von Günter Gaus. In: *Deutschland Archiv*. Jg. 37. 2004. H. 4. S. 573–574.

WOLTERS DORF, SASCHA: Köln Radyoso. In: *WDR print*. Nr. 343. 2004. S. 3.

»Eine Institution hat Geburtstag: Seit 40 Jahren, seit dem 2. November 1964, sendet >Köln Radyoso< in türkischer Sprache und leistet einen nicht zu unterschätzenden Beitrag zur Integration.»

WORSCHER, RUDOLF: Mit Leib und Seele. Der Produzent Gyula Trebitsch wird 90 Jahre alt. In: epd medien. 2004. H. 86. S. 11–12.

Rudolf Lang, Köln

Herausgeber:

Studienkreis Rundfunk und Geschichte e.V.
www.rundfunkundgeschichte.de

Redaktionsanschrift:

Dr. Hans-Ulrich Wagner (Aufsätze/Dokumentation),
Hans-Bredow-Institut, Forschungsstelle zur Geschichte
des Rundfunks in Norddeutschland,
E-Mail: hans-ulrich.wagner@uni-hamburg.de

Christoph Rohde (Miscellen),
NDR/Dokumentation und Archive,
E-Mail: ch.rohde@ndr.de

Claudia Kusebauch (Rezensionen),
Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg,
E-Mail: kusebauch@medienkomm.uni-halle.de

Steffi Schültzke (Redaktion/Koordination),
Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg;
Medien- und Kommunikationswissenschaften, MMZ,
Mansfelder Str. 56, 06108 Halle, Tel. 0345–552 35 89,
E-Mail: schueltzke@medienkomm.uni-halle.de

Herstellung: Michael Puschendorf, Halle
Druck: Druckhaus Teichmann, Halle

Redaktionsschluss: 15. Oktober 2005